

Das Lied von den Advokaten

Mit leide was verendet des küneges hôchgezît
Als ie diu liebe leide ze aller júngeste gât.
Das Nibelungenlied

Inhaltsangabe

	<u>S.</u>
Pfad	
1. Kapitel: Anwandlungen	5
2. Kapitel: Und sie lebten glücklich	12
3. Kapitel: Heirat Nummer Zwei	18
4. Kapitel: Durst	30
5. Kapitel: Totenklage	39
6. Kapitel: Weichenstellung	47
Frucht	
7. Kapitel: Das Paradies auf dem Lande	61
8. Kapitel: Die Ankunft	75
9. Kapitel: Von Giftpflanzen und Rechtssystemen	85
10. Kapitel: Carne vale	105
Danksagung und Literaturhinweise	120

1. Teil: Pfad

1. Kapitel: Anwandlungen

„Verdammt, wo bleibt Kiki?“

Rechtsanwalt Günther Burmeister richtete die grollenden Augen auf seine Söhne. Natürlich hatten sie keine Ahnung. Gabriel, zehnjährig, begutachtete sein Besteck und machte den Eindruck, als könne er sich nur mit Mühe davon zurückhalten, die Gabel zu ergreifen, mit den Zinken über den Teller zu fahren und dabei dieses grässliche Geräusch zu erzeugen, das kreissägenleich in die Ohren fuhr und jeden Nervenstrang zum Erbeben brachte. Dem Gesicht des Jungen war anzumerken, dass er die tägliche gemeinsame Abendmahlzeit an dem gediegenen Esstisch, in dem gediegenen Speisezimmer, in der gediegenen Stadtvilla total uncool fand. Der zwei Jahre jüngere Gerald schaute mit feuchten Augen in die Ferne. Wie üblich, hing er seinen Träumen nach. Ein Hans-guck-in-die-Luft war er, ein flügelahmer Schwärmer, dieses magere und für sein Alter zu klein geratene Kind. Die Schulleistungen waren auch flügelahm. Konnte das mit der Krebserkrankung seiner Mutter zusammenhängen? Oder war es von Anfang an so, als befände sich ein Teil seines Wesens nicht auf der Erde, sondern in einem sehr nebelhaften Land, hinter den Wolken? Nein, seine Geistesabwesenheit hatte sich in diesem letzten Jahr verstärkt, nachdem die Mutter operiert worden war und die ganzen Chemos über sich ergehen lassen musste. Jetzt lag sie im ersten Stock der Villa in einem abgedunkelten Zimmer und schlief und wollte nicht gestört werden. Kein Wunder, wenn die Kinder seltsam reagierten. Schließlich reagierte er, ihr Mann, ebenfalls seltsam. Hatte sie nicht mehr angerührt, seit er von ihrer Krankheit erfahren hatte. Ein aufmunterndes Lächeln, ein Kuss, der nicht die eingefallene Wange, sondern die Luft traf, zu mehr war er nicht fähig. Und warum? Weil er Angst vor der Ansteckung hatte. Völlig irrational, völlig verrückt, das wusste er, Krebs war nicht ansteckend. Trotzdem war die Angst immer zugegen. Sie saß ihm im Nacken wie ein zottiges schwarzes Tier mit Krallen, die sich in sein Fleisch bohrten und deren Griff sich nur lockerte, wenn er das Haus verließ. Wenn er flüchtete. Am liebsten wäre er ein für alle Mal geflüchtet, weit, weit weg geflüchtet, doch das ging nicht, wegen der Kinder. Wegen seiner beiden Jungs. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als dass sie später Rechtsanwälte wurden und die Kanzlei Burmeister übernahmen, so wie er und sein Bruder sie von seinem Vater und dessen Bruder übernommen hatten. Ob allerdings der verträumte Gerald jemals Interesse für die Juristerei aufbringen würde, das bezweifelte er stark.

Nicht zuletzt musste er im Hause wegen Kiki ausharren, seiner Ältesten. Sie war gerade zwölf geworden, ein herziges, ein niedliches Mädchen, bei dem, wie er wohlgefällig bemerkt hatte, die Brüste sprossen und sich die Hüften rundeten. Eigentlich hieß sie Kira, aber von frühester Kindheit an hatte sie jeder Kiki gerufen, und wenn ihn sein Gedächtnis nicht trog, hatte er ihr diesen Kosenamen gegeben. Das war ein paar Stunden nach ihrer Geburt gewesen, als er sie im Krankenhaus zum ersten Mal in Augenschein genommen hatte. Er hatte sich über das Bettchen gebeugt und das Baby war beim Anblick des von einem rötlichen Bart umrahmten Männergesichtes so erschrocken, dass es zu schreien begann. Es schrie auf eine unverwechselbare Weise, mit einem Kieksen in der Stimme. Die Anwesenden waren in Lachen ausgebrochen und er hatte ausgerufen: „Das ist meine Kiki! Ein eigenwilliges Persönchen!“

Kiki war sie geblieben, und ein eigenwilliges Persönchen, das war sie ebenfalls geblieben. Hatte ihren Kopf und den setzte sie durch. Ließ sich durch nichts beirren, schon als Kleinkind war sie so gewesen. Wenn ihr etwas nicht passte, kräuselte sich ihre Stupsnase, das Kinn

schob sich vor, die Stirn runzelte sich und der süße herzförmige Mund verzog sich. Nein, das will ich nicht. Nein, das esse ich nicht. Nein, heute ziehe ich das rosa Kleid mit den Entchen an und kein anderes. Und wehe, wenn sie auf Widerstand traf! Dann flogen die goldblonden Locken von einer Seite zur anderen (goldblond waren sie, ohne einen Schimmer von Rot, obwohl Eltern und Geschwister rothaarig waren), dann verloren die braunen Augen, die ganz bambihaft, ganz sanftmütig dreinschauen konnten, ihre Klarheit und wurden trüb und wie mit Schlieren von Schlamm durchzogen. Dann erklärte sie mit fester Stimme: „Ich will aber ein Pony. Meine Freundin Mona hat auch eins. Wenn ich kein Pony bekomme, spreche ich nie mehr mit euch. Nie mehr.“ Und da sie eine ähnliche Drohung bei ihrer Tante, die ihr ein Fahrrad verweigert hatte, bereits wahrgemacht und drei Jahre lang mit dieser Tante kein Wort mehr gewechselt hatte, bekam sie das Pony. Sie war wirklich ein eigenwilliges Persönchen, seine Tochter, und er war stolz auf sie, obwohl –

„Nein, Senora Gonzales, lassen Sie die Suppe in der Küche. Wir warten noch genau zwei Minuten auf mein Fräulein Tochter und wenn sie bis dahin nicht hier ist, hole ich sie eigenhändig aus ihrem Zimmer... Da bist du endlich! Wo hast du gesteckt?“

Das Fräulein Tochter marschierte ins Speisezimmer. Die Locken waren verwirrt (seit sich seine Frau nicht mehr darum kümmern konnte, sahen die Kinder etwas verwildert aus, vielleicht sollte er zusätzlich zur Haushälterin ein Kindermädchen einstellen, oder wäre das finanziell nicht zu verkraften?), die Kniestrümpfe waren zu den Knöcheln herabgerutscht und eine Falte stand zwischen ihren Augenbrauen. Entschlossen nahm sie vor den am Tisch Wartenden Aufstellung. Ihre weit geöffneten Augen waren so stumpf, dass sich in ihnen die Lichter des kleinen Kronleuchters, der über dem Esstisch hing, nicht spiegeln konnten. Ihre Stimme war hell wie eine Glasglocke und kein Kieksen war darin, als sie verkündete:

„Wenn ich erwachsen bin, werde ich einen ganz tollen Mann heiraten und wir werden zusammen alt werden und glücklich und zufrieden sein bis zu unserem Lebensende.“

Die Jungen prusteten los. Der für sein Alter recht vernünftige Gabriel, der in seinem Zimmer Kristalle züchtete und sich vorbildlich um die vielen Fische in seinem Aquarium kümmerte, bog sich wiehernd. Er konnte sich gar nicht beruhigen, ein Lachsturm folgte dem anderen, immer wenn er Luft holen wollte, überkam es ihn von neuem. Gerald, der verträumte Gerald, der Hans-guck-in-die-Luft, hopste wie ein Gummiball auf seinem Stuhl auf und ab und quietschte:

„Kiki ist verrückt geworden! Kiki ist verrückt geworden!“

Selbst der Vater konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Hilflos betrachtete er die außer Rand und Band geratenen Jungen.

„Was ist hier los?“

Hagen stand im Zimmer. Ingeheim atmete Günther Burmeister auf. Sein Bruder würde es schon richten. Hagen war drei Jahre jünger als er, aber zweifellos eine Respektperson. Grimmig schaute er drein, noch grimmiger als sonst. Seine Haare – schwarz wie das Gefieder von Raben – hingen ihm in die blasse Stirn. Seine dunklen Augen funkelten und er faltete die Arme vor der starken, breiten Brust (das Ergebnis eines regelmäßigen Trainings in der Muckibude).

„Was hier los ist, habe ich gefragt!“

Drohend fixierte er die beiden Jungen, die verstummt waren. Gabriel starrte auf seinen Teller und Gerald schien sich in sich selbst verkriechen zu wollen. Gut so. Hagen hatte die Kinder im Griff. Er hielt etwas auf Familie, er hielt die Burmeisters zusammen und widmete sich ihnen – besonders nachdem Günthers Frau erkrankt war – mit an Fanatismus grenzender Hingabe. Er hatte sich für das heutige Abendessen frei gemacht, obwohl in der Kanzlei viel

Arbeit auf ihn wartete und er später dorthin zurückkehren musste. Günther überließ dem Unbeweiteten, Kinderlosen gern seine Kinder zur Erziehung. Für ihn war nur eines von Belang: dass er in der Kanzlei das Sagen hatte. Und er hatte das Sagen, daran gab es keinen Zweifel. Hagen war loyal und akzeptierte ihn, den Erstgeborenen, auf absonderlich altmodische Weise in der Doppelfunktion als Kopf der Familie und Chef des Unternehmens. Er ordnete sich ohne Diskussionen unter, was Günthers Selbstvertrauen sehr zuträglich war und ihn mit einem Gefühl selbstgefälliger Zuneigung zu seinem Bruder erfüllte. Hagen nahm ihm eine Menge lästiger Aufgaben ab – und dass er nach der Erkrankung ihrer Mutter darauf achtete, dass die Kinder ihre Manieren nicht vollkommen vergaßen, war ein zusätzliches Plus.

Gabriel hatte sich inzwischen so weit gefangen, dass er von Kikis Auftritt berichten konnte.

„Na und? Eure Schwester hat ihre eigenen Vorstellungen vom Leben, über die ihr euch nicht lustig zu machen habt. Sie ist eure Schwester, verflucht noch mal, und eure Schwester habt ihr zu verteidigen und ihr den Rücken zu stärken. Ist das klar?“

„Ja, Onkel Hagen.“

„Ja, Onkel Hagen.“

Gerals Unterlippe zitterte. Er sah aus, als wolle er gleich anfangen zu weinen, wagte es jedoch nicht in Gegenwart seines Onkels. Dieser wandte sich Kiki zu, die sich – unbeeindruckt vom Heiterkeitsausbruch der Jungen – auf ihren Stuhl gesetzt hatte und hochmütig ihre Nägel betrachtete.

„Und du solltest lernen, dass man manche Dinge für sich behält. Du hast gesehen, wie sie von deinen Brüdern aufgenommen werden. Was meinst du, was Fremde dazu sagen würden? Keine solche Aussprüche vor Fremden, hast du verstanden?“

„Ja, Onkel Hagen.“

Im Gegensatz zu den Jungen senkte sie den Blick nicht. Aufrecht sitzend hielt sie seinen hohlen Totenaugen stand.

„Gut.“

Er drehte sich zu seinem Bruder um.

„Wenn du einverstanden bist, können wir jetzt mit dem Essen beginnen.“

„Natürlich, natürlich.“

Günther Burmeister konnte sich eines zufriedenen Grinsens nicht erwehren. Prachtvoll, wie Hagen die Jungs zur Raison gerufen hatte! Und was Kiki betraf – deren Verschrobenheit würde sich mit der Zeit geben. Sie stand am Beginn der Pubertät und litt vielleicht mehr als die anderen unter der Krankheit der Mutter. In ein paar Jahren würde sie ein normales junges Mädchen sein.

*

Ein halbes Jahr später starb die Mutter und es hatte den Anschein, als wäre Kiki von ihrem Tod am wenigsten berührt. Keine plötzlichen Stimmungsumschwünge, keine Verhaltensauffälligkeiten, die gleiche Hartnäckigkeit, der gleiche Eigensinn wie ehemals. Wenn sie wirklich trauerte, dann versteckte sie es sehr gut. Bei ihren Brüdern war es anders. Gabriel verkroch sich, war ständig missmutig, fand alles total uncool und kümmerte sich um seine Kristalle und seine Fische mit noch größerem Eifer als zuvor. In seinem Zimmer drängten sich überall, auf den Regalen, auf dem Schrank, auf dem Schreibtisch, sogar auf dem Teppichboden Gläser mit wachsenden Kristallen, und zu dem einen Aquarium war ein zweites, doppelt so großes hinzugekommen. Sein Vater kaufte ihm jeden Fisch, den er ihm nannte, und sagte sich, dass dies das wahrscheinlich harmloseste Mittel war, mit dem er ihm helfen konnte, den Verlust zu überwinden. Später würde er ihn für die Juristerei begeistern. Später. Zuerst musste sich der Junge wieder fangen.

Am problematischsten war es bei Gerald. In der Nacht wurde er von Alpträumen geplagt, sah im Schlaf regelmäßig einen brennenden Saal, aus dem Geschrei und Waffengeklirr drang. Er wurde schreckhaft und brach bei dem geringsten Anlass in Tränen aus – da halfen auch die Ermahnungen und die harte Hand des Onkels nicht. Seine Zensuren rutschten in den Keller und da der Wechsel auf ein Internat seinen Zustand wohl nur verschlimmert hätte, schickte man ihn zum Kinderpsychologen und traktierte ihn mit Nachhilfekursen. Außerdem bekam er Zeichenunterricht, denn Zeichnen war schon immer sein Hobby gewesen. Trotzdem dauerte es über ein Jahr, bis seine Leistungen in der Schule allmählich wieder besser wurden und seine Weinerlichkeit und Alpträume nachließen.

Das war nicht nur ein Verdienst des Kinderpsychologen und der Kurse. Kiki trug ihren Teil dazu bei, denn sie hatte sich seiner angenommen. Vor dem Schlafengehen las sie ihm Sagen und seine geliebten Rittergeschichten – die er besonders mochte – vor, paukte mit ihm Englischvokabeln und rechnete mit ihm. Bei ihr passte er besser auf als bei dem genervten Nachhilfelehrer, der ihn das eine um das andere Mal aus seinen Absenzen reißen musste. Da ihr Zimmer neben seinem lag, hörte sie, wenn er nachts schreiend aus einem Alptraum erwachte, stürzte zu ihm, nahm ihn tröstend in die Arme und saß bei ihm, bis er erneut eingeschlafen war.

Trotz aller äußeren Veränderungen: Kikis einmal gefasster und vor der Familie verkündeter Entschluss änderte sich nicht. Sie würde einen ganz tollen Mann heiraten und mit ihm glücklich sein bis an das Lebensende. Aus dem Entschluss wurde eine unumstößliche Überzeugung. Die Wirklichkeit würde sich der Vorstellung anpassen, egal wie närrisch das klang. Und mit jeder Wiederholung wurde diese Vorstellung fester, greifbarer, erfahrbarer. Die Brüder reagierten längst nicht mehr mit Spott oder Widerspruch auf ihre Andeutungen und Ankündigungen. Gabriel zuckte mit den Achseln und zog sich in sein Zimmer zu den Mineralien und Fischen zurück. Gerald hing an ihren Lippen und nickte eifrig. Er akzeptierte alles, was die von ihm wie eine Göttin verehrte große Schwester sagte – aber genau das machte in ihren Augen seine Beipflichtungen bedeutungslos. Also hielt sich Kiki nicht an die Anweisung ihres Onkels und tat ihren Entschluss überall kund – zuallererst in der Schule. Die Konsequenz war, dass sie mit Kübeln voll Hohn und Häme übergossen wurde.

Sie wurde fünfzehn, sie wurde sechzehn. Alles blieb beim Alten. Die Mädchen ihrer Klasse schwärmten für die angesagten Boygroups und pflasterten die Wände ihrer Zimmer mit deren Bildern zu. An den Wänden ihres Zimmers hingen zwei Pferdeposter und die Reproduktion eines Miro-Gemäldes, welche ihr noch die Mutter geschenkt hatte. Etliche Klassenkameradinnen hatten Freunde und tauschten sich angeregt über ihre sexuellen Erfahrungen aus. Nicht so Kiki. Sie hing mit zwei Mädchen herum, die von Haus aus zu den Zeugen Jehovas gehörten und sich deswegen zur vorehelichen Keuschheit verpflichtet fühlten. Die Mädchen bewunderten die Furchtlosigkeit, mit der sie ihren unzeitgemäßen Vorsatz proklamierte, und applaudierten den Weisheiten, in die sie ihn kleidete: „Ich wechsle meine Freunde nicht wie meine Unterwäsche.“ „Ich spare mich für die Hochzeitsnacht auf.“ „Ich akzeptiere nur den Jungen als Freund, der später einmal mein Mann sein wird.“ „Mich bekommt man nicht auf Zeit. Mich bekommt man nur fürs ganze Leben.“ Die übrigen Mädchen der Klasse gackerten und zeigten mit dem Finger auf sie, die Jungen brüllten vor Lachen und schlugen sich auf die Schenkel, während die zwei Zeuginnen Jehovas die Augen niederschlugen und ihr innerlich beipflichteten. In der ganzen Schule sprach man von den drei „eisernen Jungfrauen“.

Kiki ertrug alles standhaft, die boshafte Witze, die Verachtung, die schwatzhaften Angriffe, die sexuellen Anspielungen. Einmal fragte ein Junge:

„He, eiserne Jungfrau, was willst du eigentlich tun, wenn ich dich mit Gewalt flachlege? Dann ist's vorbei mit dem Aufsparen bis zur Hochzeitsnacht!“

Sie antwortete ruhig, die Stimme aus Stahl, die Augen wie Schlamm:

„Dann würde ich dich hinterher töten. Sei ganz sicher. Ich würde dich töten.“

Das Lachen blieb dem Jungen im Hals stecken. Er trottete zu seinen Kameraden zurück und versicherte ihnen: „Die ist völlig verrückt.“

*

Ein Frühlingstag, wie er im Buche stand. Zarte Düfte umschlangen die Baumstämme und die Pollen kitzelten den Allergikern in der Nase. Im Garten der Villa – dem anmutigen lenzgrünen Ort – reckten sich Tuffs roter und gelber Tulpen auf hellgrünen Grassoden. Zittrige Muster aus Sonnenflecken bedeckten den Boden. Günther Burmeister stand an dem Fenster seines Zimmers und blickte schmunzelnd nach draußen. Ein Gerichtstermin war vertagt worden und das hatte ihm unerwartet einen freien Nachmittag verschafft. Zwar gab es genug Arbeit in der Kanzlei, aber damit konnte sich Hagen beschäftigen. Der würde alles am Laufen halten, rackerte sich gern fürs Familienunternehmen ab, der gute Junge. Immerhin verdiente das Brüderchen nicht schlecht... Er jedenfalls gedachte, diesen köstlichen Nachmittag im Tennisclub zu verbringen. Vielleicht konnte sich Marlies freinehmen. Hatte sie nicht gesagt, ihr Mann wäre die ganze Woche geschäftlich in Spanien? Gleich würde er sie anrufen. Bloß noch ein, zwei Minuten am Fenster verharren, kein Glied rühren, nur schauen. Hatte er sich schon lange nicht mehr gegönnt, eine solche Faulheit... Und wenn Marlies keine Zeit hatte? Ach was, das wäre nicht schlimm. Da gab es diese nette Rezeptionistin im Tennisclub, die mit den irrsinnig langen Beinen. Klasse Mädels. Lächelte ihn bei jeder Begegnung an und sah ihm tief in die Augen. Schien einem kleinen Abenteuer nicht abgeneigt.

Sein Schmunzeln vertiefte sich und er strich sich mit dem Zeigefinger über den schmalen Oberlippenbart, den er seit einigen Jahren trug. Marlies hatte ihm zwar gesagt, dass dieser rote Flaum völlig unmöglich aussah, wie vergessene Sauerkrautfädchen, aber er fand, dass er damit flott wirkte. Ein flotter Herr in seinen flottesten Jahren. An den Schläfen hatte er die Haare nachgefärbt, denn bei einem Rothaarigen machten sich graue Schläfen nicht gut. Hätte er so schwarze Haare wie sein Bruder, dann wären graue Schläfen ein zusätzliches Plus bei den Damen. Hagen hatte noch kein einziges graues Haar, obwohl er nicht so viel jünger war. Trotzdem. Er, Günther, sah besser aus, weil er nicht solch ein Narr war, sich in jeder freien Minute mit Gewichten abzustrampeln. Er hatte nicht solch aufgepumpte Muskeln wie Hagen und deswegen flogen die Weiber auf ihn... Obwohl sein Bruder auch kein Kostverächter war und andauernd etwas am Laufen hatte. Aber wenn sie beide gemeinsam eine Party oder ein Bankett besuchten, dann verirrteten sich die Frauenaugen zuerst zu ihm und blieben an ihm haften. Lächelten, lockten, machten Angebote, die er nur zu gern annahm. Es klopfte energisch an der Tür.

Kiki stürmte ins Zimmer, ungeduldig, unnachgiebig. Wie so oft stand eine steile Falte zwischen ihren Augenbrauen.

„Kann ich dich sprechen?“

In ihrer Stimme – eine Spur zu hell, eine Spur zu schrill – lag dieser entschlossene Ton, der ihm jedes Mal, wenn er ihn vernahm, Unbehagen bereitete. Hörte man sie, musste man – und das stimmte, verflucht noch mal, auch wenn es sich um seine Tochter handelte – an unangenehme Dinge wie Hysterie, Gekeife, Herumgezecke denken.

„Was gibt es?“

Andere Väter hätten sofort befürchtet, dass die Tochter Drogenprobleme hatte oder einen kriminellen Freund, dass sie schwanger oder von der Schule geflogen war. Er nicht. Eher wäre die Sonne im Westen aufgegangen, als dass Kiki ihre moralischen Grundsätze aufgegeben hätte.

Sie schob das Kinn ein Stück vor und ihre rehbraunen Augen trübten sich. Das ließ nichts Gutes ahnen.

„Ich habe beschlossen, nach dem Abi Jura zu studieren. Wenn ich weiterhin in der Schule so gut bin wie jetzt, dürfte es mit dem Numerus clausus keine Schwierigkeiten geben.“

Schau an. Das Mädchel wollte Jura studieren. Und hinterher wahrscheinlich in seine Kanzlei eintreten. Er hatte noch gar nicht daran gedacht, dass sie auch... Und warum nicht? Warum sollte nicht eine Frau in die Kanzlei eintreten und vielleicht sogar seine Nachfolgerin werden? Die Zeiten hatten sich geändert. Heute war es nicht mehr wie bei seinem Großvater, der ganz selbstverständlich seinen ältesten Sohn als Nachfolger und Oberhaupt der Kanzlei vorgesehen hatte, und dieser – sein Vater – wiederum ihn. Außerdem war, wenn er an Gabriels Leidenschaft für die Natur und an Gerald's Gekritzel dachte, Kiki wahrscheinlich die bessere Wahl.

„Das freut mich und ich werde dich bei deinem Studium kräftig unterstützen. Wenn du eine gute erste Prüfung abgelegt hast, kannst du einen Teil deines Referendariats in der Kanzlei Burmeister absolvieren. Ich würde dich dann gern betreuen. Und nach der zweiten Staatsprüfung kannst du in die Kanzlei eintreten.“

„Nein.“

Sie schüttelte heftig den Kopf. Ihre blonden Locken – die niedlichen Kinderlocken, an denen sie all die Jahre nichts geändert hatte und die nun unmodern, altbacken wirkten – flogen von einer Seite zur anderen.

„Deswegen möchte ich nicht Jura studieren. Ich habe nicht den Ehrgeiz, Rechtsanwältin zu werden und in die Kanzlei Burmeister einzutreten. Ist einfach nicht mein Ding. Ich will Jura studieren, um in einem der Seminare meinen Traummann kennen zu lernen. Der wird ein ausgezeichneter Rechtsanwalt werden und der richtige Schwiegersohn für dich sein. Er wird die Kanzlei Burmeister zur bekanntesten deutschen Rechtsanwaltskanzlei machen. Habe keine Angst, dass er einen anderen Nachnamen trägt: Ich werde ihn überreden, bei der Heirat meinen Namen anzunehmen. Dann ist auch er ein Burmeister, ein richtiges Familienmitglied, und die Kanzlei braucht nicht umbenannt zu werden, wenn er sie am Ende, nachdem du dich zur Ruhe gesetzt hast, leitet.“

Also doch. Seine Tochter war verrückt. Glaubte felsenfest daran, dass Superman auftauchen und sie in die Arme schließen würde. Malte es sich in allen Einzelheiten aus. Das Mädchen war durchgeknallt. Von vorgestern. Sie gehörte ins 19. Jahrhundert, nicht ins 21. Von ihm hatte sie das nicht. Und mit was für sanften, süßen Augen sie ihn ansah. Etwas zu süß, etwas zu sanft. Geradezu unheimlich.

„Dür wirst ihn in die Kanzlei aufnehmen? Versprichst du mir das? Bitte, versprich es mir!“

„Schon gut. Ich verspreche es.“

„Dann bin ich beruhigt. Du wirst sehen. Ein Schwiegersohn vom Fach ist ein wahrer Segen.“

Ein Kuss auf die Wange und sie war zur Tür heraus.

Ihm war nicht mehr nach Tennis zumute. Ein Schwiegersohn in der Kanzlei, das war das Letzte, was er brauchte! Die Kanzlei war nur für ihn und Hagen und für diejenigen seiner

Kinder, die genügend Interesse dafür aufbrachten (bei dem hypernervösen Gerald, der immer wie auf Messers Schneide lebte, konnte er es sich beim besten Willen nicht vorstellen). Sie war nicht für Angeheiratete. Hagen würde in die Luft gehen, wenn er zu hören bekam, dass ein Angeheirateter in die Kanzlei eintreten sollte. Ein Schwiegersohn war kein Burmeister, selbst wenn er diesen Namen angenommen hatte. Der hatte ein anderes Temperament, andere Vorstellungen, ganz einfach: anderes Blut. Meinte jedenfalls sein Bruder. Hagen und sein Familienstolz. Nie würde er jemanden aus einem anderen Stall in der Kanzlei akzeptieren, jedenfalls nicht als Sozius, geschweige denn als Leiter – und dem Vertrag nach hatte Hagen genauso viel zu sagen wie er, Günther. Nur dass sich ihm sein jüngerer Bruder freiwillig unterordnete. Aber nicht in diesem Fall... Ach, wozu machte er sich Gedanken? Kiki war überspannt und bildete sich Dinge ein, die nie eintreffen würden. Am Ende würde sie einsehen, dass Wunsch und Wirklichkeit zwei verschiedene Schuhe sind, die nicht zueinander passen.

Er ging zu dem Schrank und suchte lustlos seine Tennissachen zusammen. Was für ein eigenartiges Mädchen... Gut. Sollte sie Jura studieren. Sie würde sicherlich das erste und das zweite Staatsexamen mit „voll befriedigend“ ablegen, und da sie intelligent und fleißig war und Familiensinn hatte, wäre nichts dagegen einzuwenden, sie später in die Kanzlei aufzunehmen. Das Versprechen, das er ihr vorhin gegeben hatte, konnte er vernachlässigen. Das war bloß so dahingesagt, um Ruhe zu haben... Mit der Zeit würde alles in Ordnung kommen.

*

Nach dieser Unterredung strengte sich Kiki noch mehr in der Schule an, lernte sogar an den Wochenenden, kümmerte sich nicht darum, dass sie „Streberin“ gerufen und – mit Ausnahme der beiden religiösen Mädchen – von niemandem gemocht wurde. Sie schrieb gut durchdachte Aufsätze, rechnete flink, stützte bei Diskussionen ihre Meinung mit vernünftigen Argumenten. Sie war sportlich, sprachbegabt, hatte ein geradezu phänomenales Gedächtnis, nahm an keiner Klassenfahrt teil und ging Parties aus dem Weg. Sie weigerte sich, den Fuß in eine Disco zu setzen. Der Spitzname „eiserne Jungfrau“ blieb an ihr haften wie ein Kaugummi an einer Schuhsohle. Es focht sie nicht an. Sie bewegte sich selbstgewiss in einem Tunnel auf ihren Traummann – ihren juristisch beschlagenen Traummann – zu.

*

Seit dem frühen Morgen hatte es kräftig geregnet und jetzt, gegen 11 Uhr vormittags, sah es nicht so aus, als würde der Regen heute noch nachlassen. Kikis roter Wagen – ein Geschenk des stolzen Vaters zu ihrem mit einer sehr hohen Punktzahl bestandenen Abitur – stand vor Nässe glänzend, aber ansonsten sauber auf der Straße direkt vor der Villa. Eigentlich hatte die Familie sie bis zum Auto begleiten wollen, was das Wetter verhinderte. Vater, Onkel und die beiden Brüder warteten an der Eingangstür darauf, dass sie mit den letzten Sachen aus ihrem leergeräumten Zimmer kam. Das meiste war schon in der kleinen Eigentumswohnung in München, die in der Nähe der Ludwig-Maximilian-Universität lag, an der sie Jura studieren würde. Ein paar Kartons waren bereits im Kofferraum verstaut.

Kiki trat mit zwei größeren Taschen in die Diele und stellte sie ab. Dem hoch aufgeschossenen Gabriel passte es gar nicht, dass man ihn zur Verabschiedung aus seiner Kristall- und Fisch-Gruft, in der er sich während der Ferien die meiste Zeit aufhielt, beordert hatte. Er murmelte mürrisch:

„Na, dann tschüss.“

„Tschüss. Bleib cool.“
 „Klar.“

Ein nervöses Zucken lief über Gerald's Gesicht. Tränen standen in seinen Augen.

„Wer soll jetzt darauf achten, dass ich rechtzeitig zur Schule komme? Wer soll mit mir Mathematik üben?“

„Nimm`s nicht so tragisch, Brüderchen. Um das rechtzeitige Aufstehen wird sich die neue Haushälterin kümmern und für Mathematik gibt es genügend Nachhilfelehrer. Du hast zwar bereits einige verschlissen, aber Papa wird schon den richtigen für dich finden.“

Sie wandte sich Hagen zu, der gerade eben in einer Akte geblättert hatte. Er ergriff ihre Hand, hielt sie fest und schaute ihr unverwandt in die braunen Augen, die heute besonders klar waren und vor Wachheit blitzten.

„Mach den Burmeisters keine Schande.“

„Ganz im Gegenteil, Onkel Hagen, ganz im Gegenteil.“

Sie umarmte den Vater, der sie an sich drückte und dabei eine Rührung verspürte, die ihm einen gewissen Genuss bereitete. Sie gab ihm einen Kuss und flüsterte ihm zu:

„Du wirst sehen, schon in den nächsten Semesterferien präsentiere ich dir einen Schwiegersohn, der sich für die Kanzlei als wahrer Schatz erweisen wird!“

„Lass gut sein, Kiki, mach dich erst einmal mit der Uni vertraut, arbeite fleißig und vergiss auch nicht, dich zu entspannen.“

Er sah von der Eingangstür aus zu, wie sie - während Gerald den Schirm über sie hielt - mit ihren großen Taschen entschiedenen Schrittes auf ihr Auto zusteuerte, und dachte: „Dieses Mädchen mit ihren verrückten Träumen... Na, die Studenten werden ihr die Flausen schon austreiben. Spätestens nach einem Semester ist sie keine Jungfrau mehr und dann geht`s rund. Habe nichts dagegen. Heutzutage dürfen sich auch die Mädchen die Hörner abstoßen – ach was, heutzutage! Das haben sie schon zu meiner Zeit getan und nicht zu knapp!“

Er winkte dem Wagen kurz nach und war, bevor dieser um die Ecke bog, im Haus verschwunden. Der nächste Gerichtstermin drängte. Bloß der kleine Gerald blieb – mit hängenden Schultern, Schmerz im Blick, den Schirm krampfhaft umklammert – eine ganze Weile auf dem Gehweg stehen.

2. Kapitel: Und sie lebten glücklich

Nachdem das Rasierwasser auf den Wangen verteilt war, konnte sich Starkad nicht von seinem Anblick im Spiegel losreißen. Das Bild, das ihm präsentiert wurde, gefiel ihm gar zu gut. Ein von weißblonden Haaren umrahmtes Gesicht, kühn und kantig, mit – seinen dänischen Vorfahren sei Dank – nordischen Zügen. Dem ausgeprägten Unterkiefer war es zuzuschreiben, dass ihn die babyblauen Augen nicht wie einen Milchbubi aussehen ließen. Schließlich wurde er in ein paar Monaten bereits dreißig! All das war er: der hünenhafte Starkad, den die schwärmerischen Blicke der Frauen tagaus, tagein umflogen; der sportliche Starkad, der am liebsten sein ganzes Leben auf einem Segelboot verbracht hätte; der gesellige Starkad, der sich auf allen möglichen Parties herumtrieb und jeden unter den Tisch trinken konnte. Aber leider war er auch der nicht sehr intelligente Starkad, der beim ersten Anlauf nach einer deutlich überschrittenen Regelstudienzeit mit Pauken und Trompeten durchs Juraexamen gerasselt war, und – noch viel schlimmer – der geknechtete Starkad, der von Bellona wie ein Stück Vieh getrieben, gegängelt, abgekanzelt wurde. Groll stieg in ihm auf und er kehrte dem Spiegel brüsk den Rücken.

Der Gedanke an Bellona erzeugte einen galligen Geschmack in seinem Mund. Dagegen half nur ein Bier. Als er den Kühlschrank öffnete, ertönte in seinem Geist die Stimme der Hexe: „Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du zu viel trinkst?“ Er zuckte mit den Achseln. Dann trank er eben zu viel. Gab es nicht genug Gründe dafür? Es waren – um genauer zu sein – drei Gründe, und jeder lag ihm wie ein Wackerstein im Magen und rumpelte und pumpelte bei der geringsten Bewegung. Zuerst einmal hatte er sein Erbe bis auf ein paar Euros aufgebraucht und hing seit fünf Wochen finanziell an Bellonas Tropf. Dieses Aas ließ es ihn bei jeder Gelegenheit spüren. Als nächstes drohte die Wiederholung der ersten Juristischen Staatsprüfung. Die Chance, sie beim neuerlichen Anlauf zu bestehen, war eher gering. Jura interessierte ihn nicht die Bohne, er hatte es nur studiert, weil sein Vater, der Richter am Oberlandesgericht gewesen war, üppige Zuwendungen davon abhängig gemacht hatte. Daddy war tot, verfaulte im Grab, und er blieb gekettet an ein ungeliebtes Fach, das eine Art des Denkens und Argumentierens erforderte, die ihm auf ewig ein Rätsel und ein Ärgernis sein würde. Überdies quälte ihn Bellona, trieb ihn an den Schreibtisch, trieb ihn in die Uni-Bibliothek, paukte mit ihm, als wäre sie seine private Repetitorin. „Du sollst einmal dein eigenes Geld verdienen und stolz darauf sein.“ Als würde es ihr nicht gefallen, dass er sich jeden Cent von ihr erbetteln musste! Etwas mit Sport hätte er machen sollen, das lag ihm, etwas mit Booten und Wind und nicht mit Paragrafen. Von Paragrafen träumte er hin und wieder, dass sie als gekrümmte Häkchen die Bettdecke entlangliefen, über seine Hände huschten und in seinen Ohren verschwanden.

Während das Bier in großen Schlucken durch die Kehle rann, dachte er an den größten Wackerstein, der auf den beiden anderen lastete, mit ihnen verklammert war. Das war schon ein wahrer Felsblock, der die Magenwände zerriss und zusätzlich den breiten Brustkorb zerquetschte, die Rippen eindrückte, die Luft zum Atmen raubte. Auf diesem Felsblock stand geschrieben: „Bellona, die Tyrannin“. Wenn er an sie dachte, stieg glühende Wut in ihm auf. Sie hatte ihn mit Haut und Haaren vereinnahmt, hatte ihn sich einverleibt, ihn unterjocht, ihn entmündigt, ihn mit dem Zauberstab ihres Geldes in einen kleinen Jungen verwandelt, der ihr widerspruchslos gehorchen musste. Das war ihr gelungen, weil sie ihn beherbergte und beköstigte und bekleidete und was sonst noch alles. Diese falsche Schlange. Obwohl – eine Schönheit war sie zweifellos, eine Frau, die eine solch überwältigende Sinnlichkeit ausstrahlte, dass sie Begehren bei allen männlichen Wesen weckte, die an sie gerieten, egal ob es sich um pubertierende Jüngelchen, kreuzbrave Ehemänner oder Tattergreise handelte. Sie fesselte jeden mit ihrem olivfarbenen Teint, den hohen Jochbögen und den leicht schräg gestellten Augen, die das maskuline Gegenüber so verzückt-verschwommen anschauen konnten, dass man glaubte, sie hätte gerade einen Orgasmus gehabt. Die glänzenden schwarzen Haare hingen herunter bis zu dem ausgeprägten Arsch. Der Gang war katzenhaft und zugleich träge; die dunkle Stimme vibrierte vor Rauheit. Vor allem waren da die mächtigen Titten, reine Natur, kein Silikon. Sie wollten gar nicht zu der schlanken Gestalt passen und stachen gerade wegen des Missverhältnisses ins Auge. Auf ihre Titten stand er: Sie waren spektakulär und wenn er an sie dachte, lief ihm das Wasser im Mund zusammen – und das, obwohl er Bellona verabscheute! Vor seinen Kommilitonen und Kumpanen prahlte er immer damit, dass sie im Bett so hemmungslos und unersättlich war, wie es sich ein Mann nur wünschen konnte. Insgeheim wusste er, dass er ziemlich übertrieb und liebend gern auf sie verzichtet hätte, wäre da nicht seine aussichtslose finanzielle Lage gewesen.

Zuerst hatte sie ihm das Gefühl geschenkt, dass er stolz darauf sein konnte, alle anderen Männer aus dem Rennen geschlagen zu haben. Geschmeichelt hatte sie ihm, hatte ihn ihren Deckhengst genannt und beteuert, er wäre der Beste und sie würde ihm niemals einen anderen vorziehen. Das stimmte sogar. Sie blieb treu – und sorgte dafür, dass er es ebenfalls blieb.

Überwachte ihn, telefonierte hinter ihm her. „Wo bist du jetzt?“ „Bist du allein oder ist jemand bei dir?“ „Wann kommst du?“ Am liebsten hätte sie ihm eine elektronische Fußfessel angelegt und jede seiner Bewegungen am Computer verfolgt. Nach einigen Monaten zog er trotzdem bei ihr ein (ihre mondäne Wohnung und ihr Porsche lockten) und sie begann, ihn zu beherrschen, Kontrolle über seinen Zeitplan, seine sozialen Kontakte, seinen Alkoholkonsum auszuüben. „Hauch mich an.“ „Gestern waren noch zwei Bierflaschen und eine fast volle Weinflasche im Kühlschrank. Wo sind sie geblieben?“ „Kannst du nicht einen Tag ohne Spirituosen auskommen?“ Scheiß-Votze. Und alles nur, weil sie in der stärkeren Position war, weil sie eine der bekanntesten Kunstgalerien der Stadt besaß und eine Eigentumswohnung mit riesiger Terrasse und den Porsche, den sie ihm mit Freuden lieh – wenn sie sicher war, dass er nicht gerade getrunken hatte. Was für ein süßes Mäulchen sie zog, wenn sie ihm versicherte, dass es keine Katastrophe wäre, wenn er auch beim zweiten Anlauf durch die Prüfung rasseln würde, obwohl andererseits ein erfolgreicher Abschluss des Jura-Studiums wünschenswert wäre. Für sie wäre es keine Katastrophe, das war klar. Würde er durchfallen, würde sie ihm einen Job in ihrer Galerie verschaffen und hätte ihn auf die Weise vierundzwanzig Stunden am Tag unter Kontrolle. Nein, er musste die Erste Staatsprüfung bestehen und er musste von ihr weg.

Starkad warf die leere Flasche in den Mülleimer und gestattete sich ein weiteres Bier. Danach sollte fürs Erste Schluss sein mit dem Alk, denn heute wollte er die unerwartet geschenkte Freiheit genießen, sich vielleicht sogar ein Stück Frischfleisch zum Zureiten besorgen. Nach langer Zeit mal wieder was Neues. Wow. Bellona, die leidenschaftliche Skifahrerin, musste unbedingt zum Saisonabschluss noch einmal auf die Piste. Also auf zu einem Kurzurlaub nach Österreich – natürlich ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, dass ihr Stecher das Wasser liebte und Berge hasste. Aber dieses Mal folgte die Strafe auf den Fuß. Sie hatte sich beim Skifahren einen komplizierten Knöchelbruch zugezogen und wurde gerade im Krankenhaus in Innsbruck operiert. Bingo! Natürlich musste er gleich zurück nach Berlin. Das Repetitorium und die Examensvorbereitungen warteten auf ihn. Tut mir schrecklich leid, Darling. Es tat ihm so leid, dass er am liebsten ein Triumphgeheul ausgestoßen hätte. Er war frei! Konnte zu dieser Erstsemester-Party gehen und eines der knackigen Girls aufgabeln. Keine Bellona, die ihn daran hinderte. Seine Augen wanderten zu der Designeruhr an der Wand. 18.00. Die Operation in Innsbruck musste beendet sein. Vielleicht war alles noch besser. Der Anästhesist hatte ihr eine Dosis verpasst, die für ihr armes Herzchen zu viel war. Puff. Und später würde sich herausstellen, dass sie ihrem geliebten Starkad alles vermacht hatte: Eigentumswohnung, Kunstgalerie, Porsche, Geld. Er lachte bitter auf. Ein schöner Traum. Leider ging es im Leben nicht wie im Märchen zu. Er hob die zu drei Vierteln geleerte Flasche und prostete in Richtung Fenster. „In der Hölle sollst du braten.“

Eine Stunde später lief er breitbeinig, mit wiegenden Schritten über den weiträumigen Campus-Vorplatz und steuerte die ehemalige Mensa an, einen Flachbau, in dem die Party stattfinden sollte. Ein drittes Bier war auf das zweite gefolgt. Das ging in Ordnung. Er vertrug eine Menge. Angenehm warm fühlte er sich, voller Vorfreude und unternehmungslustig. In der Halle, an deren entferntem Ende der Festsaal lag, hingen ein paar Girlanden und seine Vorfreude nahm zu. Doch sowie er die Tür zum Saal geöffnet hatte, kam die Enttäuschung. Verdammter Mist. Hätte er eigentlich voraussehen müssen. Die Location war hübsch dekoriert und es gab eine reich bestückte Bar – aber der Saal war leer. Natürlich. Es war viel zu früh. Da nützte auch die Musik, die sich wie ein Strom flüssiger Schokolade aus riesigen Lautsprecher-Boxen ergoss, nichts. Dieser Schmuserock war eigentlich was für Schwuchteln, aber mit einer Studentin im Arm anregend. Nur: wo war solch eine Studentin? Ein Bienchen mit feuchtem Slip?

Auf der riesigen Tanzfläche bewegte sich ein einziges Pärchen. Ein weiteres flüsterte in einer Ecke und drei Studenten quatschten miteinander und gossen Bier in sich hinein. Das war alles. Klar. Es war viel zu früh. In vier Stunden würde sich ein Körper an den anderen drängen, die Luft würde zum Schneiden dick und die Musik im Stimmengewirr kaum zu hören sein. Jetzt warf das Schweinwerferlicht farbige Pfützen auf dem Boden und niemand war da, der in sie hineintrat. Ein deprimierender Anblick. Ihm ging auf, dass er so zeitig gekommen war, um nicht länger über Bellona nachdenken zu müssen, und was hatte er damit erreicht? Bis genügend Sweeties eingetrudelt waren, war er garantiert an der Bar versackt. Er kannte sich. Folglich gab es keine Aussicht auf Abwechslung im Bett – und Bellona würde heimkehren, sobald es ihr möglich war. Was heißt möglich? Bellona würde einen Flug nach Berlin buchen, sowie sie aus der Narkose erwacht war!

Unschlüssig verharrte er auf der Schwelle, grollte und gaffte die Tanzfläche an, als könne sich dort die Lösung seines Problems materialisieren. Mit einem Mal hauchte es hinter ihm:

„Würden Sie mich bitte durchlassen?“

Er drehte sich um. Ein junges Mädchen, das Gesicht umrahmt von blonden Locken. Eine Haut wie Porzellan. Kein bisschen gebräunt und einfach wunderschön. Wie auf einem dieser ovalen Porträts aus dem 18. Jahrhundert, deren Replikat man auf Flohmärkten fand. Die Haut erinnerte ihn an Milch und weckte in ihm sofort den Wunsch, sie zu berühren. Der herzförmige Mund schien wie geschaffen zum Küssen. Scheue Rehaugen. Keine supermodische oder gar sexy Garderobe. Statt dessen ein zartrosa T-Shirt mit einem weißen Spitzeneinsatz und ein Rüschenrock in kräftigem Pink, der bis zu den Waden reichte. Die Kleidung einer Märchenprinzessin, eines Dornröschens, das in keuscher Abgeschiedenheit ihrem Prinzen entgegenschlummert. Ein Schauer des Entzückens durchströmte ihn. Sie lächelte schüchtern und schlug die Augen nieder. Die Knie wurden ihm weich und zu seinem Entsetzen hörte er sich stammeln:

„Ich heiße Starkad und wie... wie... wie heißt du?“

„Kiki.“

„Lasst ihr uns vorbei?“

Ein Pärchen war hinter der süßen Kiki (nein, nicht der süßen Kiki, sondern seiner süßen Kiki!) aufgetaucht. Mechanisch gaben sie den Weg frei und im Nu – als wären sie mit einem fliegenden Teppich dorthin gelangt – saßen sie an einem kleinen Tisch in der Nähe der Bar. Zwei Flaschen Cola standen vor ihnen, einfache Cola, ohne alkoholische Beimischungen, und – Wunder über Wunder – das Fehlen von Hochprozentigem kam ihm gar nicht zu Bewusstsein. Sie sprach und er lauschte, saugte ihre Worte buchstäblich auf, als wären sie ein magischer Trank. Und sie waren ein magischer Trank. Zauber erfüllte sie, ein Mysterium umhüllte sie. Ihm dämmerte: Hier schenkte ihm eine wohlwollende Fee die Gelegenheit, seine Probleme mit einem Schlag zu lösen. Kiki erzählte von ihrem Vater, dem guten König – nur war es noch besser: Ihr Vater war kein König, sondern Besitzer einer Kanzlei, in der er, Starkad, nach bestandem Examen einen Teil seines Referendariats ableisten und in die er nach bestandener zweiter Juristischer Staatsprüfung eintreten konnte. Sie beschrieb das Schloss, in dem sie aufgewachsen war (in Wahrheit kein Schloss, sondern eine Villa, was völlig in Ordnung war). Sie wies diskret auf ihr Auto und ihre Eigentumswohnung hin und vor seinem inneren Auge erschien ein Berg von Talern, die ein reizendes Goldeselchen ausspuckte. Schließlich gab sie ihre persönlichen Prinzipien kund. Sie rührten ihn fast zu Tränen: Das liebe Mädchen bestand auf absoluter Treue und wollte bis zur Hochzeitsnacht Jungfrau bleiben.

Mit glänzenden Augen betrachtete er sie und fühlte sich wie ein kleiner Junge, dem die Mutter tausendmal gesagt hatte, dass er zu Weihnachten kein Fahrrad bekommen könne, da

dafür ihr geringes Einkommen nicht ausreichen würde, und der unerwartet bei der Bescherung ein fast neues Fahrrad vorfand. Und wie der kleine Junge nahm er sich vor, das wundervolle Geschenk nicht aus den Augen zu lassen, es zu behüten, zu pflegen und zu bewahren. Diese entzückende Geldmarie galt es für immer festzuhalten! Wenn „festhalten“ aber bedeutete, dass sie heiraten und zusammen leben mussten in Glückseligkeit bis zum Ende ihrer Tage – um so besser. Außerdem stand er auf Jungfrauen.

Sie war mit ihrer Geschichte fertig und wartete auf seine. Er überlegte nicht, sondern ließ die Worte aus sich herausprudeln wie Wasser, das aus dem aufgesperrten Maul einer Brunnenfigur in ein Becken rauscht. Kein Tropfen ging bei Kiki verloren, jeder rann ihre durstige Kehle herab, verschaffte ihr Linderung, stillte ihr Verlangen. Er erfand beim Sprechen eine Geschichte und war im Moment des Artikulierens von der Wahrheit des Erfundenen überzeugt. Es war ganz richtig: Er hatte sein Leben lang nach der passenden Frau gesucht, einer Frau wie Kiki. Er interessierte sich ausschließlich für das Recht, für Gesetze und Paragraphen. Er fühlte sich zum Advokaten berufen und würde bald die erste Juristische Staatsprüfung ablegen. Nur leider, leider würde das Ergebnis der Prüfung nicht so exzellent sein, wie es bei seiner Begabung und seiner Passion für Jura eigentlich zu erwarten wäre. Das lag nicht an ihm. Es war die Schuld einer bösen Frau, einer Knusperhexe, bei der er leben musste. Manchmal kam es ihm vor, als hätte sie einen Zauber über ihn verhängt, hätte ihn mit magischen Sprüchen und Kräutern wehrlos gemacht. Sie nahm ihm seine Kraft, saugte ihm das Mark aus, quälte und versklavte ihn... Nur eine reine Unschuld konnte ihn von ihr befreien – und wie durch ein Wunder saß diese Unschuld vor ihm. Sie war es, Kiki, die dem in einen Frosch Verwandelten seine Prinzengestalt zurückgeben konnte. Sie und niemand sonst konnte die Macht der Hexe brechen und ihn retten.

Glänzende Augen waren auf ihn gerichtet und eine bebende Stimme flüsterte:

„Ich werde dich retten. Was muss ich tun?“

„Heirate mich so schnell und so heimlich es geht. Wenn wir Trauringe am Finger tragen, werden Bellonas Beschwörungen und Flüche wirkungslos.“

„Ich werde es tun... Aber du musst meinen Familiennamen annehmen. Schließlich ist das auch der Name der Kanzlei, in der du arbeiten und die du am Ende leiten wirst: Burmeister.“

„Sicher, du Liebe, du Heilige. Ich werde dir ewig treu sein, dich glücklich machen und die Kanzlei deines Vaters zu Ruhm und Ehre führen.“

Beide konnten kein Wort mehr vorbringen, sondern versenkten sich in die Brunnen ihrer Augen. Beide waren hungerig von einer Mär, die wie eine mit funkelnden Edelsteinen besetzte Kuppel die Realität überspannte. Ihre Wünsche verschmolzen zu einem gemeinsamen Wunsch. Dieser Wunsch würde erfüllt werden, daran hatten sie keinen Zweifel. Von nun an würden sie auf einem mit weißem Kies bedeckten, mit Rosenblättern bestreuten Weg wandeln, den duftende Fliederbüsche säumten.

An diesem Abend berührten sich nur ihre Hände und sie strahlten einander an wie zwei Minisonnen. Der Klang von Glöckchen und Zimbelen umschwebte sie, und die Cola, die sie tranken, war Ambrosia. Der Gedanke an Alkohol war Starkad so fern wie seit Jahren nicht mehr. Auf einen Schlag war ihm klar geworden, dass es die Hexe Bellona gewesen war, die ihm ein unstillbares Verlangen nach Hochprozentigem eingeflößt hatte. Deshalb verspürte er keine Reue, keine Spur von Unbehagen, als er am nächsten Tag, nachdem er sich ein neues Handy und eine andere email-Adresse zugelegt und alle seine Sachen zu Kiki gebracht hatte, einen Zettel in Bellonas Briefkasten beförderte. Darauf stand ein einziger Satz: „Ich werde in Kürze heiraten und will dich nie mehr wiedersehen. Starkad“ Nachdem er den Zettel und auch den Hausschlüssel und – mit einem gewissen Bedauern – den Schlüssel für den Porsche

eingeworfen hatte und wieder auf der Straße stand, grinste er erleichtert und dachte, dass sich Bellona mit dieser bündigen Abfuhr glücklich schätzen konnte. In einem früheren Jahrhundert wäre sie für das, was sie ihm angetan hatte, auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden.

Das Weitere übernahm Kiki. Sie half ihm, die für das Aufgebot notwendigen Dokumente zusammenzusuchen und die obligatorischen Behördengänge zu erledigen. Ihre Effizienz war erstaunlich. Es schien ihr gar nichts auszumachen, dass die Heirat ohne Wissen ihrer Familie vollzogen wurde. Wenn es seiner Rettung diente, ging es in Ordnung. Mit Freuden spielte er die Rolle eines auf Gretel bauenden Hänsels, der gerade dabei war, dem Käfig, in den ihn die Hexe gesteckt hatte, zu entkommen. Als ihr Aufgebot beim Standesamt aushing, wurde ihm gleichwohl ein wenig ängstlich zumute. Hatte Bellona das Innsbrucker Krankenhaus verlassen und war nach München zurückgekehrt? Würde sie ihn aufspüren und zur Rede stellen? Und wenn Kikis Vater Wind von der Sache bekam? Wenn er plötzlich vor der Tür stand? Diese Ängste glichen sommerlichen Wolken, die sich bloß für Momente vor die Sonne schoben. Sie zogen rasch weiter und das starke Licht beschien von neuem sein Glück. Er wusste einfach, dass es gut ausgehen würde. Ein Märchen geht immer gut aus.

Kiki besuchte keine Vorlesungen und Seminare mehr. Dieses Kapitel war für sie abgeschlossen. Mit vollkommener Selbstverständlichkeit verwandelte sie sich in eine Hausfrau, wie sie unzeitgemäßer nicht sein konnte. Es war geradezu unheimlich: Sie schien kein anderes Ziel mehr zu haben, als ihm zu helfen und ihm das Leben angenehm zu gestalten. Das liebe Prinzesschen. Sie saß lesend bei ihm, wenn er für das Examen büffelte, oder klapperte in der Küche mit den Töpfen. Von Tag zu Tag wurde sie eine bessere Köchin – und keine Rede davon, dass er im Haushalt helfen sollte. Kein Widersprechen, keine Ermahnungen, nur ein verliebtes Lächeln, scheue Küsse, Kosenamen. Am meisten gefiel ihm, dass sie ihn anbetete. Er war ihr Held, ihr Superstar. Es stimmte, sein Prinzesschen war anders als Bellona, anders als diese emanzipierten Tussis, die ihn, wie ihm jetzt erst bewusst wurde, schon immer angewidert hatten. Da machte es nichts, dass er die Nächte bis zur Hochzeit auf Kikis Sofa verbringen musste und dass jeden Morgen beim Aufstehen sein Rücken schmerzte und sein Genick steif war. Das war eine geringe Unannehmlichkeit in Anbetracht dessen, dass er der einzige Mann in seinem Bekanntenkreis sein würde, der einem unberührten Mädchen den Ring an den Finger steckte. Schwerer fiel die Beschränkung seines Alkoholkonsums. Die Vernunft hatte ihm dazu geraten, um seines Examens und seiner Heirat willen. Dieses Mal, selten genug in seinem Leben, hörte er auf die Vernunft.

Drei Tage vor dem standesamtlichen Termin kam es dann doch zu einer Begegnung mit Bellona. Er musste zu dem wöchentlichen Prüfungskolloquium und Kiki kam mit. Sie setzte sich wie selbstverständlich neben ihn und verharnte, nachdem er sie vorgestellt hatte („meine Braut“) regungslos auf ihrem Platz, bis das Kolloquium beendet war. Die anderen männlichen Teilnehmer blickten neidisch, die weiblichen schockiert, die Dozentin empört. Er grinste in sich hinein. Als sie den Seminarraum verließen, stand Bellona vor der Tür. Scheiße. Hatte sie sich also daran erinnert, dass er zu diesem Kolloquium ging. Ihm fiel auf, wie mager sie geworden war (nur nicht ihre Titten, diese prächtigen, prächtigen Dinger!) und wie eingefallen ihre Wangen wirkten. Das verbarg auch das sorgfältige Make-up nicht. Das perlgraue Seidenkostüm, das sie trug, war wohl neu, aber die plumpe Stahlkonstruktion, in der das eine Bein steckte, und die beiden Krücken machten die ganze Eleganz zunichte. Irgendwie freute es ihn.

Kiki spürte seine Aufregung, erfasste blitzschnell, wer die Frau vor ihm war, und schmiegte sich an ihn. Mechanisch legte er den Arm um ihre Schulter. Bellona schien seine Braut gar nicht zur Kenntnis zu nehmen. Sie hielt ihre wunden Augen beharrlich auf ihn gerichtet.

„Kann ich dich sprechen?“

Er handelt aus dem Instinkt und zugleich aus einer gewissen Feigheit heraus, zog seine Braut fester an sich und hatte in Windeseile die Frau, die, mit ihren Krücken hantierend, nicht so schnell folgen konnte, hinter sich gelassen. In sicherer Entfernung drehte er den Kopf zur Seite und zischte ein einziges Wort über die Schulter in ihre ungefähre Richtung:

„Verschwinde.“

Das Wort machte ihn stolz. War es nicht wie ein Schwert, das sich in das Herz des Drachens bohrte? Wie ein Kampfbeil, das den Kopf der Hexe spaltete? „Getroffen, getroffen!“ jubelte er innerlich. Tödlich getroffen, denn hinter ihm war kein unregelmäßiges Klipp-Klopp auf dem Steinfußboden zu hören. Wirklich, er war ein wackerer Kämpfer, der seinem berühmten dänischen Namensvetter alle Ehre machte. Hexen, Geister, Teufel, sie sollten sich vorsehen!

Verständlicherweise war er in Sorge, dass Bellona auf dem Standesamt erscheinen könnte oder dass sie Kikis Familie aufgespürt und benachrichtigt hatte. Vielleicht tauchte bei der Trauung der ganze Clan auf und entriss ihm seinen Schatz. Die Sorge war umsonst. Das Glück blieb ihm hold. Niemand erhob vor der Standesbeamtin Einspruch, niemand krakeelte oder weinte oder stellte ihn zur Rede. Bei diesem wichtigen Ereignis blieb alles friedlich. Im Leben hatte er nie richtige Freunde gehabt, und deswegen bat er zwei ältere Stammgäste des Lokals, das er seit langem frequentierte, als Trauzeugen zu fungieren. Die Kumpane holten ihre besten Anzüge aus dem Schrank, benahmen sich anständig, wünschten nach der Zeremonie ihm und seiner Frau alles Gute und verzogen sich mit einem beträchtlichen Geldbetrag, um auf das Wohl des Paares anzustoßen. Nur Gratulationen gab es und keine Flüche. Nur Lächeln und keine Bitternis. Es gab auch keinen Ehevertrag und das war ihm ganz recht. Kiki trug ein wadenlanges cremefarbenes Kleid mit einem glockenförmig geschwungenen Rock. Der Brautstrauß bestand aus einigen dunkelroten Rosen, um welche die Floristin ein passendes Seidenband geschlungen hatte. Starkad hatte sich in seine gute schwarze Hose und das Dinnerjackett gezwängt. Auf den Gedanken einer kirchlichen Trauung waren sie nicht verfallen. Religion war für beide so notwendig wie ein Furunkel am Hintern.

Später, nachdem sich Kiki umgezogen hatte – jetzt trug sie ein rosa Rüschenkleid –, saßen sie in einem ziemlich teuren Restaurant und warteten auf die Vorspeise. Er hob das Champagnerglas, prostete ihr zu:

„Auf ewig.“

„Auf ewig.“

Sie tranken. Beim Absetzen des Glases flüsterte sie verzückt:

„Ich werde dir immer treu sein.“

„Ich dir auch, mein Prinzesschen, ich dir auch.“

Sein Blick ruhte wohlgefällig auf ihrem Gesicht, ihren reizend altmodischen Locken, ihrem Herzmund, ihren sanften Rehaugen. „Mein,“ dachte er, „alles das ist jetzt mein.“ Er grinste und ihre Lippen erblühten zu einem Lächeln. Hatte er nicht verdammt viel Glück?

3. Kapitel: Heirat Nummer Zwei

Missmutig knabberte Starkad an seinen Fingernägeln. Eine unangenehme Begegnung stand bevor. Schwiegerpapa kam zu Besuch nach München, in die Studentenwohnung, in der er mit Kiki immer noch hauste. Das würde wahrscheinlich qualvoller werden als ein Gang zum Zahnarzt, war aber genauso unvermeidlich. Kiki hatte die Wohnung auf Hochglanz gebracht, die Kratzer auf dem Tisch unter einer orangefarbenen Decke versteckt, einen Teller mit Kuchenstücken in die Mitte gestellt, neben die Vase mit Sonnenblumen, und der Kaffee war

in der Warmhaltekanne. Er hatte ebenfalls etwas anzubieten: Vor einer Woche war der schriftliche Bescheid gekommen, dass er die erste Juristische Staatsprüfung bestanden hatte. Zwar ganz knapp mit vier Punkten, aber ausreichend. Und wie sie vereinbart hatten, war das für Kiki der Anlass gewesen, ihrer verwünschten Familie von der Heirat zu berichten. Fast eine Stunde lang hatte sie das Handy ans Ohr gedrückt und eine Frage nach der anderen beantwortet, zuerst ihrem Vater, dann ihrem Onkel. Hatte sich wacker geschlagen, seine Kiki. War besonnen geblieben, hatte ruhig und nüchtern geantwortet und zu Vorwürfen weitgehend geschwiegen. Hatte ihrer Familie ein ums andere Mal bedeutet: „Ich habe euch den perfekten Schwiegersohn versprochen und mein Wort gehalten. Starkad ist perfekt. Wir sind sehr glücklich und werden auf ewig zusammenbleiben. Mein Mann will die Kanzlei so bald wie möglich sehen.“ Ihn hatten sie nicht sprechen wollen, diese Arschlöcher. Schon jetzt, bevor er sie persönlich kennen gelernt hatte, waren sie ihm zuwider.

In den Tagen nach der Benachrichtigung hatten sich die Burmeisters öfter telefonisch gemeldet und sie wollten immer nur mit Kiki und nie mit ihm sprechen. Einerseits war er erleichtert, andererseits wuchs sein Groll. Ein arrogantes Pack, dessen Namen er nun trug! Zweifellos würden sie ihm das Berufsleben zur Hölle machen – wenn es ihnen nicht gelang, ihn ganz und gar aus ihrer Kanzlei herauszuhalten. Er traute ihnen jede Gemeinheit zu. Was konnte Kiki schon tun, wenn der Vater das ihr einst gegebene Versprechen nicht einlösen wollte?... Man würde sehen. Es würde sich heute entscheiden, denn heute kam Schwiegerpapa zu Besuch und nahm den unerwarteten Familienzuwachs in Augenschein. Wollte ihn allein sprechen. Kacke. Gab es überhaupt etwas, womit er ihn günstig stimmen konnte? Bestimmt hatten sie über ihn Informationen eingeholt, vielleicht sogar einen Detektiv beauftragt. Die wenig schmeichelhaften Ergebnisse würde man ihm gleich unter die Nase reiben. Das war so sicher wie der Kater nach einer durchzechten Nacht. Apropos durchzechte Nacht: Er brauchte ein Bier. Im Kühlschrank standen noch vier Flaschen, aber er durfte jetzt kein Bier trinken. Eine Alkoholfahne wäre eine Katastrophe (und ein nach Pfefferminz riechender Atem war nicht viel besser). Schau an, mein Schwiegersohn ist ein Säufer. Das macht eine Scheidung viel einfacher, und vielleicht langt es sogar als Grund für eine Annullierung der Ehe. No sir. Auch so würde es genug Probleme geben. Ein neuerliches Examen stand ihm bevor, nun im privaten Rahmen. Unangenehme Fragen würden im Staccato aufeinander folgen. Ratatatatata. Drängende Fragen, bohrende Fragen, nachhakende Fragen. Ratatatatata. Ein Kreuzverhör... Er stand von dem gedeckten Tisch, an dem er gegessen und gewartet hatte, auf. Er brauchte ein Bier und zum Teufel mit den Konsequenzen.

Kaum hatte er drei Schritte Richtung Küche getan, da klingelte es. Er schwenkte um zur Diele, drückte auf den Summer. Na also. Das Schicksal meinte es gut und hatte ihm keine Gelegenheit gegeben, der Versuchung zu erliegen. Papilein war reichlich früh dran. Konnte es wohl nicht abwarten, ihn zu drangsaliieren, der Mistkerl. Er sollte nicht denken, dass ihn sein Schwiegersohn gleich bei weit geöffneter Wohnungstür willkommen heißen würde. Die Tür würde geschlossen bleiben, bis er die vier Stockwerke mit dem Fahrstuhl hochgefahren war und ein weiteres Mal geklingelt hatte. Starkad merkte, dass seine Hände zitterten und packte die Kante des neben ihm stehenden Garderobentischchens. Um die Aufregung unter Kontrolle zu bekommen, zählte er innerlich. Einundzwanzig... zweiundzwanzig... dreiundzwanzig... Als es an der Wohnungstür läutete, konnte er sich nicht länger beherrschen und riss die Tür auf. Davor stand seine ehemalige Lebensgefährtin.

Bellona. Er starrte sie an und konnte es nicht fassen. Was wollte sie hier? Außerdem war sie aufgebrezelt wie zu einem Gespräch mit einem schwerreichen Kunden, dem sie – mit Körpereinsatz - ein teures Gemälde andrehen wollte. Ein schwarzes, mit rotem Samt verziertes Jäckchen. Ein rotes Seidentop, das einen Teil ihrer Titten sehen ließ. Ein Minirock,

der die langen, wohlgeformten, in Netzstrümpfen steckenden Beine zur Geltung brachte. Dazu freilich – was sie sicher bedauerte – flache Schuhe und an dem einen Bein eine den Knöchel schonende absonderliche Konstruktion. Die zwei Krücken wollten auch nicht recht zur Aufmachung passen. Dafür waren die Lippen knallrot lackiert und die Augen mit viel Kajal umrahmt. Er konstatierte, dass sie abgenommen hatte. Abgesehen von dem prallen Busen konnte sie jetzt mit den Pariser Magermodels mithalten, die ihren Arsch in Jeans der Größe 32 zwängten... Nur: was sollte das? Was bezweckte sie? Wollte sie ihn in ihr Bett zurücklocken?

Als sie bemerkte, dass sich seine Miene zunehmend verfinsterte, hielt sie ihm ein in japanisches Reispapier gewickeltes Päckchen hin und sagte hastig:

„Ich habe ein paar Kleinigkeiten, die dir gehören, im Bad gefunden.“

Misstrauisch nahm er das Päckchen entgegen. Sie sprach sofort weiter:

„Außerdem... Herzlichen Glückwunsch zur Heirat... Nein, ich bin nicht böse... Es musste so kommen... Darf ich eintreten? Nur einen Moment, nur zum Plaudern, um der alten Zeiten willen... Deine Frau ist nicht da, oder? Mir war so, als hätte sie vorhin das Haus verlassen. Bloß ein paar Worte, ganz harmlos.“

Schon hatte sie die offene Tür des Wohnzimmers erspäht und war an ihm vorbeigehumpelt, während er wie vom Donner gerührt in der Diele verharrte und nur konfus denken konnte: „Sie hat mir nachspioniert. Die Gelegenheit abgepasst. Die Hexe. Sein Körper setzte sich ganz von selbst in Bewegung. Er folgte ihr in den Raum und blieb vor dem Sessel stehen, in den sie sich gleich – reichlich ungeschickt – niedergelassen hatte.

„Erwartest du Besuch? Ich will nicht lange bleiben... Keine bösen Worte... Bist du glücklich? So eine junge Frau. Blutjung... Und ihr Vater ist Rechtsanwalt mit eigener Kanzlei. Wie passend. Wirklich, ich freue mich für dich.“

In dem Augenblick klingelte es. Hatte es bis jetzt Ansätze zu Gedanken in Starkads Kopf gegeben hatte, so waren diese mit dem Klingeln schlagartig verschwunden. Er stand da und rührte sich nicht. Es klingelte erneut.

„Du solltest öffnen. Das wird Besuch für dich sein.“

Wie ein Automat ging er in den Flur, riss die Tür auf. Der Fahrstuhl, der von unten hochfuhr, brummte. Hielt an. Wurde schwungvoll aufgedrückt.

Ein rothaariger Herr mittleren Alters, gekleidet in dunklem Zwirn. Schwarze Krawatte, schwarze Aktentasche. Wie für einen Gerichtstermin. Der Herr stutzte, als er seine verdatterte Miene bemerkte.

„Starkad?“

Er hatte ihn, vielleicht aus Versehen, vertraulich beim Vornamen genannt und stockte, wollte nicht den gemeinsamen Nachnamen aussprechen. Sein Gegenüber wies schweigend den Weg ins Zimmer. In seinem Kopf war es wie in einer lichtlosen Höhle tief im Berg.

Günther Burmeister schnaubte missmutig. Ein merkwürdiger Mensch, sein Schwiegersohn. Sagt kein Wort der Begrüßung. Deutet nur stumm die Richtung an und lässt ihn vorgehen, als würde er sich hier auskennen. Sehr sonderbar. Misstrauisch öffnete Günther die Tür, die nach seiner Mutmaßung zum Wohnzimmerführen musste – und blieb stehen, wie vom Blitz getroffen. Wer war diese äußerst attraktive Frau, die sich gerade ihrer Jacke erledigte? Ihre Figur – traumhaft. Daran änderte auch die Beinschiene nichts. Lange Haare wie poliertes Ebenholz. Ein zarter Teint, weiß wie früher bei den Aristokratinnen – und bei seiner Kiki. Diese verschleierte Augen, diese glänzenden Lippen und vor allem: dieser Busen! Nach solch einem Busen hatte er sich schon immer gesehnt. Weder seine verstorbene Frau noch

seine Freundinnen hatten ihm so einen Busen kredenzen können. Und er sah nicht nach Silikon aus. Lieber Gott, bitte, lass es nicht Silikon sein! Was für eine Eleganz trotz des Handicaps, welch schmachsender Blick, der auf ihm ruhte und ihm alles versprach... Er wollte diese Frau besitzen und zwar sofort. Jede Faser seines Wesens zog ihn zu ihr. Er zischte Starkad über die Schulter zu:

„Möchtest du uns nicht vorstellen?“

Hastig kam sein Schwiegersohn der Aufforderung nach und fügte hinzu: „Eine alte Freundin.“ Bellona zog die gerade abgelegte Jacke wieder an, griff nach den Krücken.

„Ich muss gehen. Ich habe dem guten Jungen bloß etwas gebracht, das er bei mir liegen gelassen hat. Ich hätte vorher anrufen sollen. Verzeihen Sie...“

Sie humpelte los, hatte jedoch in der Eile die Krücken ungeschickt gefasst, trat deshalb verkehrt auf, schwankte – und wäre gefallen, hätte sie Günther Burmeister nicht aufgefangen. Für vier, fünf köstliche Sekunden drückte sich ihr Körper an ihn. Er spürte ihre Brüste, ihre Schenkel, roch dieses teure Parfüm, das er an seinen Freundinnen so mochte, und als sie das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, war er ihr verfallen. Ein einziger Wunsch brannte in ihm, alles andere war hinter einem Nebel verschwunden. Sie musste die Seine werden.

Starkad begleitete sie zur Tür. Als er zurückkam, saß der Schwiegervater auf dem Platz, den eben noch Bellona belegt hatte. Er atmete schwer, sein Gesicht war gerötet, eine Ader wölbte sich an der Schläfe und die Hände waren zu Fäusten geballt. Er wandte sich ihm langsam, langsam zu. Seine Augen blitzten. Er stieß die Worte abrupt hervor, wie ein Kessel, dem Dampfwölkchen entweichen.

„Sag mir die Wahrheit, mein Junge. Das meiste weiß ich ohnehin bereits. Die Frau eben, war das deine ehemalige Geliebte?“

„Ja.“

„Du hast sie im Stich gelassen?“

„Ja.“

„Sie ist ledig?“

„Ja.“

„Hat sie einen neuen Freund?“

„Nein.“

„Woher willst du das wissen?“

„Ich kenne sie.“

„Gut.“

Günther öffnete die zur Faust geballte linke Hand und presste statt dessen deren Fingerknöchel gegen die Lippen. Seine Augen wurden starr. Starkad bekam es mit der Angst zu tun. Seine Beine gaben nach und er plumpste in den zweiten Sessel. Was war mit seinem Schwiegervater los? War er krank? Hatte ihm der Kummer um die Tochter den Verstand geraubt?

Minuten vergingen, bis dieser die linke Hand sinken ließ, sich zurücklehnte und tief durchatmete. Von Entspannung war seiner Stimme aber nichts anzumerken, vielmehr schwang in seinen Worten eine unheimliche Dringlichkeit mit.

„Weißt du, mein Junge, eigentlich wollte ich dir etwas ganz anderes sagen. Dass du in den Augen der Familie Burmeister ein Versager bist. Arbeitsscheu, versoffen, dumm, aber nicht dumm genug, um nicht zu verstehen, dass Kiki die größte Chance deines Lebens ist. Wahrscheinlich deine letzte Chance. Kiki mit ihren verschrobenen Ansichten... Eine fabelhafte Partie für dich. Du brauchtest ihr bloß zu Munde zu reden, in ihrem Traum mitzuspielen, und jetzt glaubst du, dass wir dich in der Kanzlei durchfüttern werden, nun, da du unseren Namen angenommen hast, unseren guten Namen. Eigentlich wollte ich dir

mitteilen, dass daraus nichts wird und wir dir die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten lassen. Entweder du stimmst einer Scheidung zu und erhältst eine finanzielle Entschädigung, deren Höhe verhandelbar ist, oder du und Kiki, ihr könnt zusehen, wo ihr bleibt. Punktum. Soll sie sich irgendeine Arbeit suchen, nachdem sie das Jurastudium geschmissen hat, und du auch, irgendeine Arbeit, nur nichts Juristisches. Du bist bereits einmal durch die erste Staatsprüfung gefallen und hast sie beim zweiten Mal auch nur mit Mühe geschafft. Am Ende wirst du in dem Metier Schiffbruch erleiden. Wir geben euch dann keinen Cent. Aber diese Frau... diese Bellona... Die will ich. Unbedingt. Die muss ich haben. Die hat mich behext. Hat mir den Kopf verdreht. Die wird mir nicht aus dem Sinn gehen, ich kenne mich. Die hat Rasse und Klasse. Ich brauche diese Frau und zwar sofort. Beschaff sie mir. Hast du verstanden? Beschaff sie mir.“

Er beugte sich vor und fixierte den blonden Hünen, der ihm gegenüber saß. Starkad musste ein Lächeln unterdrücken. Er fühlte, dass er Aufwind bekam und den Kampf für sich entscheiden konnte – wenn er nichts falsch machte.

„Ich beschaffe sie dir, aber... was bringt mir das ein?“

„Wir nehmen dich in die Kanzlei und in die Familie auf. Ich werde meinen Bruder schon breitschlagen. Letztendlich geht es immer nach meinem Willen... Ich will die Frau. Sie ist gut im Bett, nicht wahr? Sieht danach aus... Mit der will ich mich die ganze Nacht hindurch beschäftigen, bis zum ersten Hahnenschrei... Lass dir von Kiki meine Handynummer geben und sag mir Bescheid, wann ich mich mit ihr treffen kann... Bellona... Was für ein Name! Das „B“ steht für ihren Busen, das „E“ für ihr Einverständnis, das erste „L“ für die Liebe, das zweite für die Lust, das „O“ für ihre offene ...“

Er stockte, merkte, wie es ihn fortgerissen hatte, und beschied:

„Bring sie dazu, sich mit mir zu treffen. Wenn sie mich erhört, kannst du erst einmal einen Teil deines Vorbereitungsdienstes in der Kanzlei ableisten. Dort musst du dich bewähren.“

Ohne ein weiteres Wort verließ er die Wohnung und polterte die Treppe hinunter, zu erregt, um auf den Fahrstuhl zu warten. Starkad schloss hinter ihm sorgfältig die Tür und marschierte in die Küche. Die Belohnung in Gestalt eines kalten Biers wartete auf ihn. Er grinste triumphierend, fühlte sich wie ein Ertrinkender, den ein Wal auf seinem Rücken aus den Wellen gehoben hatte und zur sicheren Insel trug. Den Inhalt der ersten Flasche verleibte er sich ein ohne abzusetzen. Bei der zweiten war es nicht ganz so eilig. Sie konnte genossen werden. Er sank auf einen Küchenstuhl und seufzte behaglich. Das Schicksal, das Märchen-Schicksal war ihm erneut zugetan. Brachte Schwiegerpapa mit Bellona zusammen und sorgte dafür, dass der alte Schwerenöter gleich lichterloh brannte. Jetzt musste er erst einmal die Hexe beschwatzen, was nicht allzu schwierig sein sollte, hatte ihr Besuch doch gezeigt, dass sie hinter ihm her war wie eine läufige Hündin hinter einem Rüden. Bald konnte er sich ins gemachte Nest setzen und das Verstellen und Bangen hatte ein Ende.

Schon einen Tag später stand er vor dem Haus, in dem er so lange mit Bellona gewohnt hatte. Das hellblaue Sakko, das sie ihm vor einem Jahr geschenkt hatte, weil es so gut zu seinen Augen passte, sollte sie erweichen und ebenso der Sommerstrauß vom angesagtesten Floristen der Stadt. Er wusste, was sie mochte. Kiki war eingeweiht und hatte so reagiert, wie es sich für eine brave Ehefrau geziemt. Dein Vater ist verrückt nach dieser Hexe. Nur, wenn ich dafür Sorge, dass sie ihn erhört, darf ich in seiner Kanzlei einen Teil des Referendariats ableisten... Das geht in Ordnung, Liebster, wenn dies Papas Bedingung ist, musst du sie erfüllen. Es ist zwar nicht angenehm, dass wir ihr in Zukunft nicht mehr ganz aus dem Weg gehen können, aber wenn sie Papas Freundin ist, wird sie dich in Ruhe lassen... Seine Kiki. War ein bisschen weltfremd (denn Bellona würde ihn keineswegs in Ruhe lassen), fand sich jedoch rasch mit allem ab, was seinem Wohl diente.

*

Er hatte wahrhaftig eine Glückssträhne. Die Verabredung mit Bellona klappte. Die Exfreundin hatte zuerst misstrauisch geklungen, als er sie per Handy um ein Treffen bat (ganz anders als bei ihrem Besuch bei ihm – vielleicht witterte sie jetzt Morgenluft und wollte ihn etwas zappeln lassen, um so ihren Einfluss auf ihn wieder geltend zu machen?). Bei seinen Worten „Ich flehe dich an, lass mich für ein Gespräch zu dir kommen. Es ist äußerst wichtig, vielleicht sogar lebenswichtig!“ hatte sie nachgegeben – und in ihrer Stimme klang eine gewisse Erleichterung mit. Na bitte. Ein zärtlicher Blick von ihm und das Weibsbild würde ihm die Füße küssen. Er verstand nicht mehr, wie es ihr gelungen war, die Oberhand über ihn zu gewinnen – schließlich war sie nichts weiter als eine läufige Hündin. Keine Hexe. Eine läufige Hündin.

Frohgemut stieg er die Treppe zu dem Ort hoch, an dem er so lange heimisch gewesen war. Bellona wartete bei der geöffneten Tür – und ihr Anblick gab seinem Selbstbewusstsein weiteren Auftrieb. Eine Menge Schminke auf der Visage. Ein schwarzer Anzug mit einem großzügigen spitzen Ausschnitt. Sexy, trotz der beiden Krücken. Daran war nichts auszusetzen. No sir. Aber viel zu dünne Handgelenke schauten aus den Ärmeln heraus, im Gesicht traten die Jochbögen zu stark hervor und die magentarot glänzenden Lippen wirkten geschrumpft, verknittert. Na, wie furchtbar. Hatte er der Schnalle ein paar schlaflose Nächte bereitet, vielleicht ihr armes Herzchen gebrochen? Tat ihm kein bisschen leid. Trotzdem musste er ihr später raten, mehr zu essen. Schließlich sollte Schwiegerpapa seine Freude an ihr haben.

Mit einem Lächeln hielt er ihr den Blumenstrauß hin. Sie funkelte ihn wütend an. Wollte es ihm nicht zu leicht machen. Auf ihrem eigenen Terrain fühlte sie sich wohl sicher und wollte ihn schmoren lassen. Das Miststück.

„Was willst du?“

„Mich entschuldigen.“

„Das meinst du nicht ernst.“

„Ganz ernst. Die Trennung war ein Schock für dich, das verstehe ich.“

„Nichts versteht du. Und jetzt sag, was du sagen willst, und dann geh.“

„Hör mich an, Bellona. Verurteile mich, beschimpfe mich, schlage mich, spuck mir ins Gesicht, wenn es dich erleichtert, aber hör mich an. Lass mich die Gründe für die Heirat erklären... nur nicht hier draußen, wo alle Nachbarn zuhören können.“

Sie ließ die Tür für ihn offen, als sie zurück in die Wohnung humpelte. Innerlich jubelnd folgte er ihr. Na also. Die erste Hürde war genommen. Die Meinung der Nachbarn war der kleinen Spießerin immer wichtig gewesen. Nichts nach außen dringen lassen, dafür sorgen, dass es kein Gerede gibt. Dieses Argument anzuführen, war intelligent von ihm gewesen. Er war nicht ein Trottel, wie so viele meinten. Wenn es darauf ankam, konnte er mit Worten umgehen. Vielleicht würde aus ihm am Ende ein guter Rechtsanwalt werden. Im Vorbeigehen den Strauß auf den Garderobentisch gelegt. Sie würde ihn später finden und hätte Mitleid mit den armen Blümelein. Würde sie bestimmt nicht vertrocknen lassen.

Im Salon konfrontierte sie ihn frontal.

„Sprich, erkläre mir deine Gründe.“

„Beruhige dich. Bellona. Wir wollen uns setzen und tief durchatmen.“

„Wir werden uns nicht setzen und tief durchatmen. Sag mir im Stehen, mit einfachen, klaren Worten, was dich zu dieser Heirat getrieben hat.“

„Deine Stimme ist wundervoll. So sinnlich. Sie verursacht mir Gänsehaut. Und wenn deine Augen vor Zorn glänzen, könnte ich in ihnen vergehen... Ach, Bellona.“

Begeistert von seiner eigenen schauspielerischen Leistung, sank er vor ihr zu Boden, schluchzte einmal auf, umfing ihre Taille und drückte die Stirn an ihren Bauch.

„Auf dem Standesamt wäre ich beinahe davongelaufen. Ich war völlig verzweifelt und konnte mich kaum dazu bringen, Ja zu sagen.“

„Aber warum, warum?“

„Weil Kiki meine letzte Chance ist, eine juristische Karriere zu machen. In der Kanzlei ihres Vaters kann ich meinen Mann stehen. Da habe ich wenigstens gewisse Aussichten.“

„Du hast also dieses Püppchen aus reiner Berechnung geheiratet? Schuft.“

„Ja. Nenne mich skrupellos, weil ich nicht ein Leben lang von deiner Gnade abhängen wollte. Nenne mich einen Betrüger, aber ich habe mich auch selbst betrogen. Nenne mich einen Lügner, aber meine Lügen haben sich mir ins Herz gebohrt. Nenne mich niederträchtig, aber die Niedertracht hat sich gegen mich gewendet. Denn ich liebe nur dich.“

Er schwieg und fragte sich, ob er mit der letzten Erklärung nicht übertrieben hatte. Aber nein, seine Worte waren genau die richtigen gewesen. Ihr Körper war zusammengesackt, weicher geworden, und ihre Atemzüge waren tiefer, ruhiger. Nach einer Weile murmelte sie:

„Wie soll es weitergehen?“

„Nun... wir werden uns in Zukunft öfter sehen können.“

Er stand auf, strahlte sie an und hoffte, dass in seinen Augen nichts als unschuldige Freude zu lesen war.

„Kikis Vater hat sich, als er dich bei mir gesehen hat, unsterblich in dich verliebt. Treff dich mit ihm, befreunde dich mit ihm, zieh zu ihm nach Berlin und für uns beide werden sich Möglichkeiten für intimere Zusammenkünfte in Hülle und Fülle ergeben.“

„So ist das.“

Sie wich zurück, bis sie mit dem Rücken gegen ein Bücherregal stieß.

„Du willst mich mit deinem Schwiegervater verkuppeln. Das ist wahrscheinlich der Preis dafür, dass er dich in seine Kanzlei aufnimmt.“

Sie deutete mit dem Kinn zum Flur hin.

„Raus.“

„Bellona, Bellonachen, lass uns nicht streiten...“

„Raus oder ich rufe die Polizei.“

Verdammt, verdammt, verdammt. Er hatte es vermasselt. War nicht so geschickt mit Worten wie er gedacht hatte. Einem wirklich guten Anwalt wäre das nicht passiert. Wut packte ihn. Dann ohne Worte. Die Hexe würde ihn nicht aufhalten. No sir. Wenn Schwiegerpapa sie in seinem Bett haben wollte, dann würde er sie ihm ins Bett legen, und wenn er dafür Bellona an Händen und Füßen fesseln müsste. Er stieß sie grob in einen Sessel. Die Krücken klapperten zu Boden. Instinktiv riss sie die Arme vors Gesicht.

„Starkad...“

Mit Befriedigung sah er Angst in ihren Augen. Dieser Klammeraffe sollte vor ihm zittern, dieses Miststück, das ihn ruinieren wollte, diese Hure, die sich nicht dreinschicken konnte, dass er es ihr nicht mehr besorgen wollte... Nun, wenn es das war, was sie sich wünschte, wenn ihr das die Widerspenstigkeit austreiben konnte – bitte schön. Er öffnete den Reißverschluss seiner Hose.

Sie kapierte sofort. Tränen schossen ihr in die Augen und sie presste die Knöchel der linken Hand gegen die Lippen. Es gab keinen Widerstand. Es war, als wäre alle Energie in einem

einzigem Schwall aus ihr geflossen. Fast bekam er Mitleid mit diesem willenlosen Bündel, das sich aus der Kleidung schälen, hochheben und ins Schlafzimmer tragen ließ. Fast.

Hinterher – eine Stunde später, in der er ihr sein Können bewiesen und sie zum Wimmern gebracht hatte – erfüllte ihn ein vage an Zärtlichkeit erinnerndes Gefühl. Sie hatte sich von ihm abgewandt. Er knabberte an ihrem Ohrläppchen und raunte:

„War cool, Baby, nicht wahr? Wie in alten Zeiten, nein: besser. Es wird viele schöne Gelegenheiten für eine Wiederholung geben – wenn du erst Schwiegervaters Freundin bist.“
Sie rollte sich auf den Rücken. Ihr Augen-Makeup war verschmiert. Über beide Wangen liefen im Zickzack schwarze Tränenspuren. Zwei rote Druckstellen verunstalteten den Hals. Sie erweckte den Anschein einer Leiche, mit ihren farblosen Lippen, an denen kaum Reste von Rot hafteten (und selbst diese Reste waren irgendwie farblos geworden), und den Augen, die blicklos, tausendfach gebrochen ins Nichts starrten. Selbst ihre Stimme klang fahl wie eine Totenglocke.

„Wenn du es willst, Starkad. Was immer du willst... Wie heißt dein Schwiegervater?“

„Günther Burmeister.“

„Dann werde ich Günther Burmeisters Freundin. Oder die eines anderen. Ist einerlei.“

„Keine Bange, Baby.“

Er nahm wohlgefällig eine ihrer Brüste in die Hand und liebte sie.

„Du wirst sehen, er ist gar nicht übel. Den kannst du um den kleinen Finger wickeln, so sehr ist er in dich vernarrt. Der erfüllt dir jeden Wunsch. Ich kann ihn also anrufen und ihm sagen, dass du ihn erhören wirst?“

Sie zuckte zusammen und unterdrückte einen Schmerzensschrei, als er sie kräftig in die Brust kniff.

„Ich habe also deine Einwilligung?“

Sie nickte kurz.

Er rollte sich auf sie, stierte in leb- und freudlose Augen.

„Bist ein braver Schatz.“

*

Drei Tage später war Günther Burmeister wieder in München. Kaum war die Verabredung per Handy getroffen, da hatte er auch schon seine Sekretärin angewiesen, einen Flug zu buchen und seine Termine zu verschieben. Ihm war, als wäre er zu einem Jüngling im Taumel der Hormone mutiert. Sein ganzer Körper prickelte, es rauschte in seinen Ohren und das Blut sprang und hüpfte durch die Adern. Was für ein Genuss, nicht mehr klar denken zu können, statt dessen zu träumen, sich zu sehnen, mit den Fingerspitzen einen imaginären Körper in der Luft nachzuzeichnen... Er marschierte in seinem weißen Anzug über den Viktualienmarkt und kaufte schnell noch eine langstielige rote Rose. Natürlich ein fürchterliches Klischee. Die ganze Welt konnte jetzt sehen, was für ein verliebter Gockel er war, aber was machte das? Sie hatte Interesse an ihm, fand ihn offenbar attraktiv, auch wenn er nicht mehr zur *jeunesse belle et riante* gehörte. Etwas anderes zählte nicht. Die Zukunft war wie ein mit einer pinkfarbenen Schleife verzierter Geschenkkarton, in welchem, in Seidenpapier gewickelt, das lag, was sein Begehren auf lange Zeit stillen konnte. Wenn nicht für immer.

Beim Betreten des Cafés in der Aventinstraße fühlte sich sein Gesicht heiß an. Wahrscheinlich war er puterrot, aber das war nicht von Bedeutung. Gleich sah er sie und sein Herz tat einen Hopser und einen Hüpfen. Das Weib war heiß, daran gab es keinen Zweifel. Die riesige Sonnenbrille sollte sicher den Ausdruck des Verlangens in ihren Augen verbergen. Das war ihr zugestanden, denn dafür verbarg ihr fast bis zur Taille reichendes Dekolleté umso weniger: Die Spalte und ein beträchtlicher Teil der Brüste selbst bot sich dem

taumelnden Auge dar. Sein Mund wurde trocken und er vergaß fast, ihr die Rose zu überreichen.

„Darf ich mich nach unserer kurzen Begegnung bei meinem Schwiegersohn noch einmal richtig vorstellen? Günther Burmeister, Rechtsanwalt und Witwer. Ich bin entzückt, Sie kennen zu lernen.“

Seine eigene Stimme erinnerte ihn an das misstönende Krächzen einer Krähe. Das war vergessen, als sie den Kopf neigte und ihre kühle Hand etwas länger als nötig in seiner glühenden Rechten ließ.

„Bitte nehmen Sie Platz.“

Er tastete blind nach einem Stuhl. Schon beim Setzen entschlüpfen Worte seinem Mund und tollten umher wie mutwillige Kinder.

„Sie sind wunderschön. Wunder-, wunderschön. Starkad, der grüne Junge, hat sie nicht wertgeschätzt. Ein Schatz, das sind Sie, ein Juwel, ach was, mehr als ein Juwel: ein funkelnder Diamant. Und einen solchen werde ich Ihnen schenken.“

Die Kellnerin, die am Tisch eingetroffen war, hatte den letzten Satz gehört. Sie verbiss sich ein Schmunzeln, als sie den beiden die Karte reichte. Er bemerkte es nicht, bestellte für sich mechanisch einen Kaffee, während sein Gegenüber einen Latte macchiato orderte. Seine Augen wanderten gegen seinen Willen wieder und wieder zu dem Dekolleté hin und er dachte konfus, äußerst konfus: „Ich benehme mich völlig unmöglich, wie ein Wahnsinniger, aber diese Titten... Mein Gott, diese Titten...“ Er beugte sich sogar ein Stück vor, um sie besser in Augenschein nehmen zu können, bemerkte, was er tat, und richtete sich eilig auf. Bloß nicht zu aufdringlich erscheinen!

Mit einer trägen Bewegung, die ihm wie der Gipfel der Laszivität vorkam, nahm sie die Sonnenbrille ab. Ihre Pupillen waren Brunnen, die kein Mondstrahl erhellte.

„Wollen Sie mich heiraten?“

„Wie bitte?“

Die Spitze ihrer Zunge fuhr langsam, langsam über purpurne Lippen. Die dunkle Stimme sandte köstliche Schauer sein Rückgrat hinab, und ihre Augen warfen sich zärtlich räubernd auf den Mann.

„Ich habe es satt, immer nur Freundin und Geliebte zu sein, nichts als Lebensabschnittsgefährtin. Eine Frau, die erfolgreich ist im Beruf, die sich trotz der allgemeinen Wirtschafts- und Finanzkrise einen gewissen Wohlstand aufgebaut hat, die unabhängig ist und sich in der besten Gesellschaft bewegen kann – warum sollte sich eine solche Frau mit weniger als einer Ehe zufrieden geben? Alles oder nichts. Ganz oder gar nicht. Auf ewig oder nimmermehr. Darum die Frage: Wollen Sie mich heiraten?“

Mit schlotternden Knien und pochendem Herzen stand er auf, verbeugte sich und hörte sich zu seiner eigenen Überraschung, zu seinem eigenen Entzücken und gelindem Entsetzen krähen:

„Es ist mir eine Ehre, Sie so rasch wie möglich zu ehelichen.“

Sie setzte die Sonnenbrille wieder auf und reichte ihm, ganz altmodisch, die Hand zum Kuss.

„Wir sind uns also einig. Gleich nach der Vermählung folge ich Ihnen nach Berlin.“

*

Keine zwei Monate später ließen sie sich trauen – und erst danach gab Günther seinem Bruder und seinen Kindern per Handy Bescheid. Er sagte sich, dass ihm dieses Stillschweigen, bis die Würfel endgültig gefallen waren, viele Diskussionen ersparte. Hatte sich seine Tochter nicht

ebenso verhalten? Und wirklich, wie zu erwarten, tobte sein Bruder, als er von der Heirat erfuhr, sprach von Verpflichtungen gegenüber der Familie, über die er sich hinweggesetzt hätte, und davon, dass er wie seine Tochter den Zusammenhalt der Familie unterminiert hatte. Er fragte ihn, was seine Söhne von einem Vater halten sollten, der ihnen ohne die geringste Ankündigung eine Stiefmutter vor die Nase setzte, und gab erst Ruhe, als ihm Günther drohte, die Hochzeitsreise um ein halbes Jahr zu verlängern und ihn die ganze Zeit in der Kanzlei allein zu lassen. Dagegen nahm Kiki seine Mitteilung ohne größere Gemütsbewegung auf, was selbst Starkad erstaunte: Ihn hatte die Nachricht, dass Bellona nun seine Schwiegermutter war, fassungslos gemacht. Kiki reagierte mit einem Schulterzucken. Ihr Vater hatte die Hexe, die ihren Mann früher verzaubert hatte, geheiratet. So, so. Jetzt war die Hexe wenigstens unter Kontrolle und würde keine Gelegenheit finden, die Klauen erneut in ihr einstiges Opfer zu schlagen. Seit Kiki einen schmalen goldenen Ring am Finger trug, erfüllte sie tiefer Frieden. Mit diesem Zauberring konnte ihr nichts mehr passieren. Was sie sich für ihr Leben vorgenommen hatte, war verwirklicht. Leichten Herzens sagte sie die Teilnahme an der Nachfeier zu, die ihr Vater vor Antritt der Hochzeitsreise arrangiert hatte, um die Familie nicht vollständig zu vergrämen. Ihr Mann und sie würden gerne kommen.

Starkad kam ganz und gar nicht gern. Wie sollte er auch? Der Gedanke, dass ihn Bellona von jetzt an in ihr Bett zwingen konnte, mit der Drohung, sie würde ihrem Mann erzählen, er hätte sie – seine Schwiegermutter – „unsittlich“ bedrängt, gab ihm keine Ruhe. Sie hatte ihn in der Hand. Wenn er ihr nicht zu Willen war, konnte sie dafür sorgen, dass er die Kanzlei schneller verlassen musste als gedacht... Bei der Feier hielt er sich nach Begrüßung und Gratulation abseits, warf nur ab und zu einen Blick auf Bellona. Zugegeben, sie sah verdammt attraktiv in der violetten, mit Pailletten besetzten Designerrobe, die zwar einen züchtigen Ausschnitt aufwies, aber dafür eines der wohlgeformten Beine bis fast zum Hüftansatz enthüllte. Sie lächelte kein einziges Mal, was ihre statuarische Schönheit unterstrich. Elegant wirkte sie, viel eleganter als Kiki. Eigentlich wäre ein gelegentlicher Fick mit ihr gar nicht so übel... Ein bisschen Abwechslung braucht jeder Mann. Schließlich trat er ein paar Schritte näher, seine Frau im Schlepptau, und zwinkerte ihr zu. Sie beachtete ihn gar nicht, sondern musterte Kiki mit ihren unergründlichen Augen, ohne mit einer Silbe auf deren hastiges Geplapper zu reagieren.

Er trat den Rückzug an und seine Stimmung – ohnehin äußerst gedämpft – sank auf einen Tiefpunkt. Hinzu kam, dass er sich bei den reichlich angebotenen Alkoholika zurückhalten musste – schließlich war Hagen anwesend. Den hatte er fürchten gelernt, sowie er ihm bei seinem Eintritt in der Kanzlei mit den Worten vorgestellt worden war: „Und das ist mein Bruder, der die Betreuung dieses Teils deines Referendariats als Einzelausbilder übernimmt!“ Hagen hatte ihn mit seinen düsteren Augen anvisiert wie eine lebende Zielscheibe und bündig erklärt:

„Denke nicht, mein Söhnchen, dass du bei mir Verständnis erntest und ein geruhames Leben haben wirst. Bis du deine Befähigung und Tüchtigkeit bewiesen hast, werde ich dir im Nacken sitzen. Jede einzelne Akte, jedes deiner Schreiben wirst du mir vorlegen und jeden Abend über das, was du am Tag in der Kanzlei getan hast, detailliert Rechenschaft ablegen. Erst wenn ich es sage, darfst du nach Hause gehen. Verstanden? Glaube mir, ich werde nicht zulassen, dass der Kanzlei durch dich Schaden entsteht. Das wird verhindert. Mit allen Mitteln. Wirklich, mit allen.“

Er hatte ihn mit Arbeit überhäuft und, wie versprochen, keine Sekunde aus seinem Griff gelassen. Wer konnte dabei unbefangen bleiben? Fehler waren geradezu vorprogrammiert, und die hatte sich Starkad schon in der ersten Woche reichlich geleistet. Was seinem Zuchtmeister Gelegenheit gab, auf ihm herumzuhacken. Er verkündete: „Bei deiner

Inkompetenz würde ich dich nicht einmal als Botenjungen einstellen.“ Starkad ließ den Kopf hängen und wünschte sich auf einen Segeltörn in der Ostsee. Ihm blieb bloß die Hoffnung, dass ihn Hagen während Günthers Hochzeitsreise nicht mehr so gründlich kontrollieren konnte, da ihm die Zeit dafür fehlte, denn in der Abwesenheit seines Bruders war Hagen für die gesamte Kanzlei allein verantwortlich.

Aber die Hoffnung erfüllte sich nicht. Trotz Arbeitsüberlastung ließ ihn Hagen nicht aus den Augen, trieb ihn an und kritisierte ihn in einem fort. Bei der Vorstellung, dass diese Plackerei und Überwachung monatelang weitergehen sollten, wurde ihm schlecht und seine Kehle schnürte sich zusammen. Das Einzige, was dagegen half, war ein tüchtiger Schluck von etwas Hochprozentigem. Wenn er nach der Arbeit heimkehrte (spät am Abend oder sogar kurz vor Mitternacht), führte ihn der erste Weg zur Hausbar. Seine Frau hatte Verständnis. Sie lauschte seinen Klagen und ihre Augen blitzten vor Empörung. Stets war sie auf und an seiner Seite, nannte Hagen einen Tyrannen und Leuteschinder und ballte die zarten Hände zu Fäusten.

„Wenn Papa von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrt ist, werde ich ein ernstes Wort mit ihm reden. Schließlich haben wir beide gemeinsam ein Glück, ein Leid, ein Leben, einen Tod... Es geht so nicht weiter! Onkel Hagen neidet dir deine Intelligenz und dein Wissen. Er lässt dich seine Macht spüren, weil er Angst davor hat, dass du ihn am Ende in der Kanzlei überflüssig machst. Das ist einfach niederträchtig! Warte nur bis nach der Hochzeitsreise. Papa wird ihn in seine Schranken weisen. Ein Heilsvernichter ist Onkel Hagen, ein Glückszerstörer!“

Kiki steigerte sich immer heftiger in ihre Wut auf Hagen hinein, zeigte bei jeder Gelegenheit, wie sehr sie ihn verabscheute, und auch jetzt, auf der Nachfeier, fixierte sie Hagen, der sich mit ein paar Berufskollegen in einer Ecke unterhielt und sie nicht beachtete, mit gerunzelter Stirn und entrüsteter Miene. Sie bemerkte laut zu Starkad:

„Dieser Sadist hat kein Gewissen! Er genießt es, Untergebene zu quälen. Das sieht man ihm direkt an! Aber eines Tages wirst du es ihm heimzahlen, davon bin ich überzeugt.“

Starkad linste verlegen nach rechts und links. Zum Glück waren die Umstehenden in Gespräche vertieft und ignorierten die unfreundliche Äußerung. Kurz darauf brach das neu vermählte Paar auf und danach dauerte es nicht mehr lange, bis jeder seines Weges ging.

*

Vier Wochen später kehrte Günther von der Hochzeitsreise in die Kanzlei zurück: braun gebrannt, gut erholt und mit einer fürchterlichen Laune. Glückwünsche und Willkommensgrüße schnitt er mit einer Handbewegung ab, die an ein Fallbeil erinnerte, welches auf den entblößten Hals des Delinquenten herabsaust. Er stürmte in sein Büro, schloss die Tür und ließ sich bis zum Abend nicht mehr blicken. Starkad fragte sich, was Bellona angestellt hatte. Er war gleich davon überzeugt, dass sie der Grund für den Verdross war. Sie war nun einmal eine Hexe. Er rief Kiki an und warnte sie davor, mit ihrem Vater sofort und umstandslos über Hagens Verhalten zu sprechen. Wie gewohnt war sie ganz Verständnis, ganz das liebende Weib.

„Da mach dir keine Sorgen. Wollen wir ihn am Sonntag zu uns einladen? Ein leckeres Essen wird seine Laune sicher aufhellen und im zwanglosen Gespräch kann er dich besser kennen lernen. Und natürlich, Schatz, werde ich nicht ein Wort über Onkel Hagen sagen. Erst soll Papa erfahren, wie viele hervorragende Qualitäten du besitzt! Erst muss er von dir überzeugt werden!“

Papa sagte zu und saß am Sonntag Abend in der mit seinem Geld erworbenen Eigentumswohnung am Scholzplatz, als deren alleinige Besitzerin auf sein Betreiben hin die

Tochter eingetragen worden war. Dieser Sonntag war einer der Herbsttage wie Samt und Seide, erhellt von einer goldtriefenden Sonne, die selbst zu dieser späten Stunde milden Glanz verbreitete. Kiki füllte Papa den Kelch mit freundlichem Wort und reichte ihm huldvoll herrliche Gaben. Der Vater nickte dazu kaum mit dem Kopf.

„Wie war die Reise?“

„Gut.“

„Und das Wetter?“

„Auch gut.“

„Das Hotel, der Strand, das Meer?“

„Alles gut.“

Starkad und Kiki sahen sich ratlos an. Als nach mehreren Anläufen kein Gesprächsthema Widerhall fand, blieb nur eins: Schweigen. Wenigstens hatte der Gast seinen Appetit nicht verloren, und er akzeptierte nach dem Essen die angebotene teure Zigarre. Versonnen rollte er sie zwischen Daumen und Zeigefinger. Zwei, drei, vier zähe Minuten vergingen, bevor er seinen Schwiegersohn fragte:

„Kann ich dich allein sprechen?“

Kiki sprang auf und begann, den Tisch abzuräumen.

Die beiden Männer standen auf dem langen Balkon und blickten über das Meer der Baumwipfel, deren Schwärze mit der jetzt vollständigen Dunkelheit des Nachthimmels verschmolz. Vom obersten Stock des Hochhauses aus war die Sicht grandios. Ein leichter Wind transportierte bis ganz nach oben den würzigen Geruch des Waldes, in dem bereits eine Nuance von Übersättigung und Fäulnis enthalten war. Das von der weiter rechts liegenden Straße dringende Verkehrsrauschen bildete den dezenten Hintergrund für ein gelegentliches müdes Vogelzwitschern. Günther rauchte mürrisch. Er schien vergessen zu haben, dass er um ein Gespräch gebeten hatte. Schließlich ertrug Starkad die Stille nicht mehr. Ein Wort entschlüpfte ihm, nicht eine Frage, sondern eine Feststellung:

„Bellona.“

Günther schnaubte, drückte die halb aufgerauchte Zigarre in der Erde des Blumenkastens aus.

„Ja, Bellona. Du hast mich hereingelegt. Hast mir eine schöne Frau, ein Klasse Weib präsentiert und dabei verschwiegen, dass sie im Bett eine Katastrophe ist.“

„Wieso?“

„Wieso? Hat sie bei dir nicht wie eine Tote auf der Matratze gelegen und alles mit sich geschehen lassen, ohne auch nur den kleinen Finger zu rühren? Ohne Wärme ist sie und schimpfliche Kälte erfüllt ihren Leib. Kann mir nicht vorstellen, dass du es ihr so viel besser besorgen konntest als ich! Nein, du wolltest mich hereinlegen und das ist dir gelungen.“

Bellona. Das Schreckensweib. Starkad begann vor Zorn zu schwitzen. Hatte diese Schlampe seinen Schwiegervater bloß geheiratet, um ihn aufzuhetzen, bis er vor lauter Frust anfing, ihn in der Kanzlei gemeinsam mit Hagen fertig zu machen? Dieses Aas. Aber das würde er ihr heimzahlen. Er hatte schon eine Idee.

„Hast du es bei ihr etwa sanft und zärtlich versucht?“

„Natürlich. Wie sonst?“

„Oh. Tut mir leid. Tut mir echt leid, dass ich es dir nicht vorher gesagt habe, aber ich dachte, sie würde es dir irgendwie signalisieren, wie sie es mag. Auf Sanftheit und Zärtlichkeit reagiert sie nicht. Das törnt sie ab.“

„Wie will sie es dann?“

„Sie mag es brutal. Sie will erniedrigt und geschlagen werden. Sie will am Boden kriechen, und wenn sie „Nein, nein“ schreien, sich wehren und am Ende bezwungen werden kann, dann

ist sie glücklich. Ich spreche mal ganz offen, ja? Zwing sie auf die Knie, steck ihr dein Ding in den Mund und gib es ihr. Gib es ihr immer wieder. Ohrfeige sie, bis sie alles schluckt. Das ist ihr größtes Vergnügen. Dafür wird sie dich lieben. Und kümmere dich nicht um ihre Proteste. Die gehören mit zum Spiel.“

Er schwieg und spürte, wie sich die Hitze des Zorns in die Wärme der Befriedigung verwandelte. Das eben war ein wirklich genialer Einfall von ihm gewesen. Ein Zeichen seiner fabelhaften Intelligenz. Auf die Weise konnte er Bellona ihre ganzen Gängeleien und Sticheleien heimzahlen. Günther murmelte neben ihm:

„Solche Brutalität liegt mir nicht.“

„Du musst dich beim ersten Mal überwinden, aber glaube mir: Danach wird es dir gefallen.“

Seine Findigkeit erfüllte ihn mit einem solchen Stolz, dass er, kaum war der Gast gegangen, die Zunge nicht mehr im Zaum halten konnte und seiner Frau alles berichtete. Sie prustete los, lachte, lachte, bis die Tränen ihre Wangen hinunterrannen und sich Fröhlichkeit mit Hysterie vermengte. Zwischen den Lachkrämpfen rief sie aus:

„Ganz richtig! Zahl's der Hexe heim! Sie hat dich lange genug gequält. Jetzt wird sie gequält... Schatz, du bist großartig! Du steckst sie alle in die Tasche!“

Er grientete. Sie fand also auch, dass sein Einfall erstklassig war. Bellona und seinem Schwiegervater hatte er eine Nase gedreht – und mit Onkelchen in der Kanzlei würde er ebenfalls fertig werden.

*

Günther fuhr die Heerstraße entlang, die Stirn nachdenklich gekraust. Sollte es so laufen? Warum hatte er es nicht selbst gemerkt, bei seiner Erfahrung? Wahrscheinlich war er zu sehr Kavalier alter Schule. Dieser schlaaffe Mehlsack in seinem Bett hatte ihn ganz aus der Fassung gebracht. Hatte kein Wort gesagt, keine Zärtlichkeit beantwortet, ihn nicht angefasst, nicht umschlungen, keinen Kuss erwidert, nur die Beine mechanisch gespreizt. Das hatte ihm Energie und Selbstbewusstsein geraubt... Damit war nun Schluss. Ab jetzt wusste er es besser. Er schaltete einen Gang hoch und seine Lippen verzogen sich zu einem Feixen. Na warte, du heimtückisches Biest, wenn du es anders willst, wirst du es anders bekommen. Dazu bin ich Manns genug. Ich werde dir das Maul stopfen, bis du nicht einmal mehr wimmern kannst. Wenn es dir gefällt – bitte. Vielleicht – nein, nachdem du mich dazu gebracht hast, die Katze im Sack zu kaufen, und danach so enttäuscht hast – , garantiert wird es mir ebenfalls gefallen. Die Zeit der Märchen ist vorbei.

4. Kapitel: Durst

„So kann es nicht weitergehen!“

Hagen umklammerte die Kante des Schreibtischs. Er versuchte vergeblich, die Aufmerksamkeit seines Bruders, der gedankenverloren in einer Akte blätterte, auf sich zu ziehen. Die Erbitterung war in seine Augen eingestanz, hatte seine Mundwinkel nach unten gezogen und ließ seine Miene nicht weniger düster erscheinen, als es der wolkenverhangene, jetzt, am späten Nachmittag kaum noch Licht spendende Novemberhimmel war, den die grünen Vorhänge gnädig verhüllten.

Erbost ließ er die Schreibtischkante los.

„Wenn du nicht bald etwas unternimmst, wird dein Schwiegersohn bereits während seines Referendariats die Kanzlei ruinieren. So etwas ist nicht möglich? Du wirst sehen: Bei Starkad ist es möglich.“

Er bemühte sich vergeblich, Die Aufmerksamkeit seines Bruders auf sich zu ziehen, während dieser ungerührt in der Akte vor ihm blätterte, von vorne nach hinten, von hinten nach vorne. Eine scharfe Falte erschien zwischen seinen Augenbrauen – die Falte der Burmeisters.

„Ich war drei Tage in Frankfurt und in diesen drei Tagen hat er keinen Finger krumm gemacht. Er ist erst um 10 Uhr aufgetaucht, verschwand um 12 Uhr zum Mittagessen, kam drei Stunden später mit einer Alkoholfahne zurück und ging um 16 Uhr nach Hause. Das versteht er unter Arbeit. Und was wirklich übel ist: Er hatte von mir die Aufgabe erhalten, im Fall Christensen Einspruch zu erheben. Nichts ist geschehen. Die Einspruchsfrist ist versäumt. Dafür kann unsere Klientin die Kanzlei zur Rechenschaft ziehen. Sie kann sich bei der Anwaltskammer beschweren und geltend machen, dass ich Starkad nicht genügend überwacht habe – was auch stimmt, aber was sollte ich denn tun, wenn ich gleichzeitig bei diesem wichtigen Strafprozess in Frankfurt tätig bin? Ich kann nicht an zwei Orten sein und deinen Schwiegersohn so überwachen, wie es eigentlich nötig ist – und du nimmst mir in letzter Zeit nicht gerade viel Arbeit ab... Am Ende wird der gute Ruf der Kanzlei den Bach runtergehen. Wir werden im denkbar schlechtesten Licht dastehen. Binnen kurzem werden wir einen Klienten nach dem anderen verlieren – und alles wegen deines Schwiegersohnes, der die wichtigsten Termine verschusselt, die simpelsten Dinge in den Sand setzt und im Umgang mit Klienten eine absolute Katastrophe ist. Die Sekretärin hat mir anvertraut, dass er spätestens am Nachmittag immer penetrant nach Bier riecht. Er ist Alkoholiker, das ist nicht zu übersehen. Entferne ihn aus der Kanzlei, ja, jetzt, während er noch Referendar ist! Denk einmal darüber nach, was sein wird, wenn Starkad mit Ach und Krach die Zweite Staatsprüfung besteht und in unsere Kanzlei eintritt und selbstständig arbeiten soll. Er wird alles mit sich in den Abgrund reißen, denn ich kann dann nicht mehr Kindermädchen für ihn spielen. Du musst in diesem Augenblick etwas unternehmen und bei der zuständigen Stelle erklären, dass er als Referendar völlig ungeeignet ist. Du als Chef, als Familienoberhaupt musst doch ein Interesse daran haben, dass die Kanzlei Burmeister nicht auf die schiefe Bahn gerät und sich, wenn er hier erst einmal fest angestellt ist, mit Schadensersatzforderungen herumschlagen muss. Also handle gleich!“

Er konzentrierte sich verbissen auf den hinter dem Schreibtisch Sitzenden, der, aus dem Licht der Lampe gerückt, gedankenvoll an einem Daumennagel knabbernd, in der sich sammelnden Dunkelheit zu wenig mehr als einem Schemen geworden war. Abermals hub er an zu sprechen, leiser, eindringlicher, der Panik nahe, mit einer Stimme, die vor Verzweiflung brüchig klang.

„Verdammt, Günther, du musst ihn der zuständigen Behörde melden, auch wenn das deiner Tochter nicht gefallen wird. Die Kanzlei geht vor. Ich habe, wie du weißt, mehr als genug zu tun und kann nicht Tag und Nacht auf Starkad aufpassen. Sein nächster Fehler könnte teuer für uns werden. Besser jetzt handeln und nicht alles auf die Zukunft verschieben.“

Abermals legte er beide Hände um die Kante des Schreibtisches, dieses Mal, um nicht von dem Drang, seinen Bruder an den Schultern zu packen und zu schütteln, überwältigt zu werden.

„Greif endlich ein. Es ist höchste Zeit.“

Günther seufzte. Er hatte versucht, den Sinn von Hagens Worten zu begreifen – vergeblich. Seine Gedanken waren wieder und wieder abgeschweift, hin zu dem, was jetzt jede Nacht im Schlafzimmer passierte, zu diesen skandalösen Köstlichkeiten, diesen grandiosen Schweinereien, die ihn so tief befriedigten, wie er es nie zuvor für möglich gehalten hatte. War das Leben nicht wunderbar? Was für ein Genuss, in Bellonas Augen zu spähen, in denen

Angst und Unterwürfigkeit miteinander kämpften. Das erfüllte ihn bis zum Anschlag mit Stolz (natürlich, sie spielte ihm das bloß vor, aber trotzdem...). Wie erregend, wenn sie ihre gigantischen Brüste seinem Zugriff zu entziehen suchte, und wenn ihre Lippen vor Weh und Ach bebten (klar, auch das war Show, dennoch...). Und wie streichelte ihr Wimmern seine Ohren: „Hör auf, lieber Günther, bitte, hör auf!“ Es klang täuschend echt. Wie eine Gazelle kam sie ihm vor, eine Gazelle, die ein Löwe in den Pranken hielt. Bei Gott, es stimmte: Er war ein Löwe, der sein prachtvolles Gebiss entblößt hatte und auf dem Sprung war, um sich in der Beute zu verbeißen! Nie zuvor hatte er sich so potent gefühlt, nie zuvor hatte er so lebhaft den Rausch der Macht gespürt, welcher durch seine Adern strömte... Wieso echauffierte sich Hagen? Was redete er da von der Kanzlei? Als ob ihn das im Augenblick interessierte. Selbst sein neuer Mercedes, den man heute angeliefert hatte, interessierte ihn kaum. Er würde ihn übermorgen kurz einfahren – morgen ging es nicht, da war er in Hamburg. Heute Abend würde er mit dem Taxi nach Hause fahren. Nach Hause. Zu seiner über alles geliebten Frau. Die ihm so perfekt das unschuldige Opfer vorspielte. Danach stand sein Sinn, nicht nach dem neuen Auto, das vor zwei Stunden auf seinen Wunsch bei der Kanzlei abgestellt worden war. Außerdem war es bereits dunkel. Besser, er rührte den Wagen erst übermorgen an. In dieser ruhigen Nebenstraße würde das Schmuckstück bestimmt nicht gleich beschädigt oder gestohlen werden.

Er deponierte die Autoschlüssel, die vor ihm auf dem Schreibtisch gelegen hatten, in der Schublade und stand auf.

„Ich kann meinem Schwiegersohn nicht das Referendariat vermässeln. Ausgeschlossen. Völlig absurd. Schließlich habe ich meiner Tochter ein Versprechen gegeben. Denk dir etwas anderes aus, wie man ihn, im Guten oder im Bösen, unschädlich machen kann – oder warte ab, wie er sich bei der nächsten Station des Referendariat anstellt und ob er nicht am Ende durch die zweite Staatsprüfung rasselt. Ich gebe dir völlig freie Hand. Nur im Augenblick kein Rauswurf. Und nun entschuldige mich. Meine Frau wartet. Morgen fliege ich wegen des Häusler-Falles nach Hamburg. Bin dann am Abend zurück. Wenn es etwas Wichtiges gibt, kannst du mich per Handy erreichen. Und erinnere die Sekretärin daran, ab und zu nach meinem neuen Mercedes zu schauen. Du hast ihn ja schon auf der Straße gesehen. Ihm soll nichts passieren.“

Ohne sich weiter um seinen Bruder zu kümmern, holte er den Mantel aus dem Schrank, ergriff die Aktenmappe und verließ das Büro. Die Schreibtischlampe blieb angeknipst, die Tür offen. Gleich darauf bat er die Sekretärin im Vorzimmer, ihm ein Taxi zu bestellen, und keine Minute später hatte er die Kanzlei verlassen. Kopfschüttelnd schloss Hagen die Tür und ließ sich auf dem Stuhl seines Bruders nieder. Er stützte die Ellbogen auf und barg das Gesicht in den Händen. Er musste nachdenken. Seit Günther von der Hochzeitsreise zurückgekehrt war, benahm er sich merkwürdig. In der ersten Zeit war er so mürrisch und gereizt gewesen, dass die Menschen in seiner Umgebung kaum wagten, ihn anzusprechen. Dann, von einem Tag auf den anderen, kam er strahlend zur Arbeit, scherzte und grinste verschmitzt. Zuweilen wurde er geistesabwesend, versank in sich selbst, hörte nichts und starrte vor sich hin, während ein böses Lächeln um seine Mundwinkel spielte. Abrupt erwachte er, kicherte in sich hinein, als freue er sich klammheimlich über etwas, das niemand sonst wissen durfte. Dahinter musste seine neue Frau stecken... Günther und die Frauen! Sie waren schon immer seine Achillesferse gewesen. Er war ein typischer Burmeister: impulsiv, zu Extremen geneigt, leicht entflammt und in diesem Zustand nicht zurechnungsfähig. Hagen hatte sich über seine plötzliche Heirat nicht wirklich gewundert; er war nur froh gewesen, dass diese Bellona von ihrem gesellschaftlichen und finanziellen Background her zur Familie passte. Er kannte sie aber immer noch nicht näher. Sie war ihm bei der verspäteten Hochzeitsfeier kurz vorgestellt worden und der Austausch einiger höflicher Phrasen hatte

nicht ausgereicht, damit er sich ein endgültiges Bild von ihr machen konnte. Eine attraktive Frau, zweifellos, eine Frau mit Klasse, allerdings nicht sein Typ. Wer konnte wissen, was in ihr steckte, wer konnte wissen, durch welche Hexenkünste sie Günther in ihrem Bann gezogen hatte?

Hagen ließ die Hände sinken. Unbewusst schob er die Unterlippe vor, während er sich fragte, warum Günther auf Starkads Seite stand. Weil dieser sein Schwiegersohn war? Weil er der Tochter ein Versprechen gegeben hatte? Günther versprach viel und ohne zu zögern und kümmerte sich danach nicht mehr darum. Anders als er, der Versprechen selten und erst nach gründlichem Erwägen gab und sie stets einlöste. Was steckte dahinter? Nicht die Liebe zu seinem Schwiegersohn, das war Unsinn. Vielleicht die Befürchtung, dass es für den Ruf der Kanzlei nachteilig wäre, wenn in der Branche bekannt würde, dass der Chef seinem Schwiegersohn das Referendariat verbaut hatte? War Günther nicht klar, dass der Ruf der Kanzlei viel stärker in Gefahr war, wenn er zuließ, dass Starkad Rechtsanwalt wurde und als solcher hier sein Unwesen trieb?

Abrupt stand der von Gedanken gequälte Mann auf, trat hinter die Gardine und starrte auf die Nebenstraße, die von zwei weit auseinanderstehenden Laternen spärlich beleuchtet wurde. Das Pflaster glänzte feucht, ölig. Kein Mensch war zu sehen. Günthers neuer Wagen war ein dunkler Buckel in einem See aus Finsternis. Erneut musste er an Starkad denken und kräuselte verächtlich die Lippen. Warum wollte sein Bruder nicht einsehen, was für eine Null sein Schwiegersohn war? Dass er sich einen Fehler nach dem anderen leistete? Es hätte bis jetzt bestimmt noch mehr und gravierendere Patzer gegeben, wenn er, Hagen, ihn nicht so lückenlos überwacht hätte. Nur war dies nicht länger in dem Ausmaß wie bisher möglich. Seine eigene Arbeit litt darunter.

Seine Arbeit. Hagen legte beide Handflächen an die Fensterscheibe und spürte prickelnde Kühle. Er schloss die Augen. Seine Arbeit war ihm alles – Verpflichtung und Leben. Hatte er nicht dem Vater auf der Intensivstation, eine Stunde vor dessen Tod, gelobt, seinen großen Bruder in der Kanzlei zu unterstützen, Günther und der Kanzlei treu zu bleiben, komme, was da wolle? Im Geiste sah er das eingefallene Gesicht mit der ungewohnt spitzen Nase vor sich und hörte die krächzende Stimme an der Grenze der Hörbarkeit: „Ich weiß.. Günther ist leichtsinnig... impulsiv... und... und hat einen Hang zu den Weibern... aber er ist der Erstgeborene... Der Chef der Kanzlei... Bleib loyal... Sorge dafür, dass die Familie... die Kanzlei... nicht zu Schaden kommen... Versprich es mir.“ Das hatte er getan, klar und deutlich, und der sterbende Vater hatte aufgeatmet und kurz darauf das Bewusstsein verloren. Von dem Tag an erfüllte er treu seine Pflicht und diente – der Familie, der Kanzlei, dem älteren Bruder. Er betreute die meisten Klienten, gewann die meisten Prozesse, übernahm die schwierigsten Fälle. Er überließ Günther das Repräsentieren, überließ ihm die Lorbeeren. Wenn man sich für die Familie einsetzte, hieß das auch, die korrekte Reihenfolge zu respektieren. Vorab der Erstgeborene, danach der Zweitgeborene. Was war denn sonst sicher in der Welt? Alles, alles wankte, alles neigte sich, geriet ins Rutschen. Wenigstens die Familie – seine Familie – bot Halt. Ihr musste er sein ganzes Leben widmen, damit er nicht selbst auseinander fiel, nicht in tausend Splitter zerbarst. Sie war das Seil, an dem er sich über den Abgrund der Zweifel, den Abgrund des Nichts hangeln konnte. Es ging ausschließlich um das, was gut für die Familie – und das hieß in gleicher Weise gut für die Kanzlei war. Starkad war definitiv nicht gut.

Hagen ging zurück zu dem Schreibtisch und setzte sich abermals. Er legte die kühlen Handflächen aneinander. Nein, Starkad war unzumutbar. Vielleicht sollte man ihn einfach gewähren lassen und darauf hoffen, dass er an den nächsten zwei Stationen des Referendariats

– bei einem Gericht, bei einer Verwaltungsbehörde – scheiterte? Sie würden sich fragen, was für eine Kanzlei das gewesen war, in der er sich hatte durchmogeln können. Er hörte schon die hämischen Kommentare: Aha, die Kanzlei seines Schwiegervaters, aha, Vetternwirtschaft. Und was würde sein, wenn er das Referendariat entgegen aller Erwartungen durchstand, die Prüfung bestand und auf Kikis Wunsch hin hier eingestellt wurde? Die Kanzlei konnte sich nicht jahre– oder sogar jahrzehntelang einen Anwalt leisten, der bloß faul herumhing und für nichts und wieder nichts Lohn kassierte. Das musste Günther endlich einsehen! Bei einem angeheirateten Schwiegersohn, auch wenn er den Namen Burmeister angenommen hatte, fand jede Loyalität ein Ende. Das hatte er Günther nicht deutlich genug gesagt... Ihm nicht die Konsequenzen seiner Laisser-faire-Haltung klar genug vor Augen geführt... Hagens Blick glitt über die grünlederne Platte und blieb an einem Blatt Papier hängen, das unter einer Akte hervorlugte. Er zog es heraus, erkannte die großzügige Handschrift seines Bruders, mit ihren kühnen Schwüngen und den einzeln stehenden Buchstaben.

*Lieber Starkad,
Danke für den Tipp betreffs Bellona. Jetzt klappt alles vorzüglich und macht mir einen Riesenspaß. Sag aber niemandem etwas davon, auch nicht Kiki. Es bleibt unser kleines Geheimnis.
Dein Schwiegerpapa*

Hagen ließ das Blatt sinken und ächzte. Mit einem Schlag war ihm alles klar geworden. Wieso war er nicht eher darauf gekommen? In dem Bericht der Detektei über Starkad hatte der Name von dessen Lebensgefährtin gestanden, aber seine Augen waren beim Lesen zu flüchtig darüber hinweggehuscht und er hatte ihn nicht im Gedächtnis behalten. Als Günther seine frisch Angetraute vorstellte, hatte er nur gedacht: „Bellona Isidora Onofrio? Wo habe ich diesen ungewöhnlichen Namen schon einmal gehört?“ Da an ihrem Background und Lebenslauf und auch an ihren Finanzen nichts auszusetzen gewesen war, hatte er bei seiner Arbeitsüberlastung diese Frage vergessen. Und so war ihm erst jetzt, beim Lesen dieses Zettels, in einem plötzlichen Gedankensprung zu Bewusstsein gekommen, dass die neue Frau seines Bruders die ehemalige Lebensgefährtin von dessen Schwiegersohn war. Na, wunderbar. Darum die strikte Weigerung, etwas gegen Starkad zu unternehmen. Diese Verbindung zwischen den beiden konnte er nicht überblicken, geschweige denn kappen. Was hatte Starkad Günther geraten? Hatte er ihn in der Hand? Günther war wahnsinnig geworden. Schrieb ihm ein enthusiastisches Brieflein, das sich gegen ihn verwenden ließ. Er handelte mit weniger Sinn und Verstand als je zuvor. Die plötzliche Heirat war ein Zeichen seiner Verwirrung. Er würde Starkad nie von seiner Seite lassen. Er hatte mit ihm Geheimnisse, die er mit seinem Bruder nicht teilte. Das war illoyal und schmerzte. Er, Hagen, musste die Familie vor dem möglichen Ruin, vor der Schande bewahren und die Kanzlei retten. Ohne sich mit Günther abzusprechen, denn sein Bruder war genauso unzurechnungsfähig wie seine Tochter, die eigentliche Urheberin dieses Schlamassels. Und wie ließ sich das Problem aus der Welt schaffen?

Die Frage trieb ihn vom Stuhl hoch, jagte ihn durch das Zimmer. Sein Kopf blieb leer. Keine Intuition erhob sich aus der Tiefe des schwer belasteten Geistes. Keine Idee schlängelte sich an Paragraphen und juristischen Formulierungen vorbei. Keine Lösung bot sich an. Schließlich schob er das Blatt unter die Akte zurück, löschte die Schreibtischlampe und verließ den Raum.

Er verharrte unschlüssig im Flur. Die beiden Sekretärinnen waren gegangen. Es war totenstill und finster. Einzig durch die obere verglaste Hälfte von Starkads Bürotür fiel Licht. Also war

er da – musste er auch, denn er war dazu verdonnert worden, bis 21 Uhr zu bleiben, und er würde es nach seinem letzten Versagen nicht wagen, sich früher zu verdrücken. Hagen zögerte. Auf einmal, ohne dass er wusste, warum er es tat, kehrte er in Günthers Büro zurück, schaltete kurz das Licht an, holte die Schlüssel für den neuen Mercedes aus der Schreibtischschublade und steckte sie in die Hosentasche. Es gab keinen Plan, es gab auch keine, egal wie vage, Vorstellung. Es gab lediglich einen Impuls. Er ging in Starkads Büro.

Bei dem Anblick des verhassten Zuchtmeisters riss Starkad die Tür des geräumigsten Faches seines Schreibtisches auf und stellte eine zu einem Viertel gefüllte Flasche und ein Glas mit einer goldbraunen Flüssigkeit hinein – nicht schnell genug, um das Johnnie-Walker-Etikett zu verbergen, und zugleich so schnell, dass die überschwappende Flüssigkeit die Papiere am Boden des Faches durchweichte. Hagen verzog keine Miene, obwohl er genau registrierte, dass Starkads Wangen gerötet waren und seine Stimme verschliffen klang.

„Willkommen, Onkel. Du siehst: Der liebe Starkad arb... arbeitet noch. All... Allzeit bereit. Was soll ich tun? Wird prompt er... erledigt.“

Sein Oberkörper pendelte von rechts nach links und wieder zurück, und ein einfältiges Grinsen erschien auf seinem Gesicht.

Der Onkel knallte Günthers Autoschlüssel mit solchem Schwung auf die Platte, dass Starkad zusammenzuckte.

„Die schickt dir dein Schwiegervater. Die Schlüssel seines neuen Mercedes, der auf der Straße steht, direkt vor dem Haus. Er fragt sich, ob du in der Lage bist, ihm jetzt noch im Finstern den Wagen einzufahren. Er braucht ihn morgen früh für eine längere Tour.“

„Klar kann ich das. Kenne... kenne mich aus mit Autos. Bin jahrelang Porsche gefahren.“ Mit großem Getöse stand er auf, schwankend wie eine Binse im Wind. Krampfhaft hielt er sich an der Schreibtischkante fest.

„Fahr über die Avus und den Berliner Ring. Drück kräftig auf die Tube. Ein Stück über eine Landstraße wäre auch nicht schlecht, aber wenn du wegen der Dunkelheit Angst hast...“

„Blödsinn. Hab... hab keine Angst. An mir ist ein... ein Rennfahrer... verloren gegangen... Mal sehen, was die Kutsche hergibt.“

Seine unsicheren Finger brauchten einige Zeit, bevor sie die Hosentasche gefunden und die Schlüssel hineingestopft hatten. Seine flatternden Hände griffen mehrmals fehl, ehe sie sich auf den Weg in die Ärmel des Jacketts begeben konnten, und die stolpernden Füße trugen ihn gegen den Türrahmen und erst danach hinaus.

Hagen blieb stocksteif stehen. Die Tür zur Kanzlei öffnete und schloss sich, etwas später die Haustür, und nach einer Zeit, die ihm unendlich lang vorkam, krachte vor dem Fenster eine Autotür zu. Ein Motor startete, Reifen quietschten, ein Wagen bog um die Ecke und es wurde still. Der Lauschende merkte, dass er die Luft angehalten hatte, und atmete aus. Seine Hände zitterten, als er das Licht der Schreibtischlampe löschte, und seine Füße hätten ihn beinahe ebenfalls gegen den Türrahmen gesteuert, bevor er den Ausgang fand und den seit vielen Jahren vertrauten Weg in sein eigenes Büro einschlug. Im Dunkeln tastete er sich vor zu seinem Schreibtischstuhl und setzte sich.

Hier war Sicherheit, hier hingen an der Wand hinter ihm, wie er wusste, die Porträtfotos seines Vaters und Großvaters, die Günther aus seinem Büro verbannt hatte. Sie flößten ihm Vertrauen ein, boten Halt und Stärke. Oft – und auch jetzt wieder – war ihm, als würden sie ihre Hände aus den Rahmen strecken und auf seine Schultern legen. Du gehörst zu uns, bist Teil einer Kette, Glied einer Reihe, Element einer Serie. Wir stimmen dem zu, was du getan hast, denn du hast es um der Familie willen getan. Wenn die Polizei den Usurpator unseres Namens stoppt und er angeklagt und verurteilt wird wegen Trunkenheit am Steuer – gut.

Vielleicht reicht dies aus, damit Günther seiner endgültigen Verbannung zustimmt. Wenn er den neuen Mercedes erst zu Schrott fährt, bevor er verhaftet und verurteilt wird – besser. Günther würde sich zu sehr ärgern und ihn höchstwahrscheinlich aus der Kanzlei weisen. Indes, wenn er den Mercedes zuschanden fährt und dabei zu Tode kommt – das wäre am besten. Damit wäre das Problem für die Kanzlei und die Burmeisters aus der Welt geschafft. Günther würde durch den Schock dazu gebracht, sich der Kanzlei mehr zu widmen, und er, Hagen, könnte seine ureigenen Aufgaben ruhiger erledigen. Kein Flecken, keine Trübung durfte den Namen Burmeister verunstalten. Kiki würde zuerst außer sich sein, aber mit der Zeit einsehen, dass ihre überstürzte Heirat ein Fehler und ihr verstorbener Ehemann ein Versager und Trunkenbold gewesen war. Bei einer zweiten Ehe würde sie wohl mehr Umsicht und weniger Idealismus walten lassen...

Hagen stand auf, tastete sich zu dem Schalter neben der Tür vor und knipste das Deckenlicht an. Er war jetzt gefasster, hatte das Gefühl, dass Vater und Großvater seiner Handlungsweise zustimmten, sie mit Wohlwollen betrachteten. Für die Burmeisters konnte daraus nur Positives entstehen, und alles andere war unwichtig. Er blinzelte in die plötzliche Helligkeit und rieb sich die Augen. Es war Zeit, nach Hause zu gehen. In dieser Nacht würde die Kanzlei keinen Schaden erleiden.

*

Kiki saß kerzengerade am Küchentisch. Ihre Augen waren unverwandt auf die digitale Wanduhr gerichtet. 23.00 war darauf zu lesen. Wo blieb Starkad? Das Essen stand im Backofen, war aufgewärmt und längst wieder kalt geworden. Alle Lichter brannten, sogar die Neonröhren über den Arbeitsplatten der Einbauküche. Jeder Winkel war erhellt. Wo blieb Starkad? Zehnmal hatte sie versucht, ihn über Handy zu erreichen, und sie war jedes Mal auf seine Mailbox umgeleitet worden. Wo blieb Starkad? Vielleicht war er in einem Lokal versackt, was verständlich war, wenn man bedachte, wie ihn der Onkel Tag für Tag schikanierte. Sie musste wirklich in den nächsten Tagen mit Papa darüber reden. Es ging so nicht weiter. Papa musste Onkel Hagen in die Schranken weisen. Ihm den Kopf waschen. Ihm verbieten, Starkad aus lauter Neid und Böswilligkeit zu quälen, zu tyrannisieren, herumzukommandieren. Papa musste ein Machtwort sprechen und wenn das nichts fruchtete, musste er die Betreuung seines Schwiegersohns übernehmen und Onkel Hagen feuern. Später, wenn Starkad die Zweite Juristische Staatsprüfung bestanden hatte, würde das sowieso geschehen. Mit Starkad als Rechtsanwalt war Onkel Hagen in der Kanzlei überflüssig. Also weg mit ihm.

Wo blieb der geliebte Mann? War es möglich, dass ihm etwas passiert war? Etwas Fürchterliches? Etwas unbeschreiblich Schreckliches? Das Schicksal sieht es nicht gern, wenn ein Paar zu glücklich ist. Es tritt das Ideale in den Staub, zermalmt das Vollkommene, lässt Perfektion niemals länger als für die Dauer eines Wimpernschlages zu... Kiki wagte kaum zu atmen. Obwohl alle ihre Glieder von der Anspannung schmerzten, rührte sie sich nicht, saß vollständig still, als könne ihre Unbeweglichkeit verhindern, dass die Parzen weiter am Tuch der Welt webten. Ihre Augen hatten die Farbe von Schlamm angenommen. Eine einzige Frage hämmerte unablässig in ihrem Kopf: Wo blieb Starkad? Es war neblige Nacht und nördlicher Wind.

Als es klingelte, fuhr sie zusammen und ein scharfer Schmerz durchzuckte ihren Nacken. Jeder Gedanke war wie weggeblasen, und dafür war eine Empfindung aufgesprungen, eine Empfindung von eisiger Angst. Es war, als würde in ihrem Innern ein Abgrund klaffen, dem

höllische Kälte entströmte. Sie stand auf und hinkte auf halb eingeschlafenen Füßen zur Tür. Die Hand, die sich zur Gegensprechanlage bewegte, bebte.

„Ja?“

„Hier ist die Polizei. Sind Sie Frau Burmeister?“

„Ja.“

„Wir müssen mit Ihnen persönlich sprechen. Würden sie uns bitte hereinlassen?“

„Ich komme nach unten. Die Haustür ist abgeschlossen.“

Der Weg mit dem Fahrstuhl nach unten verlief im Ungewissen. Die Gesichter der beiden Polizisten waren verschwommene Flecke, bar jeder Individualität.

„Lassen sie uns in Ihrer Wohnung miteinander reden.“

„Was ist mit Starkad? Mit meinem Mann?“

„In Ihrer Wohnung. Nicht zwischen Tür und Angel.“

„Was ist mit meinem Mann? Ist er verletzt?“

„Gleich. In ihrer Wohnung, wenn sie sich gesetzt haben.“

Worte drangen in ihr Bewusstsein, viele Worte, die einen einzigen Sinn umkreisten, sich auf ihn stürzten, ihn zur Strecke brachten. Stark sein... ruhig sein... Verwandte... Freunde... einen Arzt benachrichtigen... ein Unfall... überhöhte Geschwindigkeit... gegen einen Baum gerast... sofort tot... Der Wagen auf Günther Burmeister zugelassen... der Ausweis im Jackett des Toten lautet auf Starkad Burmeister... Die Identifizierung hat Zeit bis morgen...

„Nein!“

Sie sprang auf, die Augen wild funkelnd, die Hände zu Fäusten geballt.

„Ich will ihn jetzt sehen. Sofort. Allein. Keinen Arzt. Einen Arzt brauche ich nicht. Keine Freunde. Freunde brauche ich nicht. Keine Verwandten. Verwandte brauche ich nicht. Ich brauche einzig und allein Gewissheit. Fahren Sie mich zur Identifizierung.“

Ihre Entschlossenheit beeindruckte. Zum Teufel, diese junge Frau würde keinen hysterischen Anfall bekommen und sich zu einer Kurzschlusshandlung hinreißen lassen. Warum sollte man sie noch länger schmoren lassen? In der Pathologie gab es einen Nachtdienst. Na also.

„Kommen Sie mit, aber vergessen Sie nicht Ihren Mantel. Es ist saukalt draußen. Handy, Portemonnaie und Ausweis haben sie dabei?“

Die Lampe sandte ein stechend-weißes Licht, das die von dem Laken verhüllten Umrisse des Körpers herausätzte und aus der Sphäre der Andeutungen in die des Wissens versetzte. Wie sollte sie diesen Körper nicht kennen? Die breiten Schultern, die langen Oberschenkel, der breite Brustkorb, dem nun etwas Eingesunkenes, Eingedrücktes anhaftete... Ein Windstoß brachte den letzten noch glühenden Funken der Hoffnung zum Erlöschen und in ihr war pechschwarze Nacht. Das Tuch wurde zurückgezogen und sein Gesicht trat hervor in die Überhelligkeit. Eine tiefe Schramme verlief quer über der Stirn. Sie kleidete ihn sogar, schenkte ihm eine verwegene Note. Starkad, der Wikinger. Die Augen waren geschlossen, die Haut war marmorweiß. Kein Muskel konnte mehr zucken in dem zur Immobilität verdamnten Gesicht. Die Lippen schienen einer Statue zu gehören, die in einer kalten Winternacht einsam, nur vom Licht des Mondes beschienen, auf einer Lichtung stand. Es gab keinen Starkad mehr. Er war reduziert auf einen toten Körper, in dem wahrscheinlich bereits Maden am Werk waren. Kiki ging auf Abstand.

Sie sprach so kühl und beherrscht, so klar und nüchtern, dass die Umstehenden große Augen machten. Ja, das ist mein Mann. Das ist Starkad Burmeister. Der in den Unfall verwickelte Wagen gehört seinem Schwiegervater, meinem Vater Günther Burmeister. Er sollte ihn wohl

einfahren. Er ist... war ein vorzüglicher Fahrer. Alkohol in seinem Blut? Das wundert mich. Andererseits... er hatte in letzter Zeit in der Familienkanzlei sehr zu kämpfen. Wurde gemobbt. Neid auf seine überragenden Leistungen, Sie verstehen. Aber er war ein guter Fahrer, war jahrelang Porsche gefahren, hatte keinen einzigen Punkt in Flensburg. Ein vorzüglicher Fahrer und ein vorzüglicher Mensch.

Unvermittelt überfiel sie eine Vision, die für einen Moment in ihrem Geist so deutlich aufkeimte, dass sie ihr vollkommen real erschien. In dieser Vision ging langsam eine hohe Tür zu. Sie führte in ein Zimmer voller Wärme, voll brennender, nach Honig duftender Kerzen, ein Zimmer mit fröhlichen Kindern, die alle weißblonde Haare und Rehaugen hatten. Nun war die Tür ins Schloss gefallen und das Zimmer – und damit die Zukunft – auf ewig versperrt. Nun existierte nichts mehr als ein düsterer Korridor, der nirgendwohin führte. Die Schwärze der Hoffnungslosigkeit hatte die Welt verschluckt. Und wer trug die Schuld daran? Die Frage war leicht zu beantworten. Sie fuhr zusammen und bemerkte, dass man auf sie einredete. In diesem Zustand können Sie nicht allein bleiben. Wen sollen wir benachrichtigen? Zu wem sollen wir Sie fahren? Zu Ihrer Familie? Zu einer Freundin?

„Bringen Sie mich zu meinem Onkel Hagen Burmeister.“

Als die beiden Polizisten von ihrem Auto aus sahen, wie die Tür, an der die junge Witwe geklingelt hatte, aufging und sich in einem erleuchteten Viereck der Umriss eines Mannes abzeichnete, welcher sie nach kurzem Zögern einließ, seufzten sie erleichtert auf und fuhren los. Um den Rest konnte sich der Onkel kümmern.

In der Diele standen sich Kiki und Hagen gegenüber. Kiki starrte mit äußerster Konzentration in Augen, in denen Müdigkeit, Argwohn und Verwirrung um die Vorherrschaft kämpften.

„Was ist passiert?“

„Starkad ist tot. Er hatte einen Unfall mit Papas neuem Wagen, aber ich weiß, dass du dahinter steckst. Du hast ihn getötet. Besudelt bist du mit Verbrechen und Schande!“

Er lachte hart auf. Sein Atem roch nach Hochprozentigem.

„Ich ihn getötet? Er hat Günthers Auto gefahren, nicht ich. Er. Dein Mann, dieses besoffene Schwein. Wenn du behauptest, ich hätte ihn dazu angestiftet und ihm die Schlüssel gegeben, kann ich gerichtlich gegen dich vorgehen. Es gibt keinen Beweis dafür. Niemand wird dir glauben.“

Sie wich einen Schritt zurück und ihre Lippen zuckten.

„So war es also! Du hast ihm den Autoschlüssel gegeben und ihm befohlen zu fahren, obwohl er sich bereits ein Feierabendbierchen genehmigt hatte.“

„Ein Feierabendbierchen? Dein Mann war ein Säufer und, was viel schlimmer ist, ein Versager, der am Ende die Kanzlei ruiniert hätte. Es ist ein Glück, dass er sich sternhagelvoll hinters Steuer gesetzt und selbst eliminiert hat!“

Kiki wich noch weiter zurück, bis sie die Eingangstür in ihrem Rücken spürte. Erst jetzt war ihr aufgegangen, dass Hagen betrunken war. Eine fettige Haarsträhne hing ihm ins Gesicht. Seine Augen schimmerten glasig und er hielt sich mit einer Hand krampfhaft an einem Garderobentischchen fest. Seine Zunge fuhr um die trockenen und rissigen Lippen. Als er auf sie zutorkelte und sein Oberkörper überdies unkontrolliert nach vorn schwankte, rief sie mit sich überschlagender Stimme, rief in bitterem Zorn:

„Rühr mich nicht an! Du hast Starkad getötet. Dafür wirst du bezahlen. Mit deinem Leben wirst du bezahlen, das schwöre ich! Ab jetzt bist du aus dem Frieden der Welt gesetzt!“

Sie floh hinaus in die Nacht.

Hagen verpasste der Haustür einen Tritt. Krachend fiel sie ins Schloss. Er wankte zurück ins Wohnzimmer und ließ sich schwer auf das Sofa fallen. Die Nulpe war tot. Gut. Die Kanzlei war gerettet. Sein Kopf sank auf die Brust. Die Augen schlossen sich, aber das Denkvermögen war nicht ganz ausgeschaltet, der Schlaf übermannte ihn nicht gleich. Was hatte er eben zu Kiki gesagt? Hatte er ihr verraten, von wem Starkad die Wagenschlüssel erhalten hatte? Unmöglich, sich genau zu erinnern. Scheiß-Alkohol. Einmal über die Stränge geschlagen und schon... Als wären die Hirnwindungen mit Watte umhüllt. Selbst wenn... Selbst wenn er unvorsichtig gewesen war: Die dumme Pute hatte keine Zeugen. Sie würde es nicht wagen, Beschuldigungen in die Welt hinauszuposaunen, ohne Beweise, ohne Zeugen... Er hatte das Richtige getan. Für die Kanzlei. Für die Familie. Für die man alles tun musste, alles. Die Familie war die Säule, die einen aufrecht hielt. Sie war das Fundament des Hauses, der Boden unter den Füßen, die Mauer, die vor den Mächten des Chaos schützte, und darum verdiente sie bedingungslose Loyalität. Er hatte das Richtige getan, anders als dieses schwachsinnige Frauenzimmer, das mit seiner Heirat die Familie in Gefahr gebracht hatte. Das Richtige...

5. Kapitel: Totenklage

Am nächsten Vormittag erfuhr Günther auf dem Flughafen per Handy von seinem ungewöhnlich matt und heiser klingenden Bruder, dass sich Starkad seines neuen Mercedes bemächtigt, ihn zu Schrott gefahren hatte und dabei ums Leben gekommen war. Er erfuhr auch, dass seine unerwartet zur Witwe gewordene Tochter ihre Brüder Gabriel und Gerald angerufen und ihnen, wie sie später Hagen mitteilten, den Trauerfall gemeldet hatte. Wie eine Verrückte hatte sie sich gebärdet, hatte sich in wilden Beschuldigungen und Anklagen ergangen. Als ihr Vater musste Günther Kiki unbedingt zur Vernunft bringen und verhindern, dass böse Gerüchte die Runde machten. Der Ruf der Kanzlei stand mehr als je zuvor auf dem Spiel.

Seufzend schaltete Günther das Handy aus, blinzelte trübe und bemerkte dann, dass eben zwei Flugbedienstete an den Check-in-Schalter getreten waren, um ihn zu öffnen. Langsam erhob er sich, ergriff die Tasche mit dem Laptop. Starkad war tot. So, so. Tot. Dass er seinen fabrikneuen Mercedes demoliert hatte, war ärgerlich, sogar äußerst ärgerlich, ließ sich jedoch verschmerzen. Der Verlust regte ihn nicht übermäßig auf und auch nicht das, was mit seinem Schwiegersohn passiert war. Er wunderte sich selbst über diese Gelassenheit und fragte sich, woher sie kam. War der Grund dafür, dass Starkads Abgang, wenn man ein wenig genauer darüber nachdachte, mehr Vor- als Nachteile brachte? Hagen sollte nicht glauben, er als Chef hätte nicht gemerkt, was für eine Pfeife der neue Mitarbeiter war, geradezu Gift für die Kanzlei. Er hatte nur nichts dagegen unternehmen können, denn sein Schwiegersohn war zwar dämlich, aber nicht dämlich genug, um sich im Falle eines Rauswurfs nicht daran zu erinnern, was zwischen ihm und Bellona ablief, und ihn damit zu erpressen. Günther schmunzelte, während er in der Schlange am Gate vorrückte. Fast hätte er gekichert, als ihm aufging, dass dieser plötzliche Exitus keineswegs bedauerlich war. Im Gegenteil. Er schaffte eine Menge Probleme aus der Welt – und das größte davon war Starkad selbst. Nun, Ruhe in Frieden. Kiki – der Starkad sicher nichts über Bellona und ihren lieben Vater erzählt hatte, so närrisch war der alte Saufbold nicht gewesen – würde er am besten in eine dieser schrulligen Trauergruppen schicken, damit sie sich abregte, und vielleicht würde sie allmählich begreifen, dass sie auf diese Weise am elegantesten einer Ehe entronnen war, die eine einzige Eselei darstellte. Für die Beerdigung musste er die Jungs aus dem Internat holen. Sie wussten ja bereits, was los war. Dieses Weichei Gerald sollte sich besonders intensiv um sie kümmern und sie beschwichtigen. Schließlich waren die beiden von frühester Jugend an ein Herz und

eine Seele. Je schneller er nach Hause zurückkehrte, desto besser. Was das Weitere betraf: einen Schritt nach dem anderen.

Als Günther den Laptop verstaut hatte und sich in den Flugzeugsitz der Businessclass schmiegte, strahlte er über das ganze Gesicht. Ihm war eine zusätzliche erfreuliche Konsequenz von Starkads Tod bewusst geworden: Mit seinem Hinscheiden hatte sich Bellonas ehemaliger Lebensgefährte in Luft aufgelöst und er brauchte sich keine Gedanken mehr darüber zu machen, ob seine Frau diesen noch heimlich liebte und sich zu ihm zurücksehnte. Ab jetzt hieß es: Alles paletti mit seiner Ehe und möge das faule Schwiegersöhnchen im Grab verfaulen.

Er legte den Sicherheitsgurt an und während die Stewardess vor den Passagieren ihre übliche Sicherheits-Show abzog (völliger Blödsinn bei so einem kurzen Flug, aber hey, schöne Beine hatte sie!), versank er tief in seinen Gedanken und nahm von der Umgebung nichts mehr wahr. Früher wusste er nicht, hatte nicht einmal geahnt, wie enorm ihm die harte Tour zusagte. Ein tolles Weib, seine Bellona. Wehrte sich so, dass es ihn aufeilte. Ein Laut stieg seine Kehle hoch, ein behagliches Schnurren, als wäre er ein Kater vor dem Kamin. Was sich mit ihr alles anstellen ließ... Lobenswert von ihr, dass sie die Leitung der Münchner Galerie ganz in die Hände ihres Geschäftsführers gegeben hatte und sich kein Fitzelchen mehr darum kümmerte. Und von ihm selbst war es ein famoser Einfall gewesen, die beiden Jungs in ein Internat zu geben. Damit hatte er freie Bahn - und überhaupt war es für seine Jungs das Beste. Womit sich Bellona wohl den ganzen Tag beschäftigte? Bestimmt schlief sie bis Mittag. Jetzt, um diese Zeit, war sie sicher noch in den Federn vergraben. Dann saß sie stundenlang in der Badewanne, ging zum Friseur und zur Kosmetikerin. Um sich für ihn zu stylen. Für ihren Herrn und Meister.

Er schreckte hoch und akzeptierte von der Stewardess einen kleinen Drink. Schließlich gab es etwas zu feiern! Ein Prost auf Starkads Tod... Eine seiner alten Tanten hatte vor einem Monat mit Bellona telefoniert und diese hatte auf ihre vielen Fragen nur einsilbig und ausweichend geantwortet. Die Tante hatte ihm später erklärt, sie glaube, seine neue Frau hätte Depressionen. Das war vollkommener Blödsinn. Bellona fieberte den ganzen Tag lang der Nacht entgegen, das war es. Der Nacht, wenn der Traum der Liebe lacht. Der ewigen Nacht, der süßen Nacht, der hehr erhabenen Liebesnacht. Wenn er ins Wohnzimmer trat, saß sie auf dem Sofa und erhob sich sofort. Sie wurde regelmäßig blass und riss die Augen weit auf. Es schien sogar, als würden ihre Knie zittern... So leidenschaftlich begehrte sie ihn, dass ihre Knie zitterten... Er führte sie immer sofort ins Schlafzimmer, zog die Jalousien herunter und zeigte ihr, wer der Boss war. Danach ein kräftigendes Abendbrot und die Sache ging weiter. Er musste lediglich aufpassen, ihr an keine der Stellen Flecken und Striemen beizubringen, die von der Kleidung nicht verdeckt werden konnten. Nun war ihr Exfreund verreckt und er wusste bereits, bei welcher lustvollen Tätigkeit er es seiner Frau mitteilen würde. Nachfragen oder „Ach, herrje!“ rufen, das würde sie nicht können, wie auch, mit vollem Mund, aber was für ein Kick, was für ein Kick... War das Leben nicht wunderbar?

*

Vor dem Badezimmerspiegel überprüfte Hagen die schwarze Krawatte. Tadellos saß sie und passte zu dem gleichfarbenen Anzug, an dem sich kein Stäubchen abzeichnete. Das weiße Hemd schimmerte neu. An dessen Träger sollte es nicht liegen, wenn die Beerdigung nicht so über die Bühne ging, wie es die Ehre und das Ansehen der Familie Burmeister erheischten. An Günther würde es auch nicht liegen, das stand fest. Er hatte in die eigene Tasche gegriffen und ein erstklassiges Institut mit der Ausrichtung der Feier beauftragt, hatte alles Notwendige

veranlasst, die Traueranzeigen, die Einladungen, das Instruieren des Redners. Kiki war dabei nicht die geringste Hilfe gewesen. Das hysterische Frauenzimmer hatte sich ins Bett gelegt und war dort geblieben, bis ihr Lieblingsbruder Gerald zu ihr kam. Auf sein inständiges Bitten hin hatte sie etwas Nahrung zu sich genommen und versprochen, zur Beerdigung zu erscheinen. Von einem Arzt wollte sie nichts wissen. In die Klappe sollte man sie stecken – nein, denn wenn das durchsickerte, könnte es dem Ruf der Kanzlei abträglich sein. Hoffentlich benahm sie sich in der Öffentlichkeit. Zwei Tanten, zwei Cousinen, ein Cousin, die Sekretärin der Kanzlei und sogar einige Mandanten würden aufkreuzen. Möglicherweise noch ein paar Freunde von Starkad. Von dessen eigener Familie war nach Aussagen der Detektei, die er nach dem Bekanntwerden der misslichen Heirat engagiert hatte, niemand mehr am Leben. Jedenfalls niemand von Bedeutung... Besser so. Wenn dieses Weibsbild bloß keinen Skandal heraufbeschwor! Wenigstens würde auch der alte Hausarzt anwesend sein. Er könnte ihr nötigenfalls eine Beruhigungsspritze verpassen. Hagen überprüfte noch einmal den Krawattenknoten, ließ gedankenverloren seine harten Brustmuskeln unter dem Hemd spielen und löschte das Licht. Es war Zeit aufzubrechen.

*

Günther war mit sich zufrieden. Er hatte die Beerdigung – natürlich mit Hilfe der Sekretärin, aber die wurde schließlich dafür bezahlt – vorzüglich organisiert, sogar ohne den Beistand seines Brüderchens, der vollauf damit beschäftigt gewesen war, den Mist, den Starkad mit dem Mercedes angerichtet hatte und der nach dem Unfall bekannt zu werden drohte, auszubügeln. Außerdem war in der Kanzlei noch so einiges hochgekommen, was der Dummkopf verschusselt hatte. Na, weg mit Schaden. Die Beerdigung würde in einem würdigen Rahmen stattfinden: Eichensarg, aufwendiger Blumenschmuck, Kerzen, das Grab auf dem Friedhof Heerstraße (und nicht auf dem Zehlendorfer Waldfriedhof, auf dem sich das Burmeistersche Familiengrab befand, und kein Mucks von Kiki deswegen), Musik, Sargträger, Grabredner, ein üppiger Leichenschmaus und und und. Das kostete dem lieben Papa eine Stange Geld. Egal. Er hatte besser und besser verstanden, wie sehr ihm Starkads Tod zupasskam. Selbst die Aussicht, seine Tochter in den nächsten Jahren finanziell noch kräftiger unterstützen zu müssen als bisher, bedrückte ihn nicht sonderlich. Irgendwann würde sie sich fangen und darangehen, ihr Studium fortzusetzen. Oder etwas anderes studieren. Vielleicht Pädagogik. War für Frauen sowieso angemessener. Bellona wollte an der Beerdigung nicht teilnehmen. Das war ihm ganz angenehm. Sie war zwar bei der Nachricht von Starkads Tod äußerlich ruhig geblieben (war mit anderem beschäftigt gewesen, hihhi), aber er konnte nicht die Hand dafür ins Feuer legen, dass sie sich bei der Feier unauffällig verhielt. Ohne sie war es erquicklicher. Kiki, die hysterische Ziege, würde schon genug Probleme bereiten.

Gut gelaunt (und, wie Hagen fand, für diese Gelegenheit ein wenig zu gut gelaunt) stand Günther vor der Trauerhalle. Er genoss das für Dezember außergewöhnlich sonnige und warme Wetter, plauderte nach rechts und links. Über Weihnachten werden meine Frau und ich zum Skilaufen fahren, wahrscheinlich nach Chamonix... Leider konnte meine Frau nicht mitkommen, sie hat Migräne... Der Fall Domagk entwickelt sich zufriedenstellend, meinen Sie nicht auch?... Richter Hübner sah diese Woche total überlastet aus, na, wer nicht?... Er spähte den breiten, gepflasterten Weg entlang, der in einer schnurgeraden Linie aus dem Friedhof hinaus bis zur Straße führte. Soeben war ein Taxi vorgefahren. Vielleicht war das Kiki, der er die beiden Jungs geschickt hatte, damit sie ein Auge darauf hatten, dass sie nicht halb bekleidet oder halb betrunken erschien. Wenn sie auf jemanden hörte, dann auf ihre Brüder, oder zumindest auf Gerald – und nicht auf ihn, ihren Vater. Die Jugend heutzutage...

Gerade als sich der Wagenschlag des Taxis öffnete, um die Passagiere herauszulassen, schwangen die beiden Flügel der hohen Eichentür der Trauerhalle auseinander. Ein Schwall von Orgelmusik bahnte sich den Weg nach draußen und Günther wandte sich um. Ein paar Träger verfrachteten einen Sarg auf einen bereitstehenden Karren, um damit zum ebenso bereitstehenden Grab zu rumpeln. Ein Pfaffe, der mit seinem feisten Gesicht und Schmerbauch wie die Karikatur eines Klerikers aus dem „Simplicissimus“ wirkte, folgte mit gewichtiger Miene, und ein Rudel dunkel gekleideter Trauergäste heftete sich an seine Fersen. Auf einmal bemerkte Günther, dass hinter ihm eine gewisse Unruhe entstanden war, und er drehte sich erneut um. Und erschrak. Und ärgerte sich. Da, diese unmögliche Gestalt zwischen den beiden Jungs, die mit betretenen Mienen zu Boden blickten, das konnte nur Kiki sein! Sie war in einen schwarzen Mantel gehüllt, der bis zu den schwarzen Schuhen reichte, und zusätzlich trug sie einen blickdichten schwarzen Schleier, der nicht bloß den Kopf, sondern den ganzen Oberkörper bis zur Taille bedeckte. Günther schoss es durch den Kopf: „Eine Vogelscheuche! Ein Gespenst!“, und beinahe hätte er vor Fassungslosigkeit die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Unter diesem Schleier musste sie völlig blind sein! Hätten ihr das Gabriel und Gerald nicht ausreden können? Nein, er kannte seine Tochter, die war stur, die ließ sich nicht von etwas abbringen, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte. Und dann dieser von einem Trauerflor vielfach umwundene, viel zu pompöse Strauß dunkelroter Rosen, den ihre schwarz behandschuhten Hände mit Mühe umklammerten. Es war das letzte Detail, das gefehlt hatte, damit ihre Gestalt wie einem Alptraum, wie dem Hirngespinnst einer Wahnsinnigen entsprungen wirkte. Wahnsinnig... Ja, das war sie. Wahnsinnig. Er blickte zu Hagen hin, der die Verschleierte betrachtete, als wäre sie die fleischgewordene Nemesis, und ohne seinen Kindern auch nur zuzunicken, zog er ihn auf die Seite und raunte ihm zu: „Meine unmögliche Tochter wird wahrscheinlich jahrzehntelang in Schwarz herumlaufen und uns bis in alle Ewigkeit Ärger bereiten. Trauern wird ihr ganzes Glück sein, die Hohe Schule großen Leids.“ Hagen brummte zustimmend. Er trat an Gabriels Seite und richtete einige Fragen an ihn.

Der Leiter des Beerdigungsinstituts bat die Wartenden in den auf die Schnelle neu hergerichteten Saal. Gabriel und Gerald, in deren Gesichtern Verlegenheit und Missmut um die Vorherrschaft kämpften, ergriffen je einen Ellbogen der Verschleierten und setzten sich mit ihr in Bewegung. Günther und Hagen, die Mienen undurchdringlich, schlossen sich ihnen an. Dahinter betraten die übrigen, nicht allzu zahlreichen Trauergäste die Halle, welche von dem unter der Fülle dunkelroter Rosen verborgenen Sarg dominiert wurde.

Während der Trauerfeier saß die junge Witwe mit kerzengerade aufgerichtetem Rücken in der ersten Reihe. Sie blieb unsichtbar hinter dem Schleier und rührte und regte sich nicht, als wäre sie zu Stein erstarrt. Einzig die Handschuhe hatte sie ausgezogen. Ihre weißen Hände, auf deren Rücken sich schwach einige Sommersprossen abzeichneten, umklammerten den Rosenstrauß. Günther, der es nicht über sich gebracht hatte, sich neben sie zu setzen, sondern sich in die zweite Reihe schräg hinter ihr verzogen hatte, schielte heimlich zu ihr hin. War das wirklich seine Tochter, seine Kiki mit ihrer Stupsnase, ihrem herzförmigen Mund, ihrem kindlichen Starrsinn? Nein, das war sie nicht - sondern ein Dämon, der Unterwelt entstieg, eine Erinnye, eine Harpye, der menschliche Regungen fremd waren. Von dem, was der Trauerredner erzählte, bekam er kein Wort mit, so verloren war er in bedrückenden Gedanken. Als Träger den Sarg zu Musik aus Wagners „Götterdämmerung“ anhoben und aus der Halle trugen, ging ihm durch den Sinn: „Im Sarg liegt nicht Starkad, sondern meine Tochter Kiki!“ Sein Herz begann zu rasen, seine Knie bebten und er schaute hilfesuchend zu Hagen hin, aber der hatte die Lippen aufeinandergepresst und blieb in sich versunken.

Zum Grab zog die Schar. Die Vermummte, die rätselhafterweise genug durch den Schleier sehen konnte, um ohne stolpern gehen zu können, hatte ihre Brüder abgeschüttelt und in die zweite Reihe verwiesen. Sie schritt als Erste allein hinter dem Sarg her. Eigentlich war es kein Schreiten. Vielmehr war es ein unheimliches Wallen, Gleiten, Schweben. Es trieb Günther den Schweiß auf die Stirn und es gelang ihm nur unter Schwierigkeiten, sich äußerlich nichts anmerken zu lassen. Er konnte nicht mehr klar urteilen, sondern fühlte sich bedroht von einer Masse an Leiden, die wie ein Felsblock über ihm aufragte. Bald würde der Felsblock herabstürzen und ihn zerschmettern. Er spürte, dass sein Bruder, der neben ihm schritt, ebenfalls seine ganze Kraft aufbieten musste, um die Panik auf Abstand zu halten. Es war so: Nicht bloß Günther, sondern auch Hagen musste sich bei diesem Gang zum Grab an dem Wunsch, niemandem Anlass zu geben, über die Familie Burmeister heranzuziehen, regelrecht festklammern, um einen Gesichtseindruck beizubehalten, von dem man hoffen konnte, dass er einigermaßen neutral wirkte.

Die bündige Verabschiedungszeremonie am Grab verlief ohne Zwischenfälle. Starr und stumm beförderte die Verschleierte drei Handvoll Erde und ihr Bukett dem Sarg nach in die Tiefe. Starr und stumm empfing sie die Beileidsbezeugungen und machte keine Anstalten, die ausgestreckten Hände zu schütteln. Als Hagen vor ihr stand, überfiel sie ein Krampf. Für ein, zwei Sekunden schwankte sie, fing sich und verharrte reglos wie zuvor. Am Ende der Zeremonie erschienen fast alle der um das Grab Gescharten wie befreit. Günther gab seinen Söhnen einen Wink, damit sie sich abermals um die junge Witwe kümmerten. Er selbst konnte sich bei aller Rücksichtnahme auf seinen Ruf nicht dazu überwinden. Sie brachten sie zu einem wartenden Taxi. Auf halbem Wege huschte Gerald zurück zu ihm und flüsterte gequält:

„Papa, Kiki weigert sich, zu dem Essen in das Restaurant zu kommen, aber sie möchte dich und Onkel Hagen noch einmal sprechen, bevor sie abfährt.“

Günther nickte, einerseits erleichtert, dass ihm ihre bedrückende Präsenz im Restaurant samt eines möglichen Skandals erspart blieb (der Bissen würde ihnen allen im Hals stecken bleiben, wenn die Übelkrähe mitten unter ihnen saß!), andererseits voller Schrecken bei dem Gedanken an das, was ihm jetzt bevorstand – konziliant würde es wohl nicht sein. Unbehaglich und belastet mit einem vagen Schuldgefühl näherte er sich der schwarzen Gestalt, die ihm von äußerster Fremdheit erschien. Er schielte zu seinem Bruder hin und beneidete ihn um die seinem Gesicht eingeschriebene Unbeugsamkeit und Kaltblütigkeit – die aber wahrscheinlich auch nur Show war.

Am Taxi hatten sie sie eingeholt. Die junge Witwe wandte sich ihnen zu, hob mit beiden Händen den Schleier, der offenbar an ihrem Haar befestigt war, und schlug ihn schwungvoll zurück. Als Günther ihr Antlitz erblickte, dachte er erschrocken: „Das ist nicht meine Tochter. Vollkommen unmöglich. Das ist sie nicht.“ Es war ein Antlitz, das so bleich und unbeweglich war, dass es einer Totenmaske glich. Die Lippen waren säuerlich zusammengekniffen, wie bei einer alten, alten Jungfer. Die Augen hatten die Farbe von Schlamm angenommen. Trübe waren sie, wie die Augen einer Blinden. Kein Ausdruck zeichnete sich in ihnen ab, kein Schmerz, keine Trauer – nichts. Dann fuhren die zusammengekniffenen Lippen auseinander und wie der Giftzahn einer Schlange sprang ein Satz hervor und biss zu:

„Ich werde euch alle vernichten.“

Der Schleier wurde über das Gesicht gezogen, die Verhüllte bestieg das Taxi und fuhr davon. Mit einem Mal überkam Günther ein brennendes Verlustgefühl. Ihm war, als wäre seine Tochter gestorben und es dauerte zwei, drei quälende Minuten, bis die Empfindung schwächer wurde und schließlich verging.

Bellona warf einen Blick auf den Radiowecker. Die Beerdigungsfeier musste gerade angefangen haben. Rechnete man die sich daran anschließende Zusammenkunft im Restaurant hinzu, blieben ihr für das, was sie vorhatte, mindestens drei Stunden. Das war gut. Sehr gut sogar... In ihrem Kopf erstarben die Gedanken und sie blieb eine Weile auf dem riesigen Doppelbett sitzen und versank in einen Zustand voller Dumpfheit, in dem sich ihre Sinne fast ganz von der Außenwelt zurückgezogen hatten. Erst nach einer beträchtlichen Zeit registrierte sie das Schwarz und Rot der Bettdecke und die Spiegelfront des Kleiderschranks. Wer war die zierliche Gestalt in dem etwas nützigen lilafarbenen Spitzenmieder mit dem weit ausgeschnittenen Dekolleté und den schwarzen Strümpfen, die oben weiße Haut vorblitzen ließen? Eine Hure? Nein, Gesicht und Haltung, ihr ganzer Habitus vermittelten einen Eindruck von Kultiviertheit. Also eine verführerische Dame – nein, nicht so verführerisch, denn bei genauerem Hinschauen bemerkte man blau-gelbe Quetschungen an den Brüsten, rote Daumenabdrücke am Hals und Striemen auf den nackten Armen. Bellona betrachtete die Striemen und es kam ihr vor, als würden sich durch das bloße Betrachten Schmerzen einstellen, nicht allein an den Armen, sondern im ganzen Körper. Und zugleich floss die Energie – von der sowieso nicht mehr allzu viel übrig war – bis auf einen winzigen Rest aus ihr heraus... Sie ließ sich rückwärts auf das Bett fallen.

Das war unvorsichtig, denn nun begann auch der Rücken weh zu tun. Günther hatte weiß Gott schnell gelernt, wie man zuschlug, kniff, puffte, ein Stück Haut zwischen die Finger nahm und es verdrehte – und dabei nicht vergaß, jede Spur zu vermeiden, die ein Außenstehender entziffern könnte. Die Würgemale am Hals waren ein Ausrutscher, der sich mit einem Tuch kaschieren ließ. Am liebsten bearbeitete er ihre Brüste und Hinterbacken, bis sie sich schreiend wand. Na also, du Schlampe, du kannst dich doch bewegen. Warum nicht gleich so? Muss Papi immer erst böse werden? Jetzt mach den Mund auf, Papi hat eine Überraschung für dich. Sie spürte, wie eine Welle von Übelkeit durch ihren Körper brandete, und schloss die Augen. Ihr Magen krampfte sich zusammen. Sie musste aufstoßen.

Das Schlimmste war, dass sich das anfängliche Leiden immer mehr gesteigert hatte, dass zu einer Form der Qual die nächste hinzugekommen war und wieder eine und wieder eine. Zusätzlich zu den Schmerzen hatte es Bedauern gegeben, Traurigkeit, dann einen Schock, Entsetzen, dann Angst, Verzweiflung. All das hatte sich verbunden zu einem Konglomerat fast unerträglichen Elends. Schließlich war daraus ein riesiger Granitblock geworden, der sie unter sich begrub, sie zermalmte.

Angefangen hatte alles mit Starkads unerwartetem Sich-Fortstehlen und dem armseligen Zettel, den er zurückgelassen hatte. Zuerst war sie betäubt gewesen. Starkad, ihr Junge, ihr geliebt-gehasster Lebensgefährte, der in jeder Hinsicht von ihr abhängig war, hatte sie verlassen? Unmöglich! Zu der Betäubung waren Kränkung und Trauer hinzugetreten und allmählich war alles unwichtig geworden – die Galerie, die Freundinnen und Bekannten, der Sport, die Kultur. Schließlich war auch sie selbst in ihren eigenen Augen unwichtig geworden und sie hatte sich nicht mehr um sich gesorgt. Eifersucht hatte sich beigesellt und eine solche Sehnsucht, eine solche Sehnsucht... Es war, als hätte sie ihr einziges Kind verloren. Und war Starkad nicht vor allem anderen ihr Kind gewesen? Ein nicht sehr intelligentes Kind, das sie hätscheln, ermuntern und dem sie ins Gewissen reden musste. Bis es ihm zuviel wurde. Sie hatte ihr Verhalten zutiefst bereut, hatte sich angeklagt, ihn klein gehalten, ihm mit unaufhörlichen Nörgeleien zugesetzt zu haben. Bloß eine Chance, um Abbitte zu leisten, um zu beweisen, dass sie sich ändern konnte... Wie es die Begegnung an der Universität nach dem Kolloquium bewiesen hatte, gab es keine Chance. Es gab bloß ein „Verswinde.“

Ihr Verlangen nach Starkad war trotzdem gewachsen und am Ende so übermächtig geworden, dass sie nichts anderes mehr kannte außer nagender Sehnsucht. Die Qual hatte weggebrannt, was sie bisher zusammengehalten hatte, Stück für Stück: die Konventionen, das Bewusstsein ihres eigenen Wertes, Stolz auf das Erreichte, Unabhängigkeit, Vernunft, Selbsterhaltungstrieb. Wie die Schalen einer Zwiebel war eine Schicht nach der anderen abgeblättert, bis nichts mehr übrig blieb. Sie war gebrochen und zu ihrem ehemaligen Geliebten gekrochen, hatte darauf gelauert, dass seine Frau die Wohnung verließ, wollte sich ihm in die Arme werfen – und entzündete unabsichtlich das Begehren seines Schwiegervaters. Ungewollt, unerbittlich. Als Starkad von allein bei ihr aufgetaucht war, loderte ihre Selbstachtung ein letztes Mal empor – aber nur, bis sie seinen Vorschlag vernahm und er sie nahm. Sie begriff endgültig, wie wenig sie ihm bedeutete und seit jeher bedeutet hatte. Es war ein Dambruch, der die Reste ihres Willens mit sich riss, wegschwemmte, wie die Flut mürbe gewordene, abgebrochene Äste wegschwemmt. Sein Tun und Trachten konnte auftrumpfen, sich in ihr ausbreiten. Eine einzige Möglichkeit, sich zu behaupten und sich selbst gegenüber ein wenig Respekt zurückzugewinnen, blieb: Der Schwiegervater sollte sie heiraten. Sofort. Damit gäbe es wenigstens den Hauch einer Chance, auf Dauer in Starkads Nähe zu sein. Dachte sie. Und wurde eines Besseren belehrt. Er hatte nie die Absicht gehabt, erneut eine Beziehung mit ihr einzugehen, wie ihr bei der Hochzeits-Nachfeier klar wurde. Zu gleichgültig war sein Blick, der über sie hinwegglitt, zu besitzergreifend war der Griff, in dem er seine Frau und sie ihn hielt, zu ausschließlich schien das Interesse, das die beiden aneinander hatten (oder hatte sie sich da geirrt und es war bei ihrem Anblick doch ein wenig Interesse bei ihm aufgeflackert? Nein, das war eine Illusion!). Ihr war es vorgekommen, als hätten sich die beiden gemeinsam mit unsichtbaren Tauen umwickelt. Es gab nicht die schmalste Lücke zwischen ihnen, in die sich eine andere Frau drängen konnte. Bellona fand keinen Boden mehr unter den Füßen. Sie fiel, fiel – und dieses Gefühl des Fallens verließ sie nicht mehr.

Sie fiel und ihr Körper ließ sie zunehmend im Stich. Angefangen hatte der Prozess in der Hochzeitsnacht. Der Körper lag auf der Matratze, ließ alles mit sich geschehen, ohne dass auch nur eine Zehe zuckte, ohne dass er auch nur ein Echo von Lust ins Bewusstsein fließen ließ. Es war, als würde er auf seine Art protestieren gegen die Heirat, gegen das fremde Gewicht, das ihn bedrückte. Er durchtrennte die Verbindung, kappte die Tauen und segelte davon, während ihm Bellonas Geist, am Ufer stehend, hilflos und sehnsüchtig hinterherblickte. Er nahm Kurs auf die Polarregion und blieb bald darauf zwischen Eisschollen stecken.

Schon hatte sich Bellona an diesen Zustand gewöhnt, an dieses Zwischenreich, diese Spaltung, die sich in Dumpfheit ertragen ließ, da brach ein abrupter Wechsel über sie herein. Eine Katastrophe. Eines Nachts kam ihr unerwünschter, ungeliebter Ehemann nach einem Besuch bei Tochter und Schwiegersohn nach Hause (was hatten ihm die beiden eingeredet?). Sie lag im Bett, im Dunkeln. Er knipste nicht wie sonst seine Nachttischlampe an, sondern den vielstrahligen Leuchter an der Decke, verschwand im Bad, und als er nach einigen Minuten auftauchte, war er nackt und trug stolz seine Erektion vor sich her. Er zerrte sie hoch und verpasste ihr zwei gewaltige Ohrfeigen, die ihren Kopf von einer Seite zur anderen und wieder zurück fliegen ließen (später ohrfeigte er sie nicht mehr, da hatte er schon gelernt, sich auf das zu beschränken, was den Blicken der Außenstehenden verborgen blieb). Das Wasser sprang ihr in die Augen, während er ihr mit zustimmendem Grunzen das Sleepshirt vom Leibe fetzte. Damit war das erste Glied einer Kette geschmiedet, die aus Demütigungen, Brutalitäten, Vergewaltigungen bestand. Sie konnte sich unmöglich zur Wehr setzen. Ihr abgeschnittener, allein gelassener Geist registrierte, was mit dem Körper geschah, und dabei

blieb es. Diese Passivität reizte Günther mehr und mehr, und er malträtierte ihr Fleisch und benutzte es mit seinen diversen Öffnungen, mit seinen Zartheiten und Empfindlichkeiten nach Gutdünken. Wenn sie nicht reagierte, nun gut, dann war das wohl – wie er sich sagen musste – ihre Art, ihr Einverständnis zu signalisieren, und er galoppierte weiter auf einer Allee, die Bäume aus Eisen säumten. Allmählich erkaltete nicht bloß ihr Körper, sondern ebenfalls ihr Geist. Schließlich war tief in ihm lediglich eine kleine warme Stelle übrig geblieben: ein bullerndes Öflein, in dem die Liebe zu Starkad das Brennmaterial, die Sehnsucht nach ihm der Sauerstoff und der Schmerz um ihn die Flammen bildeten.

Das Öflein war erloschen. Es gab kein Holz mehr, keinen Sauerstoff, keine Glut unter der Asche. Das Öflein war erloschen, als ihr Günther voller Häme mitteilte, dass Starkad ums Leben gekommen war. Als er in dieser Verkündigungsnacht endlich von ihr abließ und sie erschöpft eingeschlafen war, träumte ihr, sie stünde nackt auf einer Ebene, auf der es außer einer Unmenge spitzer Steine nur ein paar verkrüppelte Sträucher und farblose Flechten gab. Ein eisiger Wind warf sich heulend gegen sie, ein leichenblasser Mond warf seinen Schein über sie und flüsterte monoton: „Das Grauen... das Grauen... das Grauen...“

Als sie am Vormittag aufwachte, zu einer Zeit, da ihr Peiniger schon längst auf dem Weg zu seiner Kanzlei war, merkte sie gleich, dass sich in ihr im Schlaf ein unumstößlicher Entschluss gebildet hatte. Es war eine Erleichterung. Sie erhob sich, kämpfte gegen den Schwindel an (wann hatte sie das letzte Mal gegessen? unwichtig), ging unsicher zu dem ausladenden Schlafzimmerschrank und öffnete ihn. Es machte Mühe, sich hinzuhocken und ganz hinten am Boden zu stöbern, aber es blieb etwas zu tun, eine letzte Konsequenz, die Lösung einer Gleichung, das Ziehen eines Schlusstriches. Schließlich fand sich das Kästchen aus schwarzem Velours, wohlverwahrt vor neugierigen Augen. Drinnen lag auf roter Seide eine teure Antiquität aus Japan, ersteigert bei einer Auktion in New York: ein silberner, spitz zulaufender Dolch, mit beidseitig gezackter Klinge, die so scharf war, dass sie eine im Wasser treibende Daunenfeder durchschneiden konnte. Als sie den Dolch in der Hand hielt, empfand sie zum ersten Mal seit langem ihren Körper, ihren armen, geschundenen Körper, der wirre Schmerzsignale aussandte.

Jetzt, auf dem Boden vor einer der Spiegeltüren des Schrankes sitzend, den Dolch in der Hand, stahl sich der Schatten eines Lächelns auf ihre Lippen. Sie starrte in den Spiegel. Wo hatte gestanden, dass sich die vorbildlichsten Frauen der Vergangenheit, nachdem der Shogun und das Ehrgefühl ihre Männer zum rituellen Selbstmord gezwungen hatten, einen Dolch in den Hals stießen? Die Quelle dieser Information war einerlei. Wichtig war allein, was für ein vorzüglicher Beweis für die Treue dieser Frauen ihr Freitod war. Sie war ebenfalls treu, dem Starkad treu, ihrem toten Geliebten, ihrem Kind, Lebensgefährten, kostbarsten Schatz. Angst gab es keine mehr und das besinnungslose, irrationale Klammern an das Leben war vollkommen verschwunden. Woran klammern? An einen Körper, der den Kontakt abgebrochen hatte, der fremder als fremd geworden war? Da, im Spiegel gut zu erkennen, war ein Hals mit roten Flecken. Das Gesicht über ihm war verschwommen, nicht der Rede wert. Von Belang waren ausschließlich drei Dinge: Hals, Hand, Dolch.

Die Spitze des Dolches berührte die Haut an der Kehle. Die Hand stieß zu. Die Wunde war flach. Trotzdem rieselte es rot und warm über die Hand. Das Kinn zuckte hoch. Die Hand riss die Klinge mit aller Macht zur Seite. Eine warme Flüssigkeit füllte den Mund. Ein Purpurschleier bedeckte die Augen. Der Körper spannte sich und alle verbliebene Kraft sammelte sich in der Hand. Der Dolch drang tief in den Hals.

Günther kam mürrisch und mehr als zur Hälfte betrunken nach Hause. Er hatte beim Leichenschmaus unentwegt mit ihm gleichgültigen Leuten plaudern müssen, obwohl er viel lieber mit seinem Bruder die Frage diskutiert hätte, ob und wie ihnen Kiki schaden konnte. Deswegen und wegen Kikis Auftritt bei der Beerdigung hatte er ein Glas Wein nach dem anderen hinuntergestürzt. Er wunderte sich nicht über die Dunkelheit und Stille im Haus. Der Köchin war gekündigt worden, nachdem er die Jungen in einem Internat untergebracht hatte – auch jetzt logierten sie bei einer alten Tante und würden morgen ins Internat zurückkehren. War besser so. Die Aufwärterin musste schon längst gegangen sein und seine Frau lag sicherlich im Bett. Heute war er zu müde und zu konfus, um sie sich vorzunehmen, morgen jedoch...

Er öffnete die Schlafzimmertür – und dachte hilflos: „Was für eine Bescherung!“ Das Blut, der leblose Körper. Der Dolchgriff, der aus dem durchschnittenen Hals ragte. Dazu Augen, die glasig stierten. Verdammt. Bellona war tot. Hatte sie dies selbst getan oder war sie ermordet worden? Sein benebeltes Hirn fand keine Antwort auf diese Frage. Jedenfalls bedeutete ihr Tod neue Scherereien für ihn. Die Polizei würde sich fragen, woher die Flecken und Striemen an ihrem Körper kamen. Also neuer Ärger. Als gäbe es nicht schon genug davon. In einem plötzlichen Wutausbruch trat er dem schlaffen Frauenkörper in die Seite und brüllte: „Votze!“ Dann holte er umständlich sein Handy hervor und wählte die Nummer der Polizei.

6. Kapitel: Weichenstellung

„Sie liegt dir schon seit sieben Jahren auf der Tasche!“

Hagen, der auf dem neuen schwarzen Ledersofa in Günthers Büro hockte, ballte abwechselnd die Hände zu Fäusten und öffnete sie. Gleichzeitig versuchte er, bestimmte Muskeln an seinem Rücken zu bewegen, und gab dabei Laute wie ein gereiztes Raubtier von sich: Das Training gestern war offenbar zu hart gewesen. Er fixierte seinen Bruder, der wie ein Mehlsack im breiten Schreibtischstuhl hing und mit Hilfe eines Zahnstochers Essensreste aus dem Mund angelte.

„Zugegeben, da sie, wie ihre beiden Brüder, Großtante Marie beerbt hat und der Wert des geerbten Vermögens beachtlich sind, hast du ihr monatlich seit drei Jahren nicht mehr als fünfhundert Euro überwiesen. Trotzdem. Letzten Endes kommt dieses Geld aus den Einnahmen der Kanzlei, und der geht es zwar im Augenblick gut, aber fünfhundert Euro sind eine beträchtliche Summe. Das sind sechstausend Euro per annum. Berücksichtige außerdem die kräftigen Zuschüsse für das Studium von Gabriel und Gerald, an denen ich mich als guter und zum Glück kinderloser Onkel beteilige... Bei den beiden ist wenigstens ein Ende absehbar! Sogar unser Künstler Gerald kann schon die ersten Einnahmen verbuchen und scheint zu wissen, welche Richtung er später beruflich einschlagen wird. Deine Tochter dagegen... Wann rafft sie sich endlich auf und nimmt ein Studium an der Uni in Angriff?“

Günther hatte seine Zähne gründlich gereinigt. Er warf den hölzernen Stift in den Papierkorb und gähnte. Neuerdings überfiel ihn nach dem Mittagessen stets eine bleierne Müdigkeit. Wahrscheinlich aß er zu viel. In dem griechischen Restaurant an der Ecke schmeckte es ausgezeichnet, seit der Besitzer gewechselt hatte. Besonders die Desserts waren ein Traum, eigentlich untypisch für einen Griechen. In den letzten Jahren hatte er beständig an Gewicht zugelegt und brachte jetzt über dreißig Kilo mehr als zu seiner besten Zeit auf die Waage. Ach was, dreißig. Man musste der Wahrheit ins Auge sehen: Es waren fast vierzig. Bald waren wieder neue Anzüge fällig, denn bei den alten kniffen die Hosenbünde und die Nähte krachten

verdächtig. Er seufzte und fragte sich, warum ihm Hagen nicht nach dem Essen ein Mittagsschläfchen gönnte. Hatte er nicht irgendwo gelesen, dass man im Schlaf abnehmen konnte? Außerdem brauchte er eine Auszeit. Sein Bruder war ein sportgestählter Muskelprotz, der sich in den letzten sieben Jahren abgesehen von ein paar grauen Haaren äußerlich nicht verändert hatte, und wenn ein solcher Fitness-Freak keine Ruhepause benötigte, gut, aber er konnte nicht das Gleiche von ihm verlangen! Ihm hatten diese Jahre ganz anders zugesetzt.

„Sie mag nicht, sie weigert sich, was weiß ich. Keine Ahnung. Meine Tochter will nichts mehr von mir wissen. Sie will mich, ihren Vater, nicht einmal mehr sehen. Als wäre ich ein Ungeheuer. Als hätte ich ihr etwas angetan. Du weißt genau, dass sie sich jedes Mal, wenn sie etwas braucht, an unsere Sekretärin wendet, und die muss mir dann ihre Wünsche und danach ihr meine Antwort übermitteln. Es ist grotesk. Demütigend. Kiki – nein, pardon, Kira, ich werde mich nie daran gewöhnen, dass sie nicht mehr ihren Kosenamen hören will -, also Kira hat sich wirklich zu ihrem Ungunsten verändert. Das haben mir viele Leute bestätigt. Griesgrämig ist sie geworden, sarkastisch und unversöhnlich, absolut unversöhnlich.“

Hagen dachte bei sich: „Du hast dich ebenfalls verändert, mein Lieber. Dieses weinerliche Getue, dieses Jammern, die waren dir früher völlig fremd.“ Laut sagte er:

„Vielleicht ist es bessert, dass sie uns aus dem Weg geht. Ihr Hass auf uns, auf ihre Familie scheint eher größer als kleiner geworden zu sein.“

Günther warf ihm einen listigen Blick zu.

„Sie hasst dich und nicht mich. Warum sollte sie mich hassen? Von mir hat sie nur Gutes erfahren. Du hast Starkad in den Tod geschickt.“

Obwohl er einen solchen Vorwurf nicht zum ersten Mal hörte, verspürte Hagen einen Stich. Er sprang auf, als könne er mit dieser Bewegung dem Schmerz über die Anschuldigung entgehen, und trat ans Fenster, atmete tief durch und bemerkte über die Schulter, heftiger als geplant:

„Sie geht dir genauso aus dem Wege wie mir. Ich weiß, mit dir will sie lediglich keinen oder jedenfalls möglichst wenig Kontakt haben – was schlimm genug ist -, aber mich würde sie am liebsten töten. Wenn sich eine Gelegenheit fände, würde sie mir mit Wonne ein Messer ins Herz stoßen. Ich erwarte permanent, dass sie mir irgendwo auflauert.“

„Doch nicht meine Tochter! Eine Burmeister vergreift sich nicht an ihren Verwandten.“

„Täusche dich nicht. Jedenfalls bin ich wachsam – und sehr froh darüber, dass ihr keine Mittel zur Verfügung stehen, um der Kanzlei ernsthaften Schaden zuzufügen.“

„Das würde sie nie tun. Meine Tochter braucht nun einmal lange für ihren Trauerprozess.. Sie verlässt kaum die Wohnung und ich habe dafür vollstes Verständnis.“

Die Brüder schwiegen eine Weile. Günther kramte aus der Schreibtischschublade ein Karamellbonbon hervor, wickelte es umständlich aus und steckte es sich in den Mund. Die Hände im Nacken verschränkt, lauschte Hagen dem unablässigen Gezwitscher der Vögel auf den noch kahlen Platanen zu beiden Seiten der Straße. Schließlich fragte er:

„Wie wäre es damit: Du drohst ihr, die finanzielle Zuwendung zu streichen, wenn sie es nicht erneut mit einer Psychotherapie versucht?“

Ein abfälliges Kichern war die Antwort.

„Nach dem Desaster beim ersten Mal? Sinnlos. Ich habe ihr sechs Monate lang die teuren Stunden bezahlt und sie hat nichts anderes getan, als die Therapeutin anzustarren und zu schweigen. Nachdem sie zu Beginn der ersten Sitzung verkündet hat, dass sie nach dieser Erklärung kein weiteres Wort äußern wird, ist sie von ihrem Vorsatz nicht abgewichen. Sechs Monate lang. Die Therapeutin – der es sowieso bloß um das Geld ging, da bin ich mir sicher – hat mir berichtet, dass sich ihre Reaktionen auf ein gelegentliches arglistiges Lächeln beschränkt hätten. Kira hat sich in den Sitzungen in einen Sessel gesetzt – ich frage mich, ob

es eigentlich heute wie zu Freuds Zeiten üblich ist, sich auf eine Couch zu legen – und hockte da und starrte und hockte und starrte. Wie eine Krähe. Eine Übelkrähe...Es ist unnütz, sie abermals zu etwas Ähnlichem zu zwingen. Wenn es sein muss, schweigt Kira zehn Jahre lang und das ganze schöne Geld flattert zum Fenster hinaus.“

Er steigerte sich langsam in eine Erregung hinein, so dass sich Hagen genötigt sah, ihn zu beschwichtigen:

„Nachdem der gewonnene Attlin-Prozess ordentlich Geld in die Kasse gespült hat, ist die monatliche Zahlung an deine Tochter im Augenblick für die Kanzlei gut zu verschmerzen.“

Indessen war Günther nicht von seinem einmal eingeschlagenen Gedankengang abzubringen und klagte weiter:

„Und dann diese Witwenkleidung! Seit sieben Jahren trägt sie Witwenkleidung! Wie eine Vogelscheuche sieht sie aus. Ich reagiere bereits allergisch auf die Farbe Schwarz. Aber am bittersten ist für mich, dass sie mich meidet. Es tut meinem Vaterherzen weh, wenn mich die eigene Tochter meidet – obwohl es nicht den geringsten Grund dafür gibt. Sie will dich bestrafen und straft mich, ihren unschuldigen Vater.“

Hagen nahm die Hände aus dem Nacken und setzte sich aufrecht hin. Eine tiefe Furche erschien zwischen seinen Augenbrauen. Alles in ihm sträubte sich dagegen, sich länger die mit Bosheiten gespickten Sentimentalitäten seines Bruders anzuhören. Sollte der lieber etwas gegen seine Leibesfülle unternehmen und wieder mit dem Tennisspielen anfangen. Sport würde seinem Körper und seinem Geist bestimmt gut tun und seine Schläffheit und Tränenseligkeit vertreiben. Bei Gelegenheit würde er darauf dringen. Nicht jetzt. Im Moment schlugen ihm die ewig gleichen Klagen und mehr oder weniger versteckten Anschuldigungen aufs Gemüt.

Um ihn abzulenken, fragte er:

„Der Attlin-Prozess ist also endgültig gewonnen? Die Gegenseite will nicht in Berufung gehen?“

Die Frage traf ins Schwarze, denn Günther blühte förmlich auf und wurde munter.

„Wir haben in allen Punkten gewonnen. Der Grundbesitz des ausgestorbenen deutschen Zweiges seiner Familie wird auf Lord Attlin rückübertragen – fast 1000 Hektar Ackerland und Wald. Er will alles verkaufen, da er mit seinem ökologischen Musterbetrieb in Shropshire genug zu tun hat. Er ist bereits nach England zurückgekehrt. An dem Prozess hat die Kanzlei eine ordentliche Stange Geld verdient und an dem Verkauf lässt sich für uns bestimmt auch einiges verdienen... Attlins deutscher Freund und Bevollmächtigter Rüdiger von Berghofen wird in einer Stunde hier sein, um sich in einer anderen, Attlin betreffenden Angelegenheit mit mir zu besprechen. Um was es geht, hat er mir vorher nicht gesagt. Gewiss wird es sich um etwas Erfreuliches, um etwas Lukratives handeln.“

„Ausgezeichnet.“

Hagen stand auf, trat vor den von einem schmalen silbernen Rahmen umschlossenen Spiegel, der neben der Tür hing, und überprüfte den Sitz seiner Krawatte.

„Ich fahre jetzt zum Gericht. Es sollte nicht allzu lange dauern. Auf alle Fälle kehre ich heute abend ins Büro zurück und du kannst mir dann erzählen, womit wir Lord Attlin zusätzlich dienen können... Dass unsere Kanzlei einmal einen echten englischen Lord vertreten würde, das hätte Vater und Großvater gefallen!“

Sowie der Bruder den Raum verlassen hatte, rief Günther die Sekretärin Frau Westphal und ordnete an, für eine Dreiviertelstunde kein Telefonat zu ihm durchzustellen und niemanden zu ihm zu lassen – es sei denn, Rüdiger von Berghofen kam eher. Das war freilich nicht sehr wahrscheinlich: Rüdiger von Berghofen war ein überaus korrekter Zeitgenosse und hielt Verabredungen auf die Minute ein. Günther zog das Jackett aus, zerrte sich die Krawatte vom

Hals und ließ sich mit einem zufriedenen Seufzen auf das Sofa sinken, das bis jetzt sein Bruder belegt hatte. Nach einem reichlich genossenen Business-Lunch war ein Schläfchen das Allerbeste. So gefiel ihm das Leben: tüchtig essen, selig schlafen und etwas dafür tun, dass das finanzielle Polster wuchs. Denn das Wissen um die pekuniäre Reserve und den stabilen Untergrund, auf dem die Kanzlei und die eigene Position ruhten, war ebenso erfreulich wie ein weiches Kissen. Die Augen fielen zu, der Mund öffnete sich und entließ die ersten Schnarcher.

*

Dr. Rüdiger von Berghofen glitt elegant auf den Stuhl vor dem ausladenden Schreibtisch. Seine Kleidung war so makellos und exquisit und leicht übertrieben, dass sich Günther fragte, ob er nicht schwul war. Von dem Maßanzug aus weißem Leinen war jedes Stäubchen, jede Knitterfalte verbannt. Das Hemd in rosa mit der farblich passenden Seidenkrawatte verlieh dem asketischen Gesicht, in dem eisblaue Augen die Gläser einer goldgefassten Brille durchbohrten, eine Spur von Weichheit und Milde.

„Herr Dr. Burmeister! Ich möchte mich bei Ihnen im Namen meines Auftraggebers und besten Freundes Lord Attlin herzlich dafür bedanken, dass Sie ihn so vorzüglich in dieser leidigen Erbschaftsangelegenheit vertreten haben. Erfolg auf ganzer Linie! Richten Sie bitte diesen Dank auch Ihrem Herrn Bruder aus. Augustus ist mit den Diensten Ihrer Kanzlei mehr als zufrieden.“

„Ich bitte Sie, wir haben nur das Notwendige getan. An dem Anspruch, den Lord Attlin auf Grund und Boden besaß, war nicht zu rütteln.“

„Nein, nein, Sie sind klug und umsichtig vorgegangen.“

Von Berghofen beugte sich vor und Günther wurde auf einmal an ein junges Mädchen erinnert, das seinem männlichen Gesprächspartner mit einer ebensolchen Bewegung ein offenes Dekolleté präsentiert.

„Aber Sie können sich denken, dass ich nicht allein gekommen bin, um Dank abzustatten. Lord Attlin, mein alter Studienkamerad und bester Freund, hat mir einen weiteren Auftrag erteilt, mit dem ich Sie behelligen soll. Einen delikaten Auftrag.“

Eine leichte Röte überzog sein Gesicht und er räusperte sich umständlich.

„Verzeihen Sie, wenn ich ein wenig aushole, bevor ich das eigentliche Anliegen vortrage. Es ist zum Verständnis und zur korrekten Einordnung unerlässlich. Bei dem, was ich Ihnen vortragen werde, verlasse ich mich natürlich auf die Diskretion Ihrer Kanzlei... Sie sind über die Familienverhältnisse von Lord Attlin informiert, trotzdem will ich darauf eingehen. Vor fünf Jahren starb seine Frau Sheila an Leukämie. Ein schwerer Schlag für ihn. Er hat Sheila, die er beim Studium kennen gelernt hatte, über alles geliebt – auch wenn die Ehe kinderlos geblieben war. In der Folgezeit vergrub sich der arme Augustus auf seinem Gut und versuchte, den Schmerz mit Arbeit zu betäuben, bis, ja bis er wegen des Ihnen bekannten Problems mit der Erbschaft nach Deutschland, ins Land des einen Zweigs seiner Vorfahren reisen musste und Kontakt mit Ihnen aufnahm. In Ihrer Kanzlei, in dem gleichen Raum, in dem wir uns gerade unterhalten, hat er beim ersten Gespräch auf Ihrem Schreibtisch ein Foto Ihrer Familie entdeckt. Es scheint nicht mehr hier zu sein... Auf dem Foto ist ihm ein junges Mädchen ins Auge gefallen, das ihn vom ersten Moment an außerordentlich fasziniert hat. Es sah seiner verstorbenen Frau ähnlich. Sie haben ihm erklärt, dass dieses junge Mädchen Ihre Tochter wäre, die viel zu früh Witwe geworden ist. Wie hat das seine Fantasie entzündet – Sie müssen wissen, dass Augustus eine romantische Ader besitzt. Ein herzensguter Mensch, das ist er, aber träumerisch, idealistisch veranlagt. Als er zwei Tage später zu einem weiteren Treffen in Ihre Kanzlei eilte, begegnete er ihr auf der Treppe. Sie hatte wohl gerade die Kanzlei verlassen und war so in Gedanken versunken, dass sie seinen schüchternen Gruß

nicht bemerkte. Der Anblick ihrer ernsten, schwarz gekleideten, gramgebeugten Gestalt ergriff ihn zutiefst. Sie ähnelte, wie er feststellen konnte, nicht allein auf dem Foto, sondern auch in der Realität seiner verstorbenen Frau. Er verliebte sich Hals über Kopf in sie und beschloss, dass Ihre Tochter und keine andere die zweite Lady Attlin werden sollte. Bei seiner außerordentlichen, seiner geradezu unvorstellbaren Scheu war es ihm freilich unmöglich, mit ihr persönlich auf eigene Initiative hin in Kontakt zu treten. Er war auch zu schüchtern, um Sie zu bitten, bei Ihrer Tochter ein gutes Wort für ihn einzulegen. Statt dessen beauftragte er einen ihm bekannten Detektiv – ja, ich weiß, das hört sich seltsam an, aber bedenken Sie seine Schüchternheit! –, die Gewohnheiten Ihrer Tochter zu recherchieren. Als er erfuhr, dass diese ihre Wohnung meist nur einmal täglich zu immer der gleichen Zeit zu Besorgungen oder einem kurzen Spaziergang verlässt, war er zur Stelle, folgte er ihr, bewunderte sie aus der Ferne, besessen von der Hoffnung, von ihr bemerkt und angesprochen – oder zur Rede gestellt – zu werden. Das alles hört sich sehr eigentümlich, fast schon suspekt an, aber Sie kennen ihn, er ist ein Ehrenmann durch und durch, wenn auch – ein typischer Engländer – mit einigen Spleens. Leider bemerkte ihn Ihre Tochter nie. Er blieb nicht eine, wie ursprünglich geplant und für den Prozess erforderlich, sondern drei Wochen in Berlin und wartete jeden Tag auf der anderen Straßenseite, um Ihrer Tochter, wenn sie das Haus verließ, in einiger Entfernung zu folgen. Selbstverständlich war er kein Stalker. Er hat sie nicht belästigt, sondern lief ihr nach, wandelte wie im Traum, als wäre er ein Somnambuler, der dem Mond nachläuft. Er blieb für sie ein Unbekannter, ein Fremder. Seiner Liebe tat dies keinen Abbruch. Im Gegenteil, sie wuchs, sie wurde heftig. Am Ende, als seine Anwesenheit auf dem Gut unumgänglich geworden war, reiste er mit dem festen Vorsatz ab, Ihre Tochter zur neuen Lady Attlin zu machen. Er genierte sich, Ihnen mündlich, per Handy oder schriftlich – vielleicht sogar per email – sein Vorhaben kundzutun, und statt dessen beauftragte er mich, seinen treuesten und besten Freund, Sie in seinem Namen um die Hand Ihrer Tochter zu bitten. Einen Auftrag, den ich hiermit erledigt habe.“

Von Berghofen schwieg und sah sein Gegenüber erwartungsvoll an. Günther war verblüfft. Was wollte Lord Attlin? Kira heiraten? Und deswegen setzte er einen Vermittler ein, der sich zuerst an ihn wandte? War ihm nicht bewusst, dass der Vater in einer solchen Angelegenheit im 21. Jahrhundert bei einer erwachsenen Tochter nicht das Geringste zu sagen hatte? Glaubte er, er hätte es mit rückständigen Bauern zu tun? Aber vielleicht sollte er nur seinen Einfluss auf die Tochter (der leider gen Null tendierte) einsetzen, um sie dem Vorhaben gewogen zu machen. Hm. In seinem Geist blitzte die Erinnerung an sein erstes Zusammentreffen mit Bellona auf. Hatte er sich nicht ebenfalls sofort in sie verliebt und war zu allem bereit gewesen? Wieso wiederholte sich das? Was bezweckte das Schicksal mit dieser Wiederholung – oder war alles ein bloßer Zufall? Ein idiotischer Zufall in einem idiotischen Universum? Ein Gefühl von Unwirklichkeit überfiel ihn. Er spürte den wachsamen Blick seines Gegenübers, riss sich zusammen und räusperte sich.

„Tja... äh... Ich bin natürlich äußerst angetan von Lord Attlins Antrag... Die Familie Burmeister fühlt sich hochgehrt... wirklich, hochgehrt... Es ist nur... Na ja, meine Tochter ist recht eigenwillig und ob sie den Antrag annehmen wird, erscheint mir mehr als fraglich. Ich kann sie nicht dazu zwingen... Selbst nach sieben Jahren Witwenschaft ist sie nicht über den Tod ihres Mannes hinweggekommen. Ein junges Mädchen, das sich in seiner Wohnung vergräbt, das auf keine Party, in kein Theater, in kein Kino geht. Ganz so, wie es in früheren Zeiten üblich gewesen war – aber nicht heute!“

„Lord Attlin weiß das. Es ist etwas, das seine romantische Fantasie zusätzlich angeregt hat.“

„Verstehe ich, verstehe ich alles, und meinen Segen und den der Familie Burmeister hat er, aber ob sich Kira seinen Absichten öffnet, wage ich zu bezweifeln. Leider. Bei ihrem Eigensinn.“

„Darf ich trotzdem mit ihr sprechen und ihr darlegen, wie vorteilhaft – in finanzieller wie in jeder anderen Hinsicht – das Angebot für sie ist?“

„Natürlich, natürlich. Ich werde die Sekretärin beauftragen, für Sie ein Treffen mit Kira zu arrangieren. Sie hat zu meiner Tochter einen guten Draht. Gleich heute soll Kira Sie empfangen, nein, so schnell wird es nicht gehen. Aber spätestens morgen. Es wird sich – hoffentlich – machen lassen, dass Sie morgen mit Kira sprechen können; nur allzu zuversichtlich auf einen positiven Ausgang des Gesprächs dürfen Sie zu meinem Bedauern nicht sein.“

„Wir werden sehen.“

Von Berghofen erhob sich geschmeidig.

„Ich habe Augustus versprochen, den Heiratsantrag seiner Angebeteten zu unterbreiten, und werde mein Möglichstes tun, um sie gewogen zu stimmen. Augustus hat mich mehr als einmal bei der Erfüllung meiner Wünsche unterstützt. Jetzt habe ich endlich die Gelegenheit, mich zu revanchieren. Ich werde bis zum Äußersten gehen, damit sein Herzenstraum kein Traum bleibt. Und Sie leiten bitte ein Treffen Ihrer Tochter mit mir in die Wege.“

„Selbstverständlich, selbstverständlich.“

„Rufen Sie mich unter dieser Handynummer an, sobald der Termin feststeht.“

Eine Visitenkarte wurde auf den Schreibtisch gelegt, ein Kopf neigte sich und der Rechtsanwalt war aufs Neue allein in seinem Büro.

Die nächste halbe Stunde verbrachte Günther hinter der Sekretärin, die per Telefon versuchte, Kira dazu zu bewegen, Lord Attlins Sendboten zu empfangen. Er war einerseits zu aufgeregt, um das Ergebnis ihrer Bemühungen in seinem Büro abzuwarten, und andererseits zu ängstlich, um das Gespräch über die interne Leitung mitzuverfolgen. Frau Westphals meist knappe Bemerkungen: „So, so.“, „Ich verstehe vollkommen.“, „Da haben Sie recht.“, „Ich würde vorschlagen, Sie hören ihn erst einmal an.“, „Ich weiß, wie schmerzlich das für Sie ist, und trotzdem...“, wirkten auf ihn einmal stimulierend, einmal sedierend. Er presste eine Hand auf sein Herz, schnaufte und atmete erst auf, als es hieß: „Es passt Ihnen morgen um 15 Uhr? Fein, ich werde gleich Bescheid sagen. Herr von Berghofen wird erfreut sein und morgen um 15 Uhr vor Ihrer Tür stehen. Sollte es bei ihm Terminschwierigkeiten geben, rufe ich Sie zurück.“

Allein in seinem Büro, rieb er sich grinsend die Hände. Es gab also eine kleine Hoffnung, dass seine Tochter den so überaus günstigen Antrag nicht von vornherein ablehnte. Außerdem war es für ihn eine Erleichterung zu wissen, dass er nicht zu sehr involviert war und das morgige Treffen und die weitere Entwicklung aus sicherer Entfernung beobachten konnte. So sehr er vor Hagen und seinen Söhnen darüber jammerte, dass Kira ihren Vater wenig oder überhaupt nicht sehen wollte, so sehr freute er sich insgeheim (und gab es kaum vor sich selbst zu), dass er sie nicht sehen musste. Bei den wenigen Malen, an denen er in den vergangenen Jahren mit ihr zusammengetroffen war, hatte sie seinen Gruß nicht erwidert, hatte zu seinen freundlichen Fragen größtenteils geschwiegen und ihn bloß aus unversöhnlichen Augen angeblickt. Es war ihm kalt den Rücken heruntergelaufen, so offenkundig war es, dass sie die Familie Burmeister – auch ihn! – ablehnte, sie unabänderlich hasste, sie vielleicht sogar, wie angekündigt, vernichten wollte. Physisch, psychisch, finanziell. Das ließ die Aussicht, sie künftig in England, in der Obhut von Lord Attlin zu wissen, umso verlockender erscheinen. Es wäre eine ideale Lösung des Problems. Ob sich Kira darauf einließ?

Mehrere Unterhandlungen mit Mandanten konnten ihn nur für kurze Zeit ablenken, und je weiter der Abend fortschritt, desto ungeduldiger erwartete er die Rückkehr seines Bruders.

Sowie er hörte, dass die Tür zu dessen Büro aufgeschlossen wurde, sprang er auf, stürzte zu ihm.

„Rate einmal, was mir Rüdiger von Berghofen ausgerichtet hat!“

Hagen hatte gerade seine Aktentasche auf dem Schreibtisch deponiert und drehte sich erstaunt um. Derart munter hatte er seinen Bruder seit Jahren nicht mehr erlebt.

„Keine Ahnung, aber es muss etwas Vorteilhaftes sein, wenn es dir solchen Schwung verleiht.“

Günther ballte die Rechte zur Siegerfaust und krächte los:

„Lord Attlin hat sich während seines Aufenthaltes hier in Berlin in Kira verliebt und will sie heiraten!“

„Unmöglich!“

„Es ist wahr. Er hat sie zum ersten Mal auf dem Familienfoto auf meinem Schreibtisch gesehen und war hingerissen. Dann ist er ihr in natura begegnet und es war um ihn geschehen.“

„Hat er mit ihr gesprochen?“

„Nein, dazu war er zu schüchtern. Darum hat er seinen Freund geschickt. Er soll ihr in seinem Auftrag die Werbung unterbreiten. Ein solcher Glücksfall! Die Kanzlei braucht Kira nicht mehr finanziell zu unterstützen und sie wird in einer neuen Ehe ihren ersten Mann und ihren Groll auf uns vergessen.“

„Glaub das nicht!“

Hagen zog bedächtig seinen Mantel aus, hängte ihn in den Schrank und wandte sich um. Er verschränkte die Arme vor der Brust und stand regungslos gegen den Schreibtisch gelehnt, während sein Bruder vor ihm herumzappelte.

„Du bist ein Spielverderber, Hagen. Hast du nicht erst vor wenigen Stunden über die finanzielle Belastung geklagt, die der Kanzlei durch Kira entsteht? Nun gibt es eine Chance, dass diese Belastung wegfällt. Was willst du mehr?“

„In diesem Fall wäre eine finanzielle Sorge weniger eine persönliche Sorge mehr – und sehr viel mehr.“

Günther funkelte den ruhig Antwortenden ärgerlich an.

„Sei nicht so pessimistisch! Wenn Kira Lady Attlin wird, zieht sie nach England, lebt auf einem Gut und vergisst uns allmählich... Na ja, ihren lieben Papa wird sie nicht vergessen, sondern von Woche zu Woche mit wachsender Zuneigung an ihn zurückdenken. Er hat ihr schließlich nichts getan. Sagen wir, sie wird sich von allem Unerfreulichen, was es in der Vergangenheit gegeben hat, befreien und glücklich und zufrieden mit ein paar reizenden Kindern, die sie auf Trab halten, und einem fürsorglichen Ehemann auf einem Schloss leben.“

„Das hier ist kein Märchen, sondern die Realität.“

Hagen rührte sich nicht. Für einen Moment verzog er die Lippen zu einem harschen Lächeln, dann sprach er konzentriert weiter.

„Selbst wenn es zu dieser Heirat kommen sollte – was eher unwahrscheinlich ist –, wird sie ihren ersten Mann und ihre Feindseligkeit nicht allein mir, sondern der gesamten Familie gegenüber niemals aufgeben. Als Lady Attlin hat sie mehr finanzielle und mehr gesellschaftliche Möglichkeiten, um sich an den Burmeisters zu rächen und die Kanzlei zu ruinieren. Ihr wird etwas einfallen, gerissen wie sie ist. In ihrem Hass wird sie mich und dich vernichten. Verweigere dich nicht der bitteren Wirklichkeit. Als Lady Attlin wird sie zehnmal so gefährlich sein wie heute.“

„Was redest du da!“

Günther schob die Unterlippe vor wie ein schmollendes Kind.

„Du siehst Gespenster. Sie liebt ihren Vater. Es fällt ihr bloß im Moment schwer, das zu zeigen. In England wird sie Heimweh bekommen und sich nach ihrem armen Vater, der schon

zum zweiten Mal Witwer geworden ist, sehnen. Ich werde zu ihr eilen, wir werden uns in die Arme fallen und gemeinsam weinen... Bei dir ist es etwas anderes. Du hast ihren Mann in den Tod getrieben. Du weißt nicht, was Liebe ist. Du hast der Liebe abgeschworen.“

Hagen protestierte nicht, auch wenn sich sein Inneres vor Schmerz zusammenzog. Er hatte es aufgegeben, seinen Bruder ändern zu wollen, und konnte sich dennoch nicht an dessen Sentimentalität und Selbstmitleid gewöhnen. Günthers Neigung, sich jeglicher Eigenverantwortung zu verweigern und ihm alles in die Schuhe zu schieben, quälte ihn mehr und mehr, aber das würde er niemals offen zeigen. Es würde ihn angreifbar machen und deswegen beschied er kurz:

„Wir werden sehen. Jedenfalls ist es kaum denkbar, dass sie Lord Attlins Heiratsantrag annimmt. Sie ist Starkad sieben Jahre lang treu geblieben und wird ihm auch in den nächsten sieben Jahren treu bleiben. Ihre Loyalität ist unverbrüchlich, das muss ich ihr zugestehen. Möge es dabei bleiben.“

*

Die schweren dunkelbraunen Vorhänge waren zugezogen. Vor den Fenstern strahlte die Frühlingssonne von einem tiefblauen Himmel, drinnen war es Nacht. Kerzen erleuchteten notdürftig einen Raum, der mehr einer Gedenkstätte als an einem Wohnzimmer glich. Auf allen ebenen Oberflächen, die Platz boten, waren gerahmte Fotos von Starkad aufgestellt. Vor jedem Foto befand sich entweder eine Kerze oder eine dunkelrote Rose in einer Vase, und um jeden Rahmen war ein schwarzes Band drapiert. Der Geruch des brennenden Waxes verband sich mit dem intensiven Duft der Rosen zu einem kaum erträglichen Gemisch.

Auf dem dunklen Sofa hockte Kira. Sie hatte sich in ein knöchellanges, faltenreiches schwarzes Gewand gehüllt. Völlig schmucklos, ließ es von ihrem Körper nichts außer Kopf und Hände sehen. Die Beine hatte sie hochgezogen, die Arme um die Schienbeine geschlungen. Ihre glänzenden Augen waren das einzig Lebendige in dem käseweißen Gesicht. Ein leichtes Stirnrunzeln in dem ansonsten starren Antlitz verriet, dass sie nachdachte.

Gleich würde Rüdiger von Berghofen im Auftrag von Lord Attlin bei ihr erscheinen. Um was für einen Auftrag es sich dabei handelte, das war klar. Es konnte um nichts anderes als einen Heiratsantrag gehen – nein, eine gewisse Unsicherheit blieb. Wollte er sie zu seiner Geliebten machen oder zu seiner Ehefrau? Der erste Fall war nicht sehr wahrscheinlich, sollte er aber trotzdem eintreten, würde sie seinem Unterhändler schnell deutlich machen, dass dies für sie ganz und gar unmöglich war. Hatte nicht Bellona damals ihren Vater in null Komma nichts zur Heirat überredet? Was dieser Hexe gelungen war, sollte ihr ebenso leicht gelingen. Lord Attlin hatte sich schon bei ihrer ersten Begegnung auf der Treppe in sie verliebt. So naiv war sie nicht, dass sie das – selbst im Vorübergehen – nicht sofort bemerkt hätte. Er war wie vom Schlag angerührt stehen geblieben und hatte sie mit babyblauen Augen und offenem Mund angestiert. Sein Blick war so dümmlich gewesen, dass es fast schmerzte. Seine weißblonden Haare schienen sich zu sträuben, wie von ihrer Erscheinung elektrisiert, und die Fähigkeit zur Rede und zur Bewegung war ihm abhanden gekommen. Sie hatte die Lider gesenkt, war an ihm vorbeigehuscht und hatte, bereits an der Haustür, ein gekrächztes „Please... please, wait...“ vernommen. Frau Westphal, die, vor Mitgefühl und Mütterlichkeit tiefend, gern ihre Belange bei dem verhassten Erzeuger vertrat, hatte ihr später von diesem Lord Attlin erzählt, den ihr Anblick in solch rasendes Entzücken versetzt hatte. Ein Engländer mit deutschen Vorfahren, reich, reich, ein Witwer mit einem großen Gut, reich, reich, keine Kinder, reich, reich, ein sanftes Gemüt, angenehm im Umgang, reich, reich. Sie hatte gegoogelt und alles zusammengetragen, was sich an Informationen über ihn, seine Finanzen, seinen Besitz

zusammentragen ließ. Schließlich stand ihr Entschluss fest: Sie musste sich dieses Wundertiers und seines Reichtums bemächtigen und daraus das Instrument ihrer Rache formen. In den vergangenen Jahren, in der finanziellen Abhängigkeit von den verabscheuten Burmeisters hatte sie den Wert des Geldes schätzen gelernt. Zusätzlich sagte ihr eine Intuition, eine fast körperliche Ahnung, dass dieser Lord Attlin unerlässlich war, damit Starkads Tod endlich gesühnt und alle, die dafür verantwortlich waren, aus dem Leben herausgeschnitten werden konnten wie faule Stellen aus einem riesigen Apfel.

Anders würde sich die Rache niemals verwirklichen lassen. Sie drückte die Fußballen in das Sofapolster und versetzte sich in eine Schaukelbewegung. Hin und zurück, hin und zurück. In der ganzen Zeit, in den ganzen sieben Jahren hatte sich keine Gelegenheit geboten, es den Burmeisters und insbesondere Hagen heimzuzahlen. Nicht eine. Was hätte sie denn tun sollen? Den verfluchten Mörder überfallen und ihm ein Messer in das Herz stoßen? Das wäre ihr kaum gelungen. Er verfolgte wie eh und je täglich sein Krafttraining und seine Muskeln waren hart geblieben. Sie wusste das, sie wusste alles über ihn, schließlich hatte sie ihm sieben Jahre lang nachspioniert. Mindestens einmal pro Woche verharrte sie mitten in der Nacht für eine Stunde oder länger gegenüber von seinem Haus, auf der anderen Straßenseite. Sie war immer sorgfältig darauf bedacht, nicht in den Lichtkegel der nächsten Laterne zu geraten, ein Teil der Finsternis zu bleiben. Ihre Augen waren unverwandt auf die schwarze Masse des Gebäudes gerichtet, das den Todfeind barg. Obwohl es gewöhnlich kurz nach Mitternacht war, waren die Fenster des Wohnzimmers oder des Schlafzimmers oft noch schwach erhellt. Immer war sie überzeugt, dass er allein im Haus war, nichts mehr von Frauenbesuchen, wie es früher – vor seinem Verbrechen – gang und gäbe gewesen war. Gelegentlich erschien er an einem Fenster, eine rußfarbene Silhouette vor einem trübweißen Hintergrund. Dort verharrte er geraume Zeit. Sie wich dann weit zurück in die Schwärze, schmiegte sich in sie hinein, kicherte leise und stellte sich vor, wie er sich vergeblich anstrengte, mit den Augen zu dem Objekt seiner Angst vorzudringen. Keine Identifizierung möglich. Ein paar Mal hatte sich die Haustür geöffnet und seine Gestalt war in einem Rechteck aus Licht aufgetaucht, stand dort lange, lange, hatte ein, zwei zögernde Schritte nach draußen getan – und war umgekehrt. Innerlich jubelte sie. Bei all seiner Wachsamkeit, bei all seiner Stärke schien er dennoch Angst zu haben, zog die vage Ahnung der endgültigen Gewissheit vor. Kein Zweifel, er graute sich vor ihr!

Bloß hatte sie ihn nicht greifen können. Dafür war er zu achtsam. In den ganzen sieben Jahren gab es nicht einen Moment, in dem sie eine Chance für sich sah. Sie fühlte sich hilflos, träumte davon, wie sie sich eine Waffe besorgte und alle abknallte, einen nach dem anderen und zuletzt den Schuldigsten von allen, aber das war illusorisch, das war eine Kopfgeburt, die im Kopf bleiben würde, denn woher die Waffe nehmen, wenn man sich nicht auskannte im Verbrechermilieu? Außerdem wäre für Hagen ein Tod durch die Kugel viel zu gnädig. Dieser Teufel, dieses Scheusal sollte leiden, sollte sich zuerst in Qualen winden. Am besten wäre es, wenn man ihm jeden Nerv einzeln herausreißen könnte, bis er reduziert war auf eine blutige, kreischende Masse... Es war unmöglich, das in die Tat umzusetzen, und ihr blieb nichts anderes übrig, als sich in Geduld zu üben und die Zähne zusammenzubeißen. Sie wachte manchmal am Morgen auf und ihr ganzer Kiefer schmerzte, so sehr hatte sie im Schlaf mit den Zähnen geknirscht. Sie spürte dann, wie der Lavastrom des Hasses, der im Schlaf in Bewegung geraten war, durch ihre Adern raste.

Mit der Zeit leuchtete es ihr mehr und mehr ein, dass ein völliger Wechsel der Lebensumstände die unabdingbare Voraussetzung für die Ausführung des großen Vorhabens zu Ehren Starkads war. Es ließ sich auf einem Fundament aus Geld und Macht realisieren und nicht anders. Also hieß es, sich nicht mehr ganz so konsequent von der Welt abzuschließen,

den Kontakt mit Frau Westphal zu intensivieren, um über die Entwicklungen in der Kanzlei auf dem Laufenden zu bleiben. Sie musste sogar von Zeit zu Zeit ein paar unwirsche Worte mit dem Vater wechseln, dem feigen Vater, dem verachteten Vater, der nicht eingegriffen hatte, als sein Bruder seinen Schwiegersohn in den Tod trieb. War ihr das Schicksal günstig? Hatten schon die ersten widerwilligen Schritte in die Welt hinein ausgereicht, um die Weiche umzulegen? Kurz nach dem ersten Zusammentreffen mit Lord Attlin auf der Treppe hatte sie ihr Instinkt an das Fenster ihrer Wohnung getrieben und unten, trotz ihrer sehr erhöhten Position gut sichtbar, stand der Betörte und blickte zu ihr hoch wie zu einer übernatürlichen Erscheinung. Später folgte er ihrer grangebeugten Gestalt zum Einkaufen und zurück. Sie schleppte sich über den Bürgersteig, als wäre sie am Ende ihrer Kräfte, und stellte sich dabei befriedigt vor, wie er ihr nachschmachtete mit seinen Babyaugen, wie er töricht lächelte mit seinem Babymund und wie er aus seinem Babygeist romantische Vorstellungen und sentimentale Träume entließ, um sie darin einzuwickeln wie in klebrige Spinnweben. Sie würde das Gespinst zerreißen und statt dessen ihn fangen – schließlich war sie die Spinne und nicht er!

Ihr Zauber hatte weitergewirkt, Tag für Tag, bis Lord Attlin zurückreisen musste, und jetzt, beim Vor- und Zurückschaukeln auf dem Sofa, verzog sich ihr Gesicht zu einem verkniffenen Lächeln, als sie sich daran erinnerte, wie ihre Verbündete Frau Westphal an der Bürotür des Vaters gelauscht hatte und ihr gleich darauf berichten konnte, dass ihr von Berghofen ein Angebot oder einen Antrag Attlins (welches von beiden, das war beim Lauschen nicht klar geworden, nur war ein Antrag das Wahrscheinlichere) über- und nahebringen sollte. Sie erzählte ihr auch, dass sie der Vater beauftragt hatte, seine Tochter zu drängen, einem Treffen mit Lord Attlins Vermittler zuzustimmen. Die gute Frau Westphal. Eine naive Seele, aber für ihre Zwecke brauchbar. Das Vor- und Zurückschaukeln wurde heftiger.

Nein, Starkad, ich werde dich nicht betrügen. Wie könnte ich je mit einem anderen Mann liebäugeln und in seinen Armen Lust empfinden! Seit du meinen Körper nicht mehr wärmst, ist er kalt und starr geworden und wird nie mehr auftauen. Jede Freude, jedes Lachen hast du als Grabbeilage mitgenommen und die Hoffnung als Kissen unter deinen Schädel geschoben. Jeder Trost ist in deinen leeren Augenhöhlen versunken, Friede und Ruhe sind der Staub, der auf deinen gelben Knochen liegt. Deine Lippen, deine süßen Lippen sind weggefault und du fletschst die Zähne und dürstest nach Rache. Die Rache will ich dir schenken, will sie dir präsentieren, und wenn du Hagens Kopf auf einem silbernen Tablett empfängst, dann werden wir uns gemeinsam amüsieren, werden in ein Hohngelächter ausbrechen, das vom leeren Himmel widerhallt...

Es klingelte. Für ein paar Atemzüge hielt der Körper in seiner schaukelnden Bewegung inne, dann erhob sich Kira, schwerfällig wie eine alte Frau. Sie nickte ernst. Auf die Minute pünktlich, dieser Rüdiger von Berghofen, der im Namen seines Freundes freite. Frau Westphal hatte ihn als Musterbeispiel eines Gentleman beschrieben, war wohl ein wenig in ihn verschossen, die Gute. Sie schlurfte zur Tür.

Zwei Minuten später saßen sie sich in dem vom Tageslicht ausgeschlossenen Wohnzimmer, das nun von dem ausladenden elektrischen Kronleuchter erhellt wurde, gegenüber. Rüdiger von Berghofen, in einem schwarzen Anzug und mit einer dezent schimmernden grauen Krawatte, ließ sich nicht anmerken, wie zuwider ihm der schwere Blumenduft in dem stickigen Raum war. Er wusste, dass er davon spätestens morgen einen Migräneanfall bekommen würde. Außerdem war ihm in der tropischen Temperatur, die in dem Zimmer herrschte, heiß geworden. Trotzdem kam er nicht eine Sekunde lang auf die Idee, die Krawatte zu lockern oder die Frau, deren Trauergewand ihm zusätzliches Unbehagen

bereitete, darum zu bitten, das Fenster zu öffnen. Ihm war es peinlich, dass sie bemerken musste, wie sich bei ihm Schweißtröpfchen auf seiner Stirn und an seinen Schläfen bildeten. Well, it cannot be helped. Er schlug die Beine elegant übereinander und begann mit angenehm-sanfter, zurückhaltend-einschmeichelnder Stimme den Hört seiner Worte aufzuschließen und das Loblied auf seinen Freund zu singen.

Er erzählte von dessen erster Ehe, die auf tragische Weise durch den Krebs, diese Geißel der Menschheit, beendet worden war, von dessen Trauer und Verzweiflung, dessen Einsamkeit, liebenswürdigem Wesen, Fleiß und Reichtum. In dieser Reihenfolge.

Kira ließ ihn die ganze Zeit nicht aus den Augen, bis ihm noch heißer wurde, als ihm ohnehin schon war. Nachdem er geendet hatte, erklärte sie leise, wehmütig:

„Das ist alles sehr schön, Herr von Berghofen, aber ich bin eine treue Frau und schleppe die Saumtierlast des Leids. Ich bleibe meinem verstorbenen Mann treu, bis zu meinem eigenen Tod. Nie werde ich eine zweite Ehe eingehen. Das käme mir wie der schlimmste Verrat vor.“

„Du Schlange,“ fuhr es ihm durch den Kopf, „ich habe noch kein Wort von einem Heiratsantrag gesagt. Du willst wohl von vornherein andere Möglichkeiten ausschließen.“ Er beugte sich vor und plädierte eifrig:

„Bitte sagen Sie nicht „nie“. Ihr erster Ehemann hätte es sicher nicht gewollt, dass Sie ihn Ihr ganzes Leben betrauern und Witwe bleiben. Sie sind noch so jung. Ein Mann, der Sie versteht, weil er selbst einen über alles geliebten Menschen verloren hat, ein Mann, der einsam und unglücklich ist wie Sie, das wäre der richtige Partner. Außerdem wird kein Mangel an wünschenswerten Dingen sein.“

Kira stöhnte urplötzlich auf, als wollte sie sich in ihrer Pein Luft machen und ihr Elend mit Wehruf klagen, und vergrub das Gesicht in den Händen. Unbeirrt fuhr von Berghofen fort:

„Mein Freund ist nicht nur der gütigste und verständnisvollste Mensch der Welt, er ist auch äußerst hilfsbereit. Alle seine Angestellten haben ihn in ihr Herz geschlossen und preisen seine Großzügigkeit, seinen Sanftmut... Und trotz seiner Sensibilität setzt er sich bei ihnen durch. Er ist kein Softie, sondern ein richtiger Mann... Ein Mann voller Mitgefühl, der gern von seinem Wohlstand abgibt und seine Freunde nicht im Stich lässt. Er hat mich aus einer schlimmen Lage befreit und dafür werde ich ihm immer dankbar sein und ihn mit allen meinen Kräften dabei unterstützen, ein neues Glück zu finden. Er bittet Sie um Ihre Hand und ich will alles tun, um Sie dazu zu bewegen, ja zu sagen.“

Kira ließ die Hände sinken und ihr Gegenüber registrierte, dass ihre Augen trocken waren. Sie murmelte freudlos:

„Was können Sie denn tun?“

Lag in dieser Frage nicht ein erster Anflug von Nachgeben? Der Brautwerber reckte sich:

„Ich kann Ihnen immer aufs Neue versichern, dass Augustus Sie auf Händen tragen, dass er Ihnen jeden Wunsch erfüllen wird. Und sollte es tatsächlich einmal dazu kommen, dass er Ihnen eine legitime Bitte abschlägt – was ich mir nicht vorstellen kann –, dann werde ich ihn umstimmen. Dafür verbürge ich mich.“

Sie biss sich auf die Lippen, blickte ihn flehentlich an und flüsterte rasch, bloß, um ihm keine Gelegenheit zum Nachdenken zu geben, um ihn fortzureißen in eine Richtung, die er später gewiss bereuen würde:

„Schwören Sie es, bitte, schwören Sie es mir. Damit ich beruhigt bin, falls ich mich überwinden kann, Lord Attlins Antrag in Erwägung zu ziehen.“

Er legte die rechte Hand auf seine Brust. Wenig hätte gefehlt, und er wäre aufgestanden. Seine Stimme klang feierlich. In dem Ton, in den Worten schwang die Befriedigung mit, sich

wie einer der Ritter geben zu können, die er als Kind bewundert hatte. Wie Iwein oder Erec, Gawein oder Lanzelot.

„Ich gelobe, bei meinem Freund die Erfüllung Ihrer legitimen Herzenswünsche durchzudrücken, sollte er sich wirklich einmal zögerlich verhalten. Aber ich betone, dass ich das für ganz ausgeschlossen halte.“

Seine Miene drückte hinreichend aus, wie sehr ihn die Mischung aus theatralischer Pose und bedachsamer Formulierung selbst entzückte. Kira neigte zustimmend den Kopf und schwieg. Hinter den Vorhängen war ganz leise das Tatütata einer Feuerwehr zu hören. Die Zeiger der Wanduhr rückten lautlos vor. Von Berghofen wurde vom intensiven Blumengeruch mehr und mehr gequält. Hinter seinen Schläfen pochte es schmerzhaft. Dicke Schweißtropfen rannen an den Seiten seines Gesichtes und seinen Nacken herab und verschwanden im Hemdkragen. Er wartete geduldig. Schließlich, nach einer Zeit, die ihm unerträglich lang vorkam, seufzte die Witwe:

„Also gut. Ich werde darüber nachdenken. Geben Sie mir bitte bis morgen Zeit. Morgen um 12 Uhr werde ich Sie anrufen und Ihnen meine Entscheidung mitteilen. Sie wird endgültig sein.“

Der Brautwerber sprang erlöst auf und verbeugte sich:

„Ich danke Ihnen. Bitte öffnen Sie sich für Lord Attlin und ein neues Glück. Augustus wird niemals versuchen, Ihren verstorbenen Mann aus Ihrem Herzen zu drängen, aber Sie werden bald seine Liebenswürdigkeit schätzen lernen. Wenn Sie ihn wählen, werden sie es, das kann ich Ihnen versichern, nie bereuen – und außerdem haben Sie in mir einen treuen Freund gefunden. Auf dieser Visitenkarte hier ist meine Handynummer. Ich erwarte sehnlich Ihren Anruf.“

Sowie sich die Wohnungstür hinter dem Besucher geschlossen hatte, eilte sie ins Wohnzimmer zurück, ergriff eines der gerahmten Fotos von Starkad, ließ sich auf das Sofa fallen und presste das Bild an ihre Brust. Ihre Lippen zitterten und ihre Augen waren rehbraun und klar.

„Starkad, mein einziger, über alles geliebter Mann, mein Gefährte im Leben wie im Tod, ich werde diesen Lord Attlin, diesen Augustus heiraten, aber das weißt du sicher schon. Und du weißt auch, warum ich ihn heirate. Du weißt, dass ich ihn nur aus einem einzigen Grund heiraten werde. Weil er und sein Reichtum uns die Gelegenheit zur Rache verschaffen können. In den vergangenen sieben Jahren hat sich eine solche Gelegenheit nicht ergeben. Das Unrecht, das dir angetan wurde, konnte nicht geahndet, der Schuldige konnte nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Also müssen meine Lebensumstände radikal verändert werden: Wir beide wollen, dass alle, die direkt oder indirekt an dem Mord an dir beteiligt waren, sterben, alle ohne Ausnahme – und besonders grausam soll der Haupttäter sterben. Hagen. Hagen, die Bestie, der Lichtfeind, der Liebhaber schmutziger Winkel, Hagen, der Dämon, der bössartige Neiding, der Zerstörer meines Glücks. Er soll sich am Boden vor Schmerzen winden und mich anflehen, ihn endlich zu erlösen. Ich werde diesem Flehen für sehr lange Zeit nicht stattgeben und seine Schreie und Tränen und Zuckungen wie Champagner schlürfen. Das wird ein Festtag werden... Ein großes Gut wird mit der Heirat zu meiner Verfügung stehen und genug Geld, um Menschen zu bestechen – von Berghofens Versprechen nicht zu vergessen, das uns in der einen oder anderen Weise nützlich sein kann... Sei geduldig, mein Liebling. Wut muss der Überlegung weichen; Unbesonnenheit bringt meist nur Schaden. Wir werden weiterhin warten müssen, bis die Stunde der Vergeltung, die Stunde des Zorns schlägt. Jahr um Jahr wird vergehen und verrotten, bevor bei den Burmeisters das Misstrauen nachlässt und ich sie zu einer Versöhnungsfeier auf mein Schloss

– nein, mein Gut – locken kann. Mein Plan ist wenigstens in Umrissen fertig, aber wir haben noch viel Zeit, um ihn genau auszuarbeiten und den Umständen anzupassen... Am Ende werden sie in meiner Gewalt sein, die Burmeisters, das verspreche ich dir. Bitter sollen sie büßen, den Tag sollen sie verfluchen, an dem sie sich gegen dich erhoben haben, an dem ihre Missgunst, ihre Niedertracht, ihre Dummheit sie dazu getrieben haben, dich zu verderben. Auch wenn manche von ihnen nur tatenlos zugesehen haben, wie man dich zugrunde gerichtet hat, wird sie das nicht retten. Schuldig sind sie alle, schuldig, schuldig! Die Nichtswürdigen, die Feigen müssen endlich zu Grunde gehen. Von Anfang an haben sie dich abgelehnt, dein Genie verhöhnt, deine natürliche Überlegenheit missachtet. Und einer hat sich dabei besonders hervorgetan, einer hat dich hingeschlachtet, das wollen wir nie vergessen. Hörst du schon sein Klagen, sein Stammeln, seine Schmerzensschreie? Siehst du seinen blutigen Mund und die Todesangst in seinen Augen? In den kommenden Jahren, den nicht enden wollenden Jahren, in denen ich einem anderen zu Willen sein muss, wird uns die Aussicht auf den Tag der Rache am Leben erhalten. Sie wird unsere einzige Nahrung sein und immer dann, wenn dieser Lord Attlin, dieser Augustus fern ist, werden wir beide uns zusammenkuscheln und uns gemeinsam ausmalen, wie es sein wird, wenn Hagen endlich in unserer Gewalt ist, wenn ich ihm die Haut in Streifen vom Leib reiße, wenn ich sein Fleisch in großen Batzen absäble, wenn ich in seinem Blut bade, seinem köstlichen, warmen Blut, und wenn ich zu guter Letzt mit der Hand in die klaffende Wunde tauche, sein zuckendes Herz packe und herauszerre und es in die Höhe halte und es dir anbiete, damit du dich daran labst, während seine Augen brechen und sein Körper erschlafft. Wie werden wir lachen, wie werden wir tanzen und uns in seinem Blut wälzen und uns in einer Lust vereinen, die bis an die Sterne reicht! Ich werde Hagen die Gedärme aus dem Leib zerrren und sie als Halskette tragen... Weißt du, ich will mir zur Hochzeit von diesem Lord Attlin, diesem Augustus ein Schwert wünschen, ein Schwert mit einer sehr, sehr scharfen Schneide. Hat sich nicht die zweite Frau meines duckmäuserischen Vaters mit einem Dolch umgebracht? Für eine Hinrichtung ist nicht ein Dolch, sondern ein Schwert das schicklichere Werkzeug. Ja, so soll es sein, und außerdem: Wenn ich die Burmeisters gefesselt habe am Tag der Rache, wenn sie in stählernen Banden vor uns liegen, dann will ich hergehen und ihnen einem nach dem anderen den Kopf abschlagen – und Hagen als letztem. Ich werde die Köpfe in einer Reihe aufstellen und wir beide werden sie betrachten. Da ist der Kopf von Gabriel, da der von Gerald, da der meines Vaters – und da der von Hagen. Den Kopf von Hagen, den werde ich anspucken, den werde ich auf den Boden werfen und darauf herumtrampeln, bis das Gesicht unkenntlich geworden ist, eine Masse aus Fleisch und Blut und Knorpel... Gefällt dir das, Starkad? Natürlich gefällt es dir. Jubeln wirst du in deinem Grab, du trût geselle mîn; deine armen Knochen werden vor Freude springen und Beifall klappern, tief unten in der Erde... Und darum, nur darum, werde ich, meine einzige Liebe, mein steter Gatte, morgen, wenn die beiden Zeiger unserer Wanduhr senkrecht nach oben deuten, zum Handy greifen und von Berghofen mit Zittern in der Stimme erklären, dass ich Lord Attlins Heiratsantrag annehme. Natürlich unter Bedingungen, über die ich jetzt ein wenig nachdenken muss. Sie sollen unserem langfristigen Plan dienen... Und dann werden wir beide, mein allersüßester Schatz, ich und du, still warten, unsere Körper verstecken unter einer Decke von Schnee und Eis und bloß von Zeit zu Zeit, wenn wir an das denken, was sich im Schoß der Zukunft verbirgt, leise kichern...“

2. Teil: Frucht

7. Kapitel: Das Paradies auf dem Lande

Der Morgentau hatte das auf der Gartenbank zurückgelassene Prospekt durchnässt. Der mit allerlei knallbunten Fotos aufgepeppt Text ließ sich nur schwer und teilweise überhaupt nicht mehr entziffern, zumal um diese Zeit, kurz vor Sonnenaufgang, das Licht diffus war, mit Grau durchwirkt. „Es ist erstaunlich, dass viele Menschen immer noch nicht wissen, wie ideal Shropshire für eine kurze Auszeit ist... 32 Schlösser, die der Grenzlage dieser Grafschaft zu verdanken sind... ist vor allem bekannt als der Geburtsort der industriellen Revolution... Oswestry im nördlichen Teil der Grafschaft gilt als die Heimat von Guinevere, der Ehefrau des legendären König Artus... viele Plätze, die darauf warten, entdeckt zu werden, beispielsweise die Gletscherseen von Ellesmere. Dank einer Laune der Natur hat Shropshire mehr Stunden mit Tageslicht als jeder andere Ort in Großbritannien und das bedeutet mehr Zeit, um den Frieden und die Schönheiten der Landschaft zu genießen...“ Eine Hand mit etlichen Schwielen, die in einem befremdlichen Kontrast zu den zarten Fingern und der Weiße der Haut standen, ergriff das Prospekt, trug es zu dem Abfallkorb neben der Bank und beförderte es hinein.

Die Hand gehörte einem überschlanen Mann mittleren Alters, der einen blauen Arbeitsanzug und Gummistiefel trug. Das Auffälligste an ihm waren die feinen, den Nacken bedeckenden Haare, deren ursprünglich hellblonde Farbe bereits vollständig geschwunden und von einem leuchtenden Silberweiß ersetzt worden war. Der Mann, der nun wieder in beiden Händen einen Becher mit dampfendem Tee hielt, folgte dem im Zwielflicht schimmernden Kiesweg ein Stück weiter, bis zu einem Pavillon aus grüner Jade und aus weißem Porzellan. Drei Stufen führten in den Innenbereich, und er überwand sie mit einem einzigen Schritt. Seine geschmeidigen, ja anmutigen Bewegungen erinnerten an einen Reiher.

Er ließ sich auf der Bank nieder, welche die geschwungenen Wände im Inneren umrundete. Da die Fenster des Pavillons verglast war, fanden sich auf der Bank glücklicherweise keine Spuren morgendlicher Feuchtigkeit, so dass das Niedersetzen keine besondere Achtsamkeit erforderte. Den Becher stellte er auf die Jade-Oberfläche des runden Tisches, der einen großen Teil des Innenbereiches einnahm. Der Mann seufzte leicht und leise und verzog dabei das asketisch wirkende Gesicht mit den eingefallenen Wangen, in das sich erste Falten eingegraben hatten. Die babyblauen Augen musterten betrübt seinen mit Chinoiserien bemalten Porzellanbecher. Die Mundwinkel senkten sich und ein Ausdruck, in dem sich Wehmütigkeit mit Hilflosigkeit und Schwäche mischte, legte sich über sein Antlitz. Ein zweiter Seufzer ging in dem gerade mit voller Wucht einsetzenden, eher unharmonischen Chor der Vogelstimmen unter.

Nach einem ersten Schluck Tee wanderte der Blick des Mannes nach draußen und bald war er in die Betrachtung der Umgebung, die in der wachsenden Helligkeit immer deutlicher hervortrat, versunken. Dem sich von Grau zu Grün verwandelnden Gras auf der in Wellen ansteigenden und abfallenden Wiese setzte rüpelhaftes Moos arg zu; außerdem war es durchmixt mit Klee, der für weiße Sprenkel sorgte. Zur Linken machten sich vier nebeneinander stehende Gewächshäuser – alle von beeindruckenden Ausmaßen – breit. Ein erster Sonnenstrahl fiel auf mehrere Harken, einen Spaten und einen zusammengerollten Schlauch, die an der Glaswand des am nächsten stehenden Gewächshauses lehnten, und dem Betrachter schoss es durch den Kopf: „Wie oft habe ich Rumolt schon gesagt, er soll achtgeben, dass abends alle Gartengeräte weggeschlossen werden, damit sie nicht zu rosten beginnen? Wieso vergisst er es andauernd?“ Mit seinem dem Gedanken prompt folgenden nächsten Seufzer wurde klar, dass ihm diese Form nonverbaler Äußerung zu einer lieben

Gewohnheit geworden war. Ein kurzes, abgewürgtes „Muh!“ erscholl aus einem der Ställe, die vom Pavillon aus nicht zu sehen waren, und erinnerte ihn daran, dass einige Kühe gestern eine unerklärliche Reizbarkeit aufgewiesen hatten: Anlass zu einem weiteren Seufzer.

Er ließ die Augen abermals umherschweifen. Die Umgebung gewann zunehmend an Klarheit. Immer mehr Objekte hatten sich von den Schleiern der Nacht befreit. Helligkeit und kräftige Farben übernahmen das Regiment. Der Himmel schimmerte golden zwischen milchweißen Wolken und auf dem Teil der Wiese, der dem Pavillon am nächsten lag, ließ sich sogar schon jede einzelne Kleeblüte unterscheiden. Nur der zum Gut gehörende Wald verweigerte sich der Deutlichkeit und blieb als dunkle Silhouette im Hintergrund.

Das aufgeregte Trippeln auf knirschendem Kies wurde zunehmend lauter und der Mann spähte in die Richtung, aus der es kam. Eine Kinderstimme jammerte:

„Daddy, Daddy...“

Der zierliche Junge, der etwa fünf Jahre alt sein musste, trug noch seinen blauen Schlafanzug, auf dem ein zum Tjost bereiter Ritter drohte, hatte aber wenigstens Sandalen an den nackten Füßen. Sein Gesicht wies genauso feine, durchgeistigte Züge auf wie das seines Vaters, nur waren seine Haare karottenrot, was ihm das Aussehen eines traurigen Clowns verlieh. In seinen graugrünen Augen stand die Angst, als er eilig die Stufen des Pavillons erklimmte und auf den Schoß des Vaters kletterte, der ihn in einer Umarmung, schwer von Zärtlichkeit, einschloss.

„Was ist denn, Roderick? Hattest du wieder einen Alptraum?“

Der Junge antwortete eine ganze Weile nicht, sondern schniefte und schnüffelte vor sich hin. Endlich hob er den Kopf. Seine Augen schwammen in Tränen und seine Stimme wurde von Panik fast erstickt.

„Ja... ja... Es war ganz schlimm... ganz, ganz schlimm... Ich hatte solche Angst.“

„Der gleiche Traum?“

„Ja... Ein Saal voller Ritter und ich war mitten unter ihnen. Sie waren riesengroß und trugen rote Rüstungen. Die Visiere hatten sie heruntergeklappt. Die Schwerter hielten sie in der Eisenfaust. Mich beachteten sie nicht. Dann wird der Saal von außen in Brand gesteckt. Man quält die Recken mit Feuer. Die Flammen breiten sich aus. Ich glaube, niemals ist eine Kriegerschar in schwerere Bedrängnis geraten... Auf einmal fällt mein Kopf ab, fällt hinein ins Feuer und verbrennt. Der eine Ritter, der sagt: `Unmäßig rächt die Königin ihren Zorn an uns.` Ich will meinen Kopf retten und springe ihm nach und... und...“

Schluchzend barg das Kind sein Gesicht an der Brust des Vaters, der ihm sanft über den Rücken strich.

„Beruhige dich, Roderick, das war bloß ein Traum. Du bist schon ein großer Junge und weißt, dass Träume Schäume sind. Diese Rittergeschichten, die dir Miss Morrison jeden Abend vorliest, die regen dich zu sehr auf. Sie soll etwas anderes für dich aussuchen, etwas Lustiges, dann wirst du ruhiger schlafen.“

In das herzerreißende Schluchzen des Jungen schlich sich allmählich ein ostentativer und genussvoller Unterton ein. Dem Vater fiel es nicht auf. Er wiegte sein Kind wie der himmlische Wind und fragte sich besorgt, ob sich die übermäßige Empfindsamkeit seines Sprösslings mit der Zeit legen würde. Wie würden die anderen Kinder auf Rodericks Dünnhäutigkeit und Erregbarkeit reagieren, wenn er demnächst in die Schule kam? Er selbst war genauso gewesen und die Mitschüler hatten ihn vom ersten Tag an gehänselt, ihn drangsaliert und ihn „Lord Heulsuse“ gerufen. Seine gesamte Schulzeit hindurch war er todunglücklich gewesen. Ob sich dieses Schicksal an seinem Sohn wiederholen würde?

„Was macht das Kind hier? Ist es schon wieder Miss Morrison entwischt?“

Die Frau war so unvermittelt am Eingang des Pavillons aufgetaucht, dass der Vater zusammenzuckte. Er hatte nicht das geringste Geräusch auf dem Kiesweg gehört, sagte sich aber sogleich, dass Rodericks Weinen ihre Schritte übertönt hatte. Trotz der frühen Tageszeit war auch sie bereits in Arbeitskleidung - eine Arbeitskleidung, die eher in ein Krankenhaus oder in eine Arztpraxis als in diese Umgebung passte. Sie trug einen bis auf den letzten Knopf geschlossenen weißen Laborkittel und darunter eine weiße Hose und weiße Sneaker. Die blonden Haare waren straff zu einem Dutt zusammengezogen, so dass nicht eines die Chance hatte, sich aus der Umklammerung zu befreien oder gar zu einer Locke zu ringeln. Der Mund war zusammengekniffen, eine Falte hatte sich zwischen den Augenbrauen eingegraben. Die Gesichtshaut war so weiß, dass man mit Fug und Recht annehmen konnte, deren Besitzerin wäre nie der Sonne ausgesetzt gewesen. Dafür brannte auf jeder Wange ein hektischer roter Fleck. Schlammfarbene Augen betrachteten böse das schluchzende Kind. Die Stimme war von diamantener Klarheit und Härte. Sie durchschnitt Waldesweben und Morgenzauber wie ein Skalpell eine Bauchdecke.

„In dem dünnen Schlafanzug wird es sich noch den Tod holen. Kann Miss Morrison nicht besser aufpassen? Dafür wird sie nicht bezahlt, dass sie bis in die Puppen schläft und sich nicht darum kümmert, was ihr Schützling gerade macht. Wenn es nicht fast unmöglich wäre, einigermaßen brauchbare Gouvernanten zu bekommen, würde ich sie auf der Stelle entlassen.“

Mit einem Satz war die Frau im Pavillon und herrschte den Jungen an:

„Weshalb geisterst du um diese Zeit hier draußen halb angezogen herum? Und was soll das Geheule? Du gehst sofort zurück ins Haus, ohne Widerrede. Roderick? Hörst du, Roderick?“

Sie beugte sich vor, um das Kind am Arm zu packen. Der Vater war schneller und drehte sich mit dem lauter und lauter jammernden Kind zur Seite, so dass ihre Hand ins Leere griff.

„Kannst du nicht verstehen, dass er einen Alptraum hatte und Trost sucht? Er hat wie schon oft von diesen Rittern in dem brennenden Haus geträumt und ist völlig verstört. Das ist schon das dritte Mal in dieser Woche.“

„Er ist verstört, weil sich sein Vater weigert, seine Verwandten mütterlicherseits zu empfangen. Er begreift nicht, warum er nicht seinen Großvater kennen lernen darf. Das ist auch unbegreiflich. Kein Wunder, dass er weint!“

Aus tiefstem Herzen stöhnte der Mann auf und schloss für einen Moment die Augen.

„Fängst du wieder damit an? Haben wir uns nicht gestern Abend lange genug darüber unterhalten?“

„Unterhalten? Das nennst du unterhalten? Du hast nichts gesagt außer: nein, nein, nein! Nicht einen stichhaltigen Grund hast du angeführt, nicht ein vernünftiges Argument ist dir eingefallen. Deine Frau will ihr Kind ihrem Vater und ihren engsten Verwandten vorstellen und du weigerst dich, sie auf dem Gut zu empfangen! Sind sie vielleicht Verbrecher? Meinst du, sie können sich nicht benehmen? Sind sie dir nicht vornehm genug? Oder warum beraubst du dein Kind seines Opas und deine Frau ihres Vaters?“

Ohne ein Wort der Erwiderung sprang der Mann auf, stürzte aus dem Pavillon und zog den sich schnüffelnd und zitternd an seinen Arm klammernden Buben mit sich. Er stürmte den von Weißdornhecken eingefassten, breiten Weg entlang, der direkt zu dem Gutshaus führte. Sein Tempo steigerte sich, er rannte fast und es sah aus, als wolle er sich, vor allem aber seinen Sohn, vor einem grässlichen Lindwurm oder vor dem Erlkönig in Sicherheit bringen.

Die Frau schaute Mann und Kind nach. Ihre Lippen verzogen sich zu einem hämischen Grinsen. Als die beiden aus ihrem Sichtfeld verschwunden waren, setzte sie sich mit Bedacht auf den Platz, den der Mann soeben verlassen hatte, und begann, mit den Fingern auf die

Tischplatte neben dem Becher zu trommeln. Eine frühe Fliege surrte durch den Eingang des Pavillons und Gedanken schlängelten sich träge und selbstzufrieden durch ihren Geist.

„Glaubst du wirklich, Augustus, ich weiß nicht, warum du dich weigerst, die Burmeisters einzuladen, und warum du mir den wahren Beweggrund für deine Weigerung nicht nennen willst? Glaubst du, ich weiß nicht, dass du fürchtest, ich könne die Burmeisters, wenn sie erst einmal hier auf dem Gut sind, vergiften, sie niederstrecken, einen nach dem anderen, diese verfluchte Sippe, sie auslöschen, sie ausrotten mit Stumpf und Stiel? Das argwöhnst du, willst es aber nicht laut aussprechen, denn sonst würde ich dich auslachen, dich für verrückt erklären, dir empört eine schmutzige Fantasie unterstellen. Du Schwächling, du Hasenfuß, du Waschlappen! Du scheust jeden Konflikt und hast dir trotzdem vorgenommen, jetzt, dieses eine Mal, hart zu bleiben, aufzutrompfen mit einem kategorischen Nein. Dabei weißt du, dass du am Ende einknicken wirst wie ein Zweiglein unter dem Tritt eines Stiefels. Da war Starkad ganz anders – der war ein Mann! Ja, du hast Recht mit deinen Befürchtungen. Ja, ich will die Burmeisters hierher locken, damit sie endlich, nach all den Jahren ihre Rechnung begleichen. Besonders Hagen, der hat bis jetzt die Zeche geprellt, eine große, große Zeche hat er geprellt, aber nun geht's ans Bezahlen! Ich bin soweit, mit meinen Gewächshäusern, mit meinen Giftpflanzen, mit meinen Kenntnissen, mit meiner Klugheit und meiner Kraft. Die Vorbereitungen sind abgeschlossen und ich erwarte euch. Endlich kann ich eintreten für meinen einzigen Ehemann – denn du zählst nicht, Augustus, du, der du Starkads Bett usurpiert hast. Mental und materiell will ich für dich eintreten, Starkad, frei von Zweifeln und Angst. Das Unrecht, diese offene Wunde, die schwärt und schwärt, muss endlich vergolten werden. Und du, Augustus, du lächerlicher Wicht wirst mich nicht davon abhalten, Gerechtigkeit einzufordern. Das gesprengte Fundament, auf dem meine Welt ruhte, wird zum zweitenmal errichtet, und dieses Mal aus Fleisch und Knochen - und Blut wird das Bindemittel sein.“

Die weiße Hand glitt unter den Kittel und fischte ein Handy aus der Hosentasche.

„Rüdiger? Hier ist Kira. Ich muss dringend mit dir sprechen. Kann ich heute zu dir ins Büro kommen?... Ja, um 14 Uhr passt es mir gut... Bitte erzähl Augustus vorher nichts von dem Treffen. Ich möchte mich mit dir über ihn austauschen. Er bereitet mir Sorgen. In letzter Zeit verhält er sich recht merkwürdig. Alles Weitere später.“

Das Handy verschwand in der Hosentasche und seine Besitzerin verließ beschwingten Schrittes den Pavillon. Sie blickte flüchtig zur Sonne hin, die gerade hinter den Bäumen aufgestiegen war und die Luft mit flüssigem Gold durchtränkte. Bevor sie sich auf den Weg zu ihrem Gewächshaus machte, leuchtete ihr Gesicht für einen Moment im Schein des Taggestirns auf und es schien, als bestände es aus feinstem, fast schon durchsichtigem Porzellan. Ein listiges Lächeln verzerrte die Lippen und ein Flüstern züngelte zwischen ihnen hervor:

„Du wirst meine Pläne nicht durchkreuzen, Augustus, du dummer August. Du nicht.“

*

Die Glocken von St. Alkmund's läuteten außerplanmäßig und von Berghofen hob den Kopf. Von seinem Schreibtisch aus konnte er durch das Fenster direkt auf die Kirche schauen und sogleich feststellen, dass der Grund des Gebimmels offenbar eine Hochzeit war. Eine beträchtliche Anzahl festlich gekleideter Menschen hatte sich am Queen Anne-Portal, dem Teil der Kirche, den er am meisten bewunderte, versammelt. Einige Sportler bildeten sogar ein Spalier. Es waren Fechter, die in ihren weißen Anzügen in dem Moment, da sich die Kirchentür öffnete, ihre Degen hoben, um mit ihnen ein Dach zu bilden, unter dem das

Brautpaar durchschreiten konnte. Orgelmusik wand sich ins Freie und verflatterte. Das glücklich getraute Paar tauchte aus dem dunklen Innenraum ins Licht. Glücklich getraut... Von Berghofen schnalzte unwillig mit der Zunge und drehte sich zum Computerbildschirm zurück. Aber er konnte sich nicht mehr konzentrieren und konsultierte statt dessen die Schreibtischuhr, um festzustellen, dass es gleich 14 Uhr war und somit Zeit, sich auf den bevorstehenden Besuch einzustimmen. Kira war stets pünktlich. Sie würde auf die Minute, nein, auf die Sekunde genau sein Architekturbüro betreten, ihre kühle Hand in seine widerstrebende schieben, auf seine Aufforderung hin Platz nehmen, ihre unheimlichen Augen auf ihn richten und ohne Umschweife zur Sache kommen. Sie würde geradlinig auf ihr Ziel zusteuern – und dieses Ziel bestand sicher nicht darin, mit ihm ihre Sorge um Augustus zu teilen. Sie empfand weder Liebe noch Mitgefühl für ihren Ehemann, seinen besten, seinen Herzensfreund. Er mochte sie nicht, hatte sie des öfteren bei einer Lüge, einer Verstellung, einer Heuchelei ertappt. Durch und durch falsch war sie, eine Intrigantin, die im Hintergrund die Fäden zog. Das war seine feste Überzeugung. Wie war es denn vor drei Jahren gewesen, als Augustus` Mutter, die alte Lady Margery, einen Schlaganfall erlitten hatte? Sie war schneller als man den Mund zu einem Protest öffnen konnte, in einem Pflegeheim verschwunden, obwohl ihr Kira bei ihrer Hochzeit hoch und heilig versprochen hatte, sie im Falle der Gebrechlichkeit auf den Landsitz zu holen und sogar eigenhändig zu pflegen. Dem guten Augustus – der zu diesem Zeitpunkt gerade mit einer schweren Lungenentzündung ans Bett gefesselt war – hatte Kira gesagt, die Verlegung in ein Pflegeheim wäre der ausdrückliche Wunsch seiner Mutter gewesen, und als er endlich wiederhergestellt war und zu seiner Mutter eilen konnte, da war die alte Dame schon so verwirrt, dass sich die Wahrheit aus ihren Äußerungen nur mit Mühe erschließen ließ. Sie weigerte sich sogar, das Pflegeheim zu verlassen und in die Nähe ihrer Schwiegertochter zu ziehen, und starb ein Jahr später depressiv, selten bei Sinnen und des Lebens überdrüssig nach einem weiteren Schlaganfall. Er erinnerte sich gut daran, wie Augustus während der ganzen Beerdigung herzerreißend geschluchzt hatte, Kira hingegen abwechselnd mit gerunzelter Stirn in die Luft geblickt und die Anwesenden abwägend gemustert hatte, als wolle sie deren zukünftige Verwendbarkeit prüfen. Der kleine Roderick hatte sich völlig verstört an seinen Vater geklammert – bei dieser Mutter war das kein Wunder.

Von Berghofen schaltete seinen Computer aus und lehnte sich nachdenklich zurück. Nein, er mochte Kira nicht und er hatte allen Grund dazu. Sie war eine böse Frau. Eine kalte Heuchlerin, die sich gewiss nicht um ihren Mann sorgte, sondern statt dessen für ihn eine nie versiegende Quelle des Kammers war. Wenn man das bedachte, dann ließen sich gewisse Indizien deuten... War Augustus nicht in letzter Zeit abgemagert? Zuckte nicht sein rechtes Augenlid immer unkontrollierter? Sein bester Freund, mit dem er seine Studentenzeit verbracht hatte, der ihm aus diversen finanziellen Engpässen geholfen hatte, mit dem er seine glücklichsten Erinnerungen teilte, den er mehr liebte als alles andere in der Welt (ja, er gab es vor sich zu: Er liebte ihn, hoffnungslos und vielleicht gerade deswegen so innig), sein Freund hatte – immerhin mit seiner Hilfe – die falsche Frau geheiratet. Und diese falsche Frau spazierte gerade in sein Büro.

Wie er es vorausgesehen hatte, richtete sie ihre schlammfarbenen Augen sofort energisch und beharrlich auf ihn. Ihn packte ein Grauen (was ist auf dem Grund des Schlammes, dieses Sumpfes, wohl nichts, nichts ist auf dem Grund, es gibt keinen Grund, alles versinkt im Morast, wird eingeschluckt, wird verschlungen) und er konnte sich nur mit Mühe ein höfliches Lächeln abringen.

„Meine liebe Kira, wir haben uns seit Monaten nicht gesehen. Seit Rodericks Geburtstag, nicht wahr? Wie geht es? Nimm bitte Platz.“

Sie glitt schweigend auf den Besucherstuhl vor dem Schreibtisch, ohne ihn aus den Augen zu lassen, bis ihm der Kragen zu eng wurde und Schweiß ausbrach. Er räusperte sich.

„Also, was gibt es? Was ist mit Augustus? Hoffentlich keine ernste Krankheit. Er ist so anfällig... Wenn ich in irgendeiner Weise helfen kann, dann sage es, und ich werde zu Diensten sein. Du weißt, dass er mir am Herzen liegt, und du auch, du liegst mir natürlich auch am Herzen...“

Er wurde sich seines Gestammels bewusst und stockte. Endlich senkte sie die Augen, wartete, bis er sich entspannt hatte, und begann erst, nachdem eine ganze Minute verflossen war, zu sprechen. Ihre Stimme ließ ihn an eine in Seide gehüllte Messerklinge denken.

„Ach, lieber Rüdiger, du hast bestimmt ein gutes, gutes Gedächtnis. Ist es nicht so?“

„Ja... ja, ich glaube schon.“

„Und du kannst dich noch daran erinnern, wie du im Namen deines Freundes um mich geworben hast?“

„Daran erinnere ich mich ausgezeichnet.“

„Erinnerst du dich aber auch an das Versprechen, das du mir damals gegeben hast? Dass du Augustus, wenn er mir jemals eine legitime Bitte abschlägt, umstimmen wirst? Erinnerst du dich?“

„Ich habe es nicht vergessen und stehe zu meinem Wort.“

„Etwas anderes habe ich von dir nicht erwartet.“

Ihr Lächeln war das Lächeln der Sphinx, die gerade einen armen Wanderer, der ihr Rätsel nicht hatte lösen können, verdaute. Ihre Stimme war eine Mischung aus Samt und Honig.

„Mein Lieber, die Gelegenheit, das Versprechen einzulösen, ist für dich gekommen.“

Sie schlug die Beine übereinander, zupfte von ihrem blütenweißen Hosenanzug einen imaginären Fussel, faltete die Hände und ließ sie in den Schoß sinken. Für eine Zeit, die von Berghofen unendlich lang vorkam, versank sie in Gedanken. Schließlich hob sie mit einem Ruck den Kopf und fixierte ihn erneut.

„Glaubst du, eine Einladung meiner engsten Verwandten auf unser Gut ist berechtigt?“

„Natürlich... Eine solche Einladung ist eine Sache der Höflichkeit, mehr: eine Sache der Herzensbildung.“

„Du verstehst mich, wenn ich Papa, meinem Onkel und den Brüdern unseren herrlichen Besitz zeigen will?“

„Was sollte dagegen einzuwenden sein?“

„Und dir scheint es geboten, dass Roderick endlich seinen Opa und seine engsten Verwandten mütterlicherseits kennen lernt?“

„Ich wiederhole es: Daran ist nicht das Geringste auszusetzen.“

„Und warum will mir Augustus meinen legitimen Wunsch nicht erfüllen? Warum weigert er sich, die Burmeisters auf dem Gut zu empfangen? Was hat er gegen sie?“

Von Berghofen war so irritiert, dass er, obwohl er sich seines Ungeschicks und seiner mangelnden Souveränität schmerzlich bewusst war, bloß stottern konnte:

„Ich habe k...keine Ahnung... Das kann ich nicht v...verstehen... Das sind ehrenwerte L...Leute...“

Sie seufzte tief und theatralisch, senkte die Lider und nickte.

„Ich kann es auch nicht verstehen, ich weiß es auch nicht, lieber Rüdiger. Was hat Augustus gegen meine Familie? Kein Mitglied meiner Familie hat ihm je ein Leid angetan. Alle sind gebildete Menschen, die sich zu benehmen wissen. Mein Vater wünscht sich nichts sehnlicher, als endlich seinen Enkel zu sehen. Warum darf er es nicht? Meine Brüder, mein Onkel würden Roderick auch gern in die Arme schließen und persönlich den Ort inspizieren,

der für ihre Schwester, ihre Nichte zum Lebensmittelpunkt geworden ist. Warum weigert sich Augustus, sie zu empfangen? Auf dem Gut ist wahrlich genug Platz. Er will mir den Grund für sein kategorisches Nein nicht mitteilen. Ich kann nicht glauben, dass er sich aus Herzlosigkeit so ablehnend verhält. Augustus ist der warmherzigste und gütigste Mensch der Welt, das weißt du auch... Nicht wahr, das weißt du auch?“

„Ja... ja... das ist er. Der warmherzigste und gütigste Mensch.“

„Warum lehnt er es dann ab, meine legitime Bitte zu erfüllen? Kannst du mir einen Grund nennen?“

„Nein... Ich kann mir nicht vorstellen...“

„Also frage ihn – und mach ihm klar, dass er der Einladung meiner Familie zustimmen muss, wenn er nicht in einer Weise unhöflich erscheinen will, die seinem Stand unangemessen, die geradezu unwürdig ist und seiner Reputation schweren Schaden zufügen könnte. Steh zu deinem Wort und stimme ihn um.“

Sie lehnte sich zurück und begutachtete satt und zufrieden ihr Gegenüber, auf dessen gerade nicht sehr intelligent wirkenden Gesicht Bestürzung und Bedrängnis eingeschrieben standen. Er räusperte sich.

„Selbstverständlich werde ich mich um die Angelegenheit kümmern. Werde mein Versprechen einlösen, wie es sich gehört, und noch heute ein Treffen mit Augustus vereinbaren. Er soll mir erklären, warum er sich weigert, und wenn mich seine Erklärung nicht überzeugt, dann werde ich ihn zum Umdenken bewegen.“

Sie erhob sich und schenkte ihm ein hintergründiges Lächeln, das bei ihm auf Anhieb Unbehagen auslöste und ihn zu der Überzeugung brachte, von ihr auf irgendeine, nicht zu durchschauende Weise hereingelegt worden zu sein.

„Ich habe von dir nichts anderes erwartet. Du bist ein Ehrenmann, auf den Verlass ist. Du hältst deine Versprechen. Ich werde eine Einladung für meine Verwandten entwerfen. Bitte deinen Freund, meinen Mann, die Einladung mit zu unterschreiben, damit meine Familie weiß, dass sie nicht allein mir, sondern ihm, dem Herrn des Hauses ebenso willkommen ist.“ Ihre Hand schoss ihm entgegen. Er sprang auf und schüttelte sie. Bei dem Kontakt mit der kühlen, trockenen Haut überlief ihn ein Schauer des Widerwillens. Sie verließ lautlos das Büro.

*

Obwohl es bereits auf 21.30 zugin, war der Garten nach wie vor in eine diffuse Helligkeit getaucht. Noch ertönten vereinzelte Vogelstimmen, noch waren die Büsche und Hecken nicht zu einer amorphen schwarzen Masse verschmolzen, noch konnten die beiden Männer in dem Pavillon den Gesichtsausdruck des jeweils anderen entziffern. Auf einem Luftzug schwebte ein feiner, dem Gartenteil mit den weißen Blumen entstammender Duft zu ihnen hin. Mücken schwärmten und ließen sich von dem auf zwei Tonkugeln geträufelten Citronella-Öl nicht vertreiben. Ein Nachtfalter in bescheidenem Braun flatterte um die Lichtquellen auf dem Tisch. Die mit Rotwein gefüllten Gläser waren mit Untersetzern abgedeckt, obschon dies dem Geschmack des Rebensaftes abträglich war – aber keiner der beiden war ein wirklicher Weinkenner.

Die Männer schwiegen. Unbeweglich saßen sie und brüteten vor sich hin, brüteten so lange, bis sich der graue Schleier, der den Garten bedeckt hatte, rußschwarz färbte, bis die Bäume und Sträucher jeglichen Kontrast verloren, bis die letzte Vogelstimme mit einem letzten klagenden Ton verstummt war, bis die an den Gewächshäusern angebrachten Lichter ihren

Kampf gegen die Finsternis aufnahmen, bis helle Punkte am Himmel aufblinkten, bis sich die Männer nur noch spüren, aber nicht mehr sehen konnten.

Da endlich ließ sich von Berghofen vernehmen, leise, zögerlich und zugleich mit bebendem Nachdruck:

„Mein Freund, was quält dich? Was ist mit dir los, Augustus? Was hast du dagegen einzuwenden, dass euch die Verwandten deiner Frau einen Besuch abstatten? Haben sie dich beleidigt?“

Der Angesprochene hob – im Dunkeln für sein Gegenüber nicht zu erkennen - abwehrend die rechte Hand.

„Nein, sie haben mir nichts Böses getan. Gleichwohl habe ich Gründe für meine Haltung, glaube mir, ich habe Gründe.“

„Dann enthülle sie mir. Haben wir beide uns nicht immer alles anvertraut? Hatte ich nicht immer Verständnis für dich? Warum verschließt du dich auf einmal?“

„Warum soll ich dir meine Gründe verraten? Sie hat dich dazu angestiftet, nicht wahr?“

„Wenn du mit „sie“ deine Frau meinst, dann muss ich die Frage bejahen. Es stimmt, sie war heute Nachmittag bei mir und hat mir ihr Leid geklagt und auf die Erfüllung eines Versprechens gepocht, das ich ihr gegeben habe. Ich habe dir bis jetzt davon nichts gesagt, weil keine Notwendigkeit dazu bestand. Aber nun... Damals in Berlin, als ich in deinem Namen um sie warb, habe ich ihr gelobt, in dem Fall, dass du ihr während der Ehe eine legitime Bitte abschlagen solltest, alles zu tun, um dich umzustimmen. Sie hat mich an meinen Eid erinnert und die Ehre gebietet mir, das Äußerste zu versuchen, damit du deine Meinung änderst.“

„Das ist es also.“

Lord Attlin versank erneut in Schweigen. Dieses Mal war es ein unruhiges Schweigen. Sein Unterkiefer mahlte, das rechte Augenlid zuckte. Schließlich konnte er das seufzerschwere Herz nicht mehr bezähmen und rief aus:

„Unter diesen Umständen werde ich dir berichten, werde dir von meinen Sorgen und Befürchtungen erzählen, obwohl mir von vornherein klar ist, dass du sie lächerlich und übertrieben finden wirst. Sei's drum.“

Er merkte, wie trocken seine Kehle war, und trank von dem Wein, bevor er fortfuhr:

„Es gibt keinen Beweis, nichts Stichhaltiges, bloß Mutmaßungen und Ängste, über die man sich in der Gesellschaft oder gar vor Gericht totlachen und die man spöttisch Exaltiertheiten nennen würde. Das ist mir bewusst... Ich will es ganz offen, ganz unverblümt aussprechen und bitte dich nur, darüber kein Wort anderen gegenüber verlauten zu lassen: Wenn die Burmeisters hier auf diesem Gut versammelt sind, dann wird Kira die Gelegenheit wahrnehmen und sie alle ohne Ausnahme töten.“

„Was redest du da!“

„Halte mich nicht für wahnsinnig. Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass sie keine Rücksicht auf ihren Sohn oder gar auf mich nehmen wird, und dass sie alle auf die eine oder andere Weise vom Leben zum Tode befördern wird. Sie ist ein vreisliches wîp.“

Mit einer zitternden Hand strich er sich die silbernen Haare aus der Stirn. Seine Stimme sank zu einem Flüstern herab.

„Sie hat mich nie geliebt. Ich weiß, das hört sich theatralisch, opernhaft an, aber es ist die Wahrheit. Sie hat mich nie geliebt. Nicht eine Geste der Zärtlichkeit hat sie mir geschenkt, keine Liebkosung, kein inniges Wort, nichts. Bevor wir uns auf getrennte Schlafzimmer einigten, habe ich nachts schlaflos neben ihr gelegen und gespürt, wie sie Wellen des Hasses in die Ferne gesandt hat, Wellen, die abwechselnd glühend heiß und eisig kalt waren. Ihre Familie – und besonders ihr Onkel – muss irgendetwas mit dem Tod ihres ersten Mannes zu

tun haben, und an diesem ersten Mann hängt sie immerfort mit jeder Faser ihres Herzens, und das, obwohl er schon seit so vielen Jahren tot ist. Sie will ihn rächen und ich bin nichts als ein Instrument ihrer Rache. Ihre Familie soll für seinen Tod büßen und ein Besuch hier böte ihr die lang ersehnte Gelegenheit. Warum, frage ich dich, hat sie ein Fernstudium in Pharmakologie absolviert? Warum betreut sie ein Gewächshaus mit Giftpflanzen und hält sich dort täglich viele Stunden auf? Warum hat sie sich mit Haut und Haaren der Toxikologie verschrieben? Oh ja, wenn ich ihr ins Gesicht sagen würde, was sie vorhat, würde sie es abstreiten, aber ihre trüben Augen strafen ihre Worte Lügen. Glaube mir, ich durchschaue sie.“

Es hielt ihn nicht länger auf seinem Platz. Er stürmte aus dem Pavillon und lief in der von einer Laterne ungenügend erhellten Schwärze ein Stück den Kiesweg entlang. Schließlich hielt er an, besann sich und kehrte um. Sein Freund streckte ihm eine Frage entgegen:

„Dir ist bewusst, dass du keinerlei Beweise für deine Anschuldigungen hast?“

Die Frage lockte ein gequältes Lächeln hervor.

„Natürlich ist es mir bewusst. Natürlich müssen meine Vermutungen jedem, selbst dir, aberwitzig erscheinen – wie die Vermutungen eines Paranoikers, mit denen sich am besten gleich ein Psychiater beschäftigen sollte. Und trotzdem bin ich hundertprozentig davon überzeugt, dass Kira ihre Verwandten in die Hände bekommen will, um sie zu töten. Genau deswegen wehre ich mich gegen einen Besuch ihrer Familie, einerlei, wie unhöflich das auf Außenstehende – und besonders auf ihre Familie – wirken muss. Ich bin lange genug mit Kira zusammen. Sie ist wie eines dieser Krokodile, die unbeweglich im Wasser verharren, um dann, wenn die Beute nahe genug ist, blitzschnell zuzuschnappen.“

„Aber sie ist auch eine Mutter, der das Wohl ihres Kindes am Herzen liegt.“

„Ihr Kind zählt für sie nicht. Sie ist keine gute Mutter. Es stimmt, sie schaut danach, dass Roderick von den Angestellten ausreichend versorgt wird, dass er sich bei Verwandtenbesuchen manierlich beträgt und keinen vernachlässigten Eindruck macht. Aber sie empfindet nichts für ihn und lässt es ihn merken. Wie einen Fremden behandelt sie den armen Jungen. Er leidet darunter, sensibel wie er ist. Kaum war er geboren, da hat sie ihn weitergereicht. Ich bin es, der mit ihm schmust, der ihm eine Gute-Nacht-Geschichte vorliest, der an seinem Bett wacht, wenn er krank ist, der ihm Geborgenheit gibt und ihn beschützt. Mich behandelt sie ebenso, wie einen überflüssigen Gegenstand... Ach, reden wir nicht von mir. Ihr Herz gehört einzig und allein ihrem ersten Mann und sie will ihn rächen, glaube es mir! Sanftmütig spricht sie von ihrem Vater, ihren Brüdern, ihrem Onkel, voll Zartgefühl sind ihre Worte – nur in ihren Augen, ihren dumpfen, leeren Augen, da steht der blanke Hass. Dieser Hass fließt durch ihre Adern, ballt sich in jeder Zelle ihres Körpers. Sie birgt einen unerschöpflichen Vorrat an Hass und strahlt ihn aus, eine dunkelrote, mächtige Energie, die alle und alles zurückstößt, die in der ganzen Umgebung Unbehagen verbreitet und Furcht. Warum wohl ist sie bei den Angestellten ohne Ausnahme unbeliebt? Warum hat sie keine Freundinnen? Warum traut ihr niemand über den Weg, egal, wie honigsüß sie daherredet? Warum machen die meisten um ihr spezielles Gewächshaus einen großen Bogen? Und warum hat Roderick Angst vor ihr? Ich übertreibe nicht: Der Junge fürchtet sich vor seiner eigenen Mutter! Das sind nicht die Hirngespinnste eines überspannten Ehemannes.“

Er hatte sich in Rage geredet und als er sich aufseufzend die Haare aus dem Gesicht strich, funkelten seine Augen und seine sonst so bleichen Wangen waren rosig überhaucht. Nach einer Weile wagte sich sein Freund mit einer Frage vor:

„Warum lässt du dich nicht scheiden?“

Abermals öffneten sich die Schleusentore und ein Sturzbach sprudelte hervor:

„Mich scheiden lassen? Das wage ich nicht. Gleisnerisch ist sie, die geborene Schauspielerin, eine Expertin in Verstellung. Sie würde sich vor Gericht als blütenreine,

tragische Unschuld präsentieren, würde mich als geisteskrank hinstellen und die übelsten Gerüchte über mich in die Welt setzen. Sie würde so überzeugend auftreten, mit Tränen in den Augen, dass man ihr das Kind zusprechen und meinen würde, man hätte damit einem Adligen, dem Mitglied einer unnützen, blutsaugerischen Kaste, eine Lektion erteilt. Wie könnte ich das ertragen! Du weißt, ich habe nie im Leben zu schmutzigen Tricks gegriffen, niemals Reichtum und Namen zum eigenen Vorteil eingesetzt und könnte es selbst in diesem Fall nicht. Ich würde erstarrt und hilflos mit ansehen müssen, wie sie mit meinem Kind verschwindet, mit meinem Roderick, der mir das Liebste auf der Welt ist... Ach, Rüdiger, wir sind beide Idealisten, Romantiker, die sich nicht gut in dieser harten Welt zurechtfinden.“

Seine Stimme bebte merklich. Er griff zu dem Weinglas und trank, bevor er fortfuhr:

„Und dennoch verstehe ich, dass du in einem Zwiespalt steckst. Ganz gleich, ob du mich für überspannt hältst oder nicht, ganz gleich, wie du zu Kira stehst, du hast geschworen, mich zu überzeugen, ihr einen berechtigten Wunsch nicht zu verweigern. Objektiv gesehen ist ihr Wunsch, die Familie einzuladen, berechtigt, das muss ich zugeben, wider besseres Wissen. Du bist mein bester Freund, du hast den redlichsten Charakter und bist der treueste der Treuen. Ich möchte nicht, dass du die Achtung vor dir selbst verlierst, weil dein Ehrenwort nichtig geworden ist. Also werde ich zustimmen, dass Kira ihre Familie hier auf das Gut einlädt... Nein, keinen Dank, keine Einwände. Du würdest genauso handeln, wenn es um meine Ehre ginge, und vielleicht sind meine Befürchtungen wirklich nichts als die Grillen eines alternden Landedelmannes. Hat dieses Weib dich zusätzlich um etwas gebeten?“

Ein Schluchzen saß dem Freund in der Kehle und er brachte mit Mühe hervor:

„Du sollst den Einladungsbrief an ihre Familie mit unterschreiben.“

Er ballte seine schwitzenden Hände zu Fäusten und war ob der herrschenden Finsternis heilfroh. Vielleicht hätte Augustus sonst an seinem Gesicht ablesen können, wie unendlich er ihn liebte, wie sehr er sich in diesem Moment danach sehnte, ihn in die Arme zu nehmen, zu streicheln und zu küssen – und der Teufel hole all die dunkelhaarigen, gut ausgestatteten Jüngelchen, die er bei seinen Londontouren aufgabelte und bei denen er sich gewöhnlich sorgenvoll fragte, ob sie auch wirklich schon volljährig waren. Nein, sein Freund hätte seine Gefühle nicht verstanden, durfte nichts davon wissen (oder wusste er davon und ignorierte es beharrlich?), und so nickte er bloß schweigend, als Augustus sanft und trotzdem mit einer gewissen Selbstgefälligkeit erklärte:

„Das werde ich tun. Ich werde den Brief mit unterschreiben und für das Unheil, das daraus resultiert, mit verantwortlich sein. Meine Sippe wird sterben, Land und Leute werden vergehen... Lass uns nun ein Stündchen zusammensitzen, unseren Wein trinken und kein Wort mehr davon reden. Lass uns schweigen, wie wir es früher oft getan haben. Alles, das sage ich dir voraus, wird in Schweigen enden.“

Die beiden Männer saßen im Pavillon. Sie lauschten nicht dem verspäteten Lied eines Vogels, beobachteten nicht, wie der Witwenschleier der Nacht den allerletzten Schein des Tages erstickte, rochen nicht den Duft der weißen Blumenkelche, den der Wind in ihre Richtung wehte. Sie waren jeder für sich versunken in einem ganz eigenen Universum des Schmerzes. Am Ende erhob Lord Attlin abermals seine Stimme:

„Ehre. Ja... Ehre. Ich habe immer Verständnis und Mitgefühl für diese jungen islamischen Terroristen aufgebracht. Sie klammern sich verzweifelt an eine Vorstellung von Ehre, die längst obsolet geworden ist. Sie greifen verbissen nach einem Wort, das längst verfault ist, von der Vernunft verhöhnt, unter westlichen Stiefelsohlen zermalmt wurde. Für solch einen verächtlichen Popanz wie Ehre nehmen sie die schlimmsten Tragödien in Kauf. Was für eine Narrheit und was für ein Mut, nicht wahr, mein Rüdiger, mein treuer Vasall?“

Der Angesprochene dachte verzweifelt:

„Morgen werde ich dir zustimmen. Morgen. Heute fühle ich nichts weiter als die Liebe zu dir, mein blaublütiger Schatz, und neben ihr hat kein Ding in der Welt Bestand. Es tut so weh, Augustus. Es tut so weh.“

Er äußerte kein Wort.

*

„Lieber Papa, lieber Onkel Hagen, lieber Gabriel, lieber Gerald,
Diese Einladung schicken wir Euch nicht als Email und auch nicht per SMS, sondern ganz altmodisch in Form eines langen, mit der Hand geschriebenen Briefes. Eure Kiki hat sich damit viel Mühe gegeben! Mein geliebter Gatte und ich hoffen, dass Ihr alle vier gesundheitlich wohlauf seid und ein glückliches, an Pflichten und noch mehr an Freuden reiches Leben führt. Wie viele Jahre hindurch haben wir nichts oder bloß flüchtig voneinander gehört, und das war allein meine Schuld. Aber ich verspreche Euch: Ab jetzt soll es anders sein!

Deswegen möchten wir Euch alle zu einem ausgedehnten Besuch auf unser Gut in Shropshire einladen. Shropshire ist, was die wenigsten Leute wissen, ideal für eine Auszeit. Es ist der Geburtsort der industriellen Revolution. Viele interessante und pittoreske Plätze hier warten darauf, entdeckt zu werden, z.B. die Gletscherseen von Ellesmere. Bestimmt wisst Ihr nicht, dass Shropshire mehr Stunden mit Tageslicht hat als jeder andere Ort in Großbritannien – und so werdet Ihr mehr Zeit haben, um die Schönheiten der friedlichen Landschaft zu genießen. Vor allem aber werdet Ihr die Zeit nutzen können, um unser großartiges Mustergut zu erkunden. Für das Gut konnte mein geliebter Mann im vergangenen Jahr einen Preis für ökologische Effizienz aus den Händen von Prinz Charles entgegennehmen. Und Ihr werdet unseren Sohn Roderick kennen lernen!

Liebster Papa, sehnst Du Dich nicht danach, Deinen ersten Enkel in die Arme zu schließen? Jedenfalls freut sich der kleine Roderick schon riesig auf seinen Großvater. Immerzu spricht er von Dir. Sein Großvater väterlicherseits ist bereits vor seiner Geburt gestorben, also hat er nur einen Opi und dem möchte er so gern seine Sammlung von Rittern aus Zinn und seine Burg zeigen. Roderick möchte mit ihm spielen und von ihm Geschichten erzählt bekommen. Er ist auch schon ganz gespannt auf seinen Großonkel und seine anderen zwei Onkel, die Brüder seiner Mutter. Roderick ist ein entzückender, aufgeweckter Junge, der uns nur Freude bereitet. Ihr werdet ihn lieben und Ihr werdet Gut Attlin lieben. Hier gibt es Felder und Wiesen und Wälder, Gewächshäuser und Ställe, Gemüse- und Blumenbeete – und nicht zu vergessen die berühmten Shropshire-Schafe. Das Gut ist nicht weit entfernt von der Marktstadt Whitchurch, in der es lebhafter zugeht, als ihr es Euch vielleicht ausmalt. Wir fahren zwar zwei- bis dreimal im Monat nach London und genießen das Shopping und die kulturellen Möglichkeiten, sind aber sehr froh, wenn es Zeit ist, auf das Gut zurückzukehren. Wir arbeiten gern in der Natur!

Stell Dir vor, liebster Papa: Deine Tochter hat sich zu einer richtigen Landfrau entwickelt! Sie lässt es sich hier zu jeder Jahreszeit gut gehen, sie kümmert sich um die Haustiere (drei Meerschweinchen, zwei Katzen, die meist „auf der Pirsch“ sind, nebst diversen Hasen), hegt und pflegt die Pflänzlein, die in ihrem Gewächshaus gedeihen, und sie ist ganz vernarrt in jedes Kräutlein, das duftet und mundet.

Die hiesige Natur mit ihren kleinen und großen Geheimnissen, die neu erschlossenen Wissensgebiete und vielfältigen Aufgaben, ein Ehemann, der ein Muster an Liebenswürdigkeit und Verständnis ist, und nicht zuletzt ein wundervoller Sohn – das alles

hat zusammengewirkt, damit sich die Wunden der Vergangenheit schließen und vernarben konnten, und damit die Freude von neuem in mein Herz eingekehrt ist. Nur eines liegt mir noch auf der Seele – nein, auf unserer Seele, denn mein Mann empfindet mit mir: Wir sehnen uns nach der Aussöhnung mit Euch. Seid versichert, ich hege keinerlei Groll mehr gegen Euch, auch nicht gegen Dich, lieber Onkel Hagen. Lasst uns die Anschuldigungen, die Streitereien vergessen, lasst uns die Vergangenheit begraben. Wir wollen künftig zusammenhalten, wie jede gute Familie zusammenhalten sollte.

Darum kommt bitte alle! Besucht uns! Papa, Onkel Hagen, Gabriel, Gerald – macht uns die Freude und erscheint vollständig. Keiner soll sich ausschließen, keiner soll zurückbleiben. Nehmt Euch Urlaub und reist für zwei oder auch mehr Wochen (je mehr, desto besser!) zu uns. Einigt Euch untereinander auf einen Termin. Wir sind flexibel und brauchen Euch keine Vorgaben zu machen. Papa, Dein Enkel fragt beständig, warum sein Opa nichts von ihm wissen will. Er wird jubeln, wenn er hört, dass Du ihn besuchen kommst! Und Gabriel, man hat uns berichtet, dass Du gerade über Deiner Doktorarbeit brütest. Auf dem Gut wirst Du die Ruhe finden, die für eine intensive Geistestätigkeit unerlässlich ist. Gerald, wir sind davon überzeugt, dass Du als bildender Künstler von der pittoresken Umgebung hier begeistert sein wirst. All die Kanäle, Sümpfe, Torfmoore, die Industriedenkmäler und mittelalterlichen Städtchen werden Dich inspirieren. Und Onkel Hagen, lieber Onkel Hagen, wünschst Du Dir nicht auch, dass die Familie endlich ausgesöhnt und vereint ist? Dass es kein böses Blut mehr zwischen uns gibt und wir uns die Hände reichen und Frieden schließen? Natürlich wünschst Du es Dir. Für Dich ist – wie für mich – Familie das heiligste Gut. Und deshalb eile zu uns und entziehe Dich nicht, wenn alle anderen kommen!

Darum, aus diesen gewichtigen Gründen, erneut die Bitte an Euch Vier, eine Reise zu unserem Gut nach Shropshire zu unternehmen. Selbstverständlich werden wir Euch die Kosten erstatten. Einigt Euch erst einmal auf einen gemeinsamen Termin und das Weitere klären wir telefonisch. Lieber Papa, Deine Kiki wird dich in zwei Wochen anrufen. Bis dahin müsstet Ihr diesen altmodischen Brief längst in den Händen halten und Euch zur Genüge beraten haben. Bemüht Euch zu uns! Erst wenn sich die Familie zusammengefunden hat, wenn Groll und Misstrauen restlos verschwunden sind und wenn der kleine Roderick seinen Opa, seinen Großonkel und seine beiden Onkel kennen gelernt hat, wird das Glück vollkommen sein.

Eure Euch alle liebende Kiki, Euer und der kleine Roderick“

Lord Attlin ließ den Brief sinken und starrte fassungslos in das lächelnde Gesicht seiner Frau, die ihm den Kugelschreiber hinstreckte.

„Du musst nur noch hier am Ende unterschreiben, damit ich den Brief abschicken kann. Per Einschreiben. Wir wollen doch nicht, dass er verloren geht.“

Er setzte zum Schreiben an und zögerte. Sein Geist war in Aufruhr. Gedanken und Fragen jagten einander, kreuzten und überlagerten sich, tauchten auf, vergingen, wiederholten sich – und hinter ihnen lauerte eine eisige Gewissheit: Jedes Wort des Briefes war eine Lüge, nur darauf abgestellt, die Burmeisters auf das Gut zu locken. Seit wann nannte sich Kira wieder Kiki? Seit wann fragte Roderick nach seinem Großvater? Seit wann waren sie eine glückliche Familie? Seit wann dachte Kira liebevoll an ihre eigene Familie? Seit wann verspürte sie den Wunsch, sich mit ihren Verwandten – und besonders mit ihrem Onkel Hagen – auszusöhnen? Seit wann hatte sie sich diesen umgänglichen, geradezu warmherzigen Ton zugelegt? Lügen, alles Lügen! Schamlose, abgefeimte Lügen, kunstfertig appliziert, um die Burmeisters auf das Gut zu locken – und zu töten. Mit Schaudern dachte er an die Nächte zurück, in denen er schlaflos neben ihr gelegen hatte und hören musste, wie sie mit den Zähnen geknirscht und Unverständliches, aber dem Ton nach entschieden Feindseliges gemurmelt hatte. Und was sie

über Roderick schrieb, auch das hatte nichts mit der Wahrheit zu tun. Roderick war ein Ausbund an Schüchternheit. Er taute nur auf, wenn er seine Großtante Susan, die zusammen mit Sohn und Schwiegertochter und deren sechs Kindern auf einem Gut bei Salisbury lebte, besuchen konnte. Nach dem Großvater mütterlicherseits hatte er nie gefragt, warum sollte er auch, schließlich hatte ihm seine Mutter nie etwas von ihm erzählt... Aber Kiras krasseste Lüge, das war der Wunsch nach der Aussöhnung mit ihrem Onkel. Aussöhnen? Bei den seltenen Gelegenheiten, da sie ein Wort über ihn verloren hatte, war Hass in ihren mit einem Male klaren Augen aufgeflammt. Hass hatte ihre Mundwinkel nach unten gezerrt und durch jede Pore ihres Körpers dünstete dieser Hass aus gleich einem giftigen Miasma. Es war mehr als offenkundig, dass sie die Burmeisters auf das Gut locken und abschlachten – oder eher vergiften – wollte. Jedenfalls war es für ihn offenkundig. Und er hatte sich Rüdiger gegenüber verpflichtet... Wie geduldig sie jetzt wartete, wie mild sie ihn bäugte und ihm den Kugelschreiber anbot. Verstellung, nichts als Verstellung. Ein Ungeheuer, das war sie, und den Taten dieses Ungeheuers leistete er Vorschub... Nein, er musste auf Rüdiger Rücksicht nehmen, auf dessen Ehre, auf seine eigene Ehre – und deswegen seufzte er einmal tief und jammervoll auf und unterschrieb den Brief.

*

„Du bist verrückt, wenn du von diesem Geschreibsel ein einziges Wort glaubst!“ Breitbeinig stand Hagen in der Mitte des Wohnzimmers. Eine Ader pochte an seiner Schläfe, er hatte die Arme vor der muskulösen Brust gekreuzt und blickte ungläubig, fassungslos auf seinen Bruder nieder, der es sich auf dem schwarzen Ledersofa bequem gemacht hatte und ihn, kurzatmig schnaufend, aus hinter Fettwülsten versunkenen Äuglein empört anblitzte:

„Warum soll ich diesem wohlgesinnten Brief misstrauen? Beweise mir hieb- und stichfest, dass irgendetwas damit nicht stimmt! Das kannst du nicht beweisen, und deswegen werde ich mein Enkelchen in die Arme schließen... und mich mit meiner Tochter aussprechen... und die Bekanntschaft mit meinem Schwiegersohn auffrischen. Ich werde sie auf ihrem Gut besuchen... wie es sich für einen Vater und Großvater geziemt... und wie es auch mein Herzenswunsch ist... und meine Söhne werden mich begleiten... nicht wahr, Gabriel und Gerald, ihr werdet mich begleiten?“

Er spähte zu Gabriel herüber, der, groß und ernst, mit Anzug und Krawatte korrekt gekleidet, in einem der Sessel saß. Die Haare trug er streichholzkurz – als wäre ihm ihr auffälliges Rot peinlich, wenngleich nicht so peinlich, dass er sie färben würde. Auf den Knien balancierte er einen Laptop und die langen, knochigen Finger glitten über die Tastatur. Zu den Worten des Vaters nickte er einmal kurz und sachlich, ohne die Arbeit zu unterbrechen. Der schwächliche Gerald, bei dessen Anblick Hagen oft an einen boshaften Troll denken musste, lümmelte in dem zweiten Sessel. Er hatte die Beine auf den Couchtisch gelegt, skizzierte wie immer irgendetwas auf seinem Zeichenblock und plärrte:

„Hey, Paps, geht klar. Wir fahren alle nach England zu Kiki. Hab´ mich schon im Internet schlau gemacht: Ist `ne coole Gegend dort.“

„Ihr Dummköpfe!“

Hagen schüttelte seinen grauhaarigen Kopf und schloss für einen Moment genervt die Augen.

„Merkt ihr nicht, wie falsch dieser Brief klingt? Dieser sentimentale Appell an das Großvater-Herz, dieses Hervorheben der touristischen Highlights, dieses Ausmalen eines idyllischen Familienlebens auf dem Land – all das soll uns nach Shropshire locken. Uns in Sicherheit wiegen, uns glauben machen, es gäbe eine Versöhnungsfeier. Es wird keine Versöhnungsfeier geben. Ganz im Gegenteil. Wenn wir auf dem Gut sind, hat Kira endlich die Gelegenheit, das, was sie uns einst angedroht hat, in die Tat umzusetzen. Sie wird uns

töten – und bei den Kenntnissen in Chemie und Botanik, die sie sich angeeignet hat, bedeutet das: uns vergiften. Verschlagen ist sie und hinterhältig.“

Gabriel räusperte sich. Er speicherte sorgfältig das eben Geschriebene ab und fuhr den Laptop herunter. Nüchtern und gemessen sprach er – ein Anwalt für Steuerrecht, wie er im Buche steht.

„Ich denke, du übertreibst, Onkel Hagen. Gut Attlin ist keine düstere Burg und liegt nicht in den einsamen schottischen Highlands. Meine Schwester hat sich nicht in eine Lady Macbeth verwandelt und schleicht nicht mit einer Phiole voll Zyankali durch die Gänge. Diese Vorstellung ist grotesk. Bedenke, wie viel Zeit inzwischen vergangen ist. Sie hat einen liebenswürdigen Ehemann, einen vielversprechenden Sohn, lebt komfortabel und will sich mit uns versöhnen. Was soll daran falsch sein? Ich meine, es spricht nichts dagegen, ihr den Wunsch zu erfüllen. Verzeih, dass wir schon ohne dich unsere Terminkalender verglichen haben. Im Spätherbst, irgendwann im November, können wir alle eine Woche für einen Besuch erübrigen. Dann habe ich auch die Hauptarbeit an meiner Dissertation beendet.“

Gerald warf spitz ein:

„Nun, Onkelchen, du brauchst ja nicht mitzukommen! Paps will zu seinem Enkel, und Gabriel und ich werden ihn begleiten. Punktum. Wenn du glaubst, man kann die Kanzlei nicht für eine Woche dem guten Dr. Lehnert, der schon oft den Stellvertreter gemacht hat, überlassen, oder wenn du Angst vor Kiki hast, dann bleib eben hier.“

„Du nennst mich keinen Feigling! Du nicht!“

Hagens Gesicht hatte sich dunkelrot gefärbt. Er pflanzte sich drohend vor Gerald auf und ballte die Faust.

„Ich verbitte mir diesen Ton, du... du Giftbolzen.“

Der so Titulierte grinste, drehte geschwind den Zeichenblock um und präsentierte allen Anwesenden das Gezeichnete. Es war eine gelungene Karikatur von Hagen: mit einem übertrieben muskulösen Oberkörper, einem zum Brüllen aufgerissenen Mund, Blitzen, die aus den Augen zuckten, und Gewitterwolken, die aus den Ohren quollen. Der Karikierte schnappte nach Luft. Ehe der Streit eskalieren konnte, mischte sich Günther mit klagender Stimme ein:

„Ich möchte meinen Enkel sehen, ich möchte meine Tochter sehen... Denke nicht immer das Schlimmste von den Menschen, Hagen. Sei nicht so ein Pessimist... Kiki ist ein liebes Mädchen. Ich freue mich sehr auf das Familientreffen... und das darf ich auch, denn wir haben ihr nichts getan... Bei dir ist das etwas anderes. Du hast ihren ersten Mann in den Tod getrieben... na ja, zumindest seinen Tod billigend in Kauf genommen. Also bleibe hier, wir werden sagen, dass du dich um die Kanzlei zu kümmern hast... Verstehe, ich sehne mich nach meinem Enkel!“

Hagen unterdrückte ein Stöhnen und wurde von einem Gefühl der Ohnmacht überschwemmt. Würden diese offenen Vorwürfe und versteckten Anspielungen niemals enden? Sollten sie sein ganzes Leben weitergehen? Sein Bruder hatte es sich leicht gemacht. Er hatte die ganze Schuld auf ihn abgewälzt und fühlte sich dabei äußerst wohl. Nun, Kira würde das anders sehen. Sie würde zwar ihn, Hagen, am grausamsten bestrafen, aber auch die anderen nicht verschonen. Warum, zum Teufel, verstanden sie nicht, dass es Menschen gab, die den Wunsch nach Rache über Jahrzehnte in ihrem Herzen nähren konnten, ohne dass sich an ihm das Geringste änderte? Vielleicht erschreckte es sie zu sehr und sie wollten es nicht begreifen. Dummköpfe. Er beschied ebenso grimmig wie entschlossen:

„Wenn ihr Kira besuchen wollt, dann werde ich mit euch fahren. Ich lasse mir nicht Feigheit nachsagen, und außerdem habe ich die Familie nie im Stich gelassen und werde es auch nie tun. Wenn ihr euch weigert einzusehen, dass der Brief nichts als eine Finte ist, mit der euch

Kira zu sich locken will, dann schließe ich mich euch wider besseres Wissen an und werde versuchen, euch auf dieser Reise zu beschützen. Wir als Familie werden alles gemeinsam durchstehen und notfalls auch gemeinsam sterben.“

Gerald kicherte böse:

„Klingt das nicht ein wenig pathetisch, lieber Onkel? Ein wenig nach Literatur? Nach edlen Rittern und Mittelalter?“

Dieses Mal ließ sich Hagen nicht provozieren. Er warf Gerald einen resignierten Blick zu und antwortete ruhig:

„Nein, mein Junge. Das ist weder pathetisch noch romantischer Unsinn. Ihr werdet noch merken, wie Kira wirklich ist. Ich bin kein Schwarzseher, keine alte Unke, die sich in ihre eigene Realität eingesponnen hat. Selbst wenn ihr darüber lacht: Ich bin davon überzeugt, dass keiner von uns diese Reise überleben wird. Keiner. Und trotzdem ist es für mich eine Selbstverständlichkeit, euch zu begleiten und auf euch, so gut es geht, aufzupassen.“

Er verließ den Raum. Gerald kicherte erneut und warf ein:

„Ist ein bisschen schrullig geworden, der Onkel, nicht wahr?“

8. Kapitel: Die Ankunft

Während die in der hohen Halle wartenden Menschen schwiegen, meldete sich die Natur lautstark zu Wort. Ein Unwetter wütete um das nach dem letzten Brand vor dreißig Jahren, der den Dachstuhl und einen Teil des obersten Stockwerkes vernichtet hatte, originalgetreu hergerichtete Gutshaus. Vor der hinter goldbraunen Samtvorhängen verborgenen Fensterfront tobte sich ein Novembersturm nun schon seit Stunden aus und wollte und wollte nicht nachlassen. Der Wind pfiß um die Ecken, fuhr in den Schornstein und rüttelte an der Eingangstür. Im Rhythmus der Böen prasselte der Regen mit solchem Getöse gegen die Scheiben, dass es schien, als läge es in seiner Absicht, das Glas zu sprengen. Es gelang ihm nicht, in die Festung vorzudringen. Einzig der Kamin bot dem rauen Wetter einen beschränkten Einlass, und so protestierten die brennenden Scheite mit Knistern und Knacken gegen die Zudringlichkeit des Windes. Die riesige Standuhr aus Ebenholz, welche von ihrem Platz neben dem Kamin aus die Halle beherrschte, blieb völlig unbeeindruckt und verkündete mit unheilvollem Ticken das Verrinnen der Zeit. Tick... sie vergeht. Tack... sie vergeht. Tick... der Tod kommt. Tack... und holt dich bald.

Das turbulente Wetter machte sich nicht bloß lautstark bemerkbar, sondern beeinflusste darüber hinaus das Innere der Halle auf subtilere Weise. Das Licht der Stehlampe zitterte und die auf dem Schirm abgebildeten Jagdszenen bekamen eine unheimliche Lebendigkeit. Die Hunde schienen zu springen, die Pferde zu traben und die Reiter im Sattel hin und her zu rücken. Das Licht der drei über dem endlos langen Tisch hängenden Tiffany-Ampeln zuckte kränklich. Die in regelmäßigen Abständen auf der Galerie angebrachten Lampen, von denen nur jede zweite brannte, wurden mal heller, mal dunkler, und die Wandleuchten rechts und links des Eingangs, die von der Halle aus zu sehen waren, weil die Tür zur Diele offen stand, verbreiteten einen ängstlich flatternden Schein. Einzig die modernen Punktstrahler, welche die beiden gekreuzten Langschwerter über dem Kamin illuminierten, erfüllten ihre Aufgabe unbeirrt, wie es ihre Pflicht war.

Die Standuhr aus Ebenholz schnarrte und entließ aus ihren ehernen Lungen zehn wuchtige Schläge, die dröhnten und hallten und so klar und tief und zugleich so ominös klangen, dass Lord Attlin – ungeachtet dessen, dass sie ihm von Kindheit an vertraut waren – zusammenfuhr. Für einen Moment stockte ihm der Atem. Er schaute besorgt zu Roderick hin,

der, in eine Decke gewickelt, neben ihm auf dem Sofa lag und schlief. Der Junge schlummerte ruhig. Gleichmäßig hob und senkte sich seine Brust. Die dichten, farblosen Wimpern blieben fest geschlossen. Der Vater zog die Woldecke noch ein Stückchen höher. Gern, zu gern hätte er die Hand auf den Rotschopf des Sprösslings gelegt. Er unterdrückte den Impuls, um ihn nicht zu wecken. Nachdem der letzte, feierlich mahnende Schlag der Uhr verklungen war, seufzte er und strich sich eine silberne Strähne aus der Stirn. Ihm war aufs Neue bewusst geworden, dass ihm die Uhr verhasst war wie kein anderes Möbelstück in dem Gutshaus. Wäre sie kein Erbstück, das zu einem unverzichtbaren Glied in der Kette der Familientraditionen geworden war, hätte er sie schon längst eigenhändig in ein Auktionshaus geschafft. Zu dumpf, zu schwer und mit erbarmungsloser Eintönigkeit schwang das Pendel; zu laut, zu beklemmend und mit brutaler Schärfe klangen die Stundenschläge. Sie gemahnten noch den Oberflächlichsten, den Heitersten an das unabwendbare Verfließen der Zeit, das Verrinnen des Lebens. Manchmal kam es ihm vor, als würde die Uhr ein geisterhaftes Eigenleben führen, und ihn schauderte.

Lord Attilin warf einen Blick auf seine Frau, die im Lehnstuhl saß und las. Es drängte ihn, sie zu fragen, wo denn ihre Verwandten blieben, schließlich war es schon 22 Uhr, und wenn sie nicht bald kämen, müsste er den Jungen zum Schlafen in sein Zimmer bringen. Er gab diesem Impuls nicht nach, sondern schwieg und rührte sich nicht. Wie konnte sie wissen, wo sich ihre Familie gerade befand? Obwohl... sie besaß die Handynummer ihres Vaters und hätte ihn anrufen können, aber vielleicht saß ihr Vater gerade am Steuer des Wagens, und eigentlich hätten auch die Burmeisters schon längst anrufen und melden können, wo sie sich gerade befanden... Ach, besser nicht darüber nachgrübeln. Besser nicht seiner Frau Gelegenheit zu einer sarkastischen Antwort geben. Sie würde darauf bestehen, dass der Junge hier unten blieb, sie würde ihn verletzen, seinen Widerstand brechen, seinen Protest ersticken. Er besaß nicht mehr viel Energie, die er ihr entgegensetzen konnte. Eigentlich gar keine mehr. Nach der Unterschrift unter die Einladung war seine innere Kraft versickert. Übrig geblieben war die Ergebung in ein seinem Empfinden nach äußerst tragisches Schicksal, das in Kiras Gestalt erschienen war. Kira als eine der Moiren. Es war zum Lachen und zum Weinen zugleich, aber er fühlte sich so umfassend und unabänderlich schwach, dass er sich dafür selbst verachtete. Keiner seiner Vorfahren hätte derart vor seiner Frau gekuscht.

Wie von einem Magneten angezogen, hefteten sich seine Augen an die ihm Angetraute. In marmorner Ruhe saß sie im Lehnstuhl. Das unruhige Licht der Stehlampe hob den bis zum letzten Knopf geschlossenen Laborkittel aus dem umgebenden Dämmer mal mehr, mal weniger deutlich hervor. Das Licht ließ das Weiß des Leinenstoffes aufglänzen, es verlieh der Haut der Hände einen kränklichen Ton, es förderte den Text der aufgeschlagenen Seite des auf ihrem Schoß ruhenden botanischen Buches zutage und präsentierte die zart kolorierte Abbildung einer Varianten der Herbstzeitlosen. Kiras Gesicht lag im Schatten und das war gut. Ihr Mann wusste auch so, dass sie die Nasenlöcher gebläht und die Lippen zusammengepresst hatte, und dass wie üblich eine scharfe Falte zwischen den Augenbrauen stand. Er fühlte förmlich ihre Aura, die zusammengefügt war aus unterdrücktem Zorn, intensivstem Widerwillen und gnadenloser Entschlossenheit. Er fühlte sie – oder bildete es sich ein.

Ein leichtes Seufzen, ein Abwenden, ein zärtlich-besorgter Blick auf das Kind. Wenn bloß Roderick in den kommenden Tagen nichts passierte! Bestimmt würde ihm niemand absichtlich schaden wollen, aber was war, wenn er durch einen fatalen Zufall in das Zentrum einer Auseinandersetzung geriet? Sollte er, Lord Attilin, selbst verletzt oder gar getötet werden, wäre es für ihn ohne Belang, er würde es gleichmütig hinnehmen, nicht anders als seine Vorfahren, welche den Wechselfällen der Kriege die Stirn geboten und den Tod mit

einem Schulterzucken akzeptiert hatten. Nein, korrigierte er sich, sein Tod wäre nicht unerheblich. Dem Jungen musste der Vater erhalten bleiben. Wer sonst sollte ihn schützen und ihn umsorgen? Wie häufig in letzter Zeit meldeten sich Kopfschmerzen und er ließ beide Zeigefinger an den Schläfen kreisen und sagte sich bitter, dass solche Kopfschmerzen wohl unvermeidlich waren. Wie sollte sein armer Kopf anders reagieren? Ein Unglück drohte. Eine Katastrophe. Nichts würde sie aufhalten, niemand sie verhindern können – erst recht nicht er. Unvermittelt fabrizierte sein schmerzender Kopf ein Bild, eine Halluzination, die ihn bannte und ihm Herzklopfen verursachte. Er sah im Geist einen Mann, der an einer steilen Bergwand stand und unverwandt hochschaute. Der Mann konnte die Augen nicht abwenden von einem riesigen Felsbrocken, der auf der Kante balancierte. Bewegte er sich nicht, schwankte er nicht? Es war nur eine Frage der Zeit, bis er fallen und den unten Stehenden zermalmen würde, doch der Betrachter konnte sich nicht rühren, konnte bloß den Stein inspizieren und darauf warten, dass er fiel und ihn unter sich begrub.

Ein lauter Donnerschlag ertönte und Lord Attlin zuckte zusammen. Seine Nervosität gewann die Oberhand, Vernunft und Zurückhaltung verflüchtigten sich und er zischte seiner Frau die Frage zu, die ihn seit Tagen umtrieb:

„Warum hast du Miss Morrison gerade jetzt Urlaub gegeben?“

Kira drehte den Kopf in seine Richtung, ohne dass sich dabei ihre Schultern und der Oberkörper verschoben. Dies verlieh ihrer Bewegung etwas Mechanisches und sie wirkte wie ein Apparat, der einem Menschen nur unvollkommen ähnelte. Wie ein Roboter oder wie eine Marionette. Für ihren Mann war diese Bewegung zutiefst verstörend, zutiefst unheimlich. Kiras Zischen klang schärfer und zugleich beherrschter als seines.

„Sie wollte ihre Mutter zu einer Kur begleiten. Hast du das vergessen? Ich habe es dir bereits dreimal gesagt.“

„Und warum ist keiner unserer Angestellten hier, wenn wir Besuch bekommen? Warum schläft heute und in den nächsten Tagen keiner der Angestellten im Haus?“

„Da sprach dies und das dagegen... Aber das habe ich dir ebenfalls schon dreimal gesagt. Hast du nicht zugehört? Jedenfalls brauchst du nicht um das Wohl der Gäste besorgt sein: Morgen um sieben Uhr kommen die Köchin und das Hausmädchen. Der Hausbursche erscheint eine Stunde später zur Arbeit. Alle drei werden mindestens bis 21 Uhr bleiben, und daran wird sich in den nächsten zwei Wochen nichts ändern. Also kein Grund, nervös zu werden. Unseren Gästen wird es an nichts fehlen.“

„Warum übernachtet nicht wenigstens der Hausbursche hier?“

„Weil er sich um seinen gebrechlichen Großvater kümmern muss. Nun gib Ruhe. Wir beide werden es schon schaffen, die Gäste zu empfangen, ihre Bewirtung sicherzustellen, sie zu unterhalten und so mit ihnen zu verfahren, wie sie es verdient haben.“

Mit Grauen bemerkte er, dass sie schmunzelte und ihre Schultern vor unterdrückter Heiterkeit zuckten. Das war zu viel für ihn und rasch barg er sein Gesicht in den Händen. Gleichmäßig und aufdringlich tickte die Uhr. Als er es endlich wagte, die Hände sinken zu lassen und in ihre Richtung zu schielen, hatte sie sich erneut ihrem Buch zugewandt.

Tick. Kein Frieden. Tack. Gedanken, die sich drehten wie ein Karussell, das sich nicht anhalten ließ. Tick. Nervöses Zittern. Tack. Die Kopfschmerzen waren stärker geworden, sein ganzer Körper vibrierte und er spürte, wie eines seiner Augenlider zuckte. Tick. Tack. Tick. Tack. In ihm kämpften die widersprüchlichsten Regungen miteinander. Warum nicht aufstehen? Warum nicht hin und her laufen? Oder in das kleine Büro im ersten Stock gehen und ein paar Rechnungen überprüfen? Nein, unmöglich, nicht bei dieser Unruhe und bei diesen Kopfschmerzen. Dann lieber schreien und schreien, bis die Kehle wund war, bis die Stimme versagte. Oder besser noch: das Kind hochzerren, mit ihm hinausrennen, hinaus in

den Sturm, in den Regen, in die Dunkelheit, den Geländewagen holen und mit Roderick wegfahren, weit, weit wegfahren, irgendwohin, wo Kira nicht war, wo Sicherheit war.

Er seufzte tief, und um sich abzulenken, hob er ein Buch vom Boden auf, das vom Sofa gerutscht war. Es war eine Rittergeschichte für Kinder, aus der er Roderick vor einer Stunde vorgelesen hatte, um ihn zum Einschlafen zu bewegen. Sie war für einen Fünfjährigen im Grunde zu anspruchsvoll und als Gutenacht-Geschichte zu aufregend, aber der Junge war seinem Alter weit voraus und er war ganz vernarrt in alles, was mit Rittern, mit Burgen und Turnieren zu tun hatte. Lord Attlin öffnete das Buch an der Stelle, an der ein Lesezeichen aus blauem Glanzpapier eingelegt war, das sich beim Sturz auf den Boden zum Glück nicht verselbstständigt hatte. Er las:

„Und Ethelred, der wackere Ritter, zögerte nicht, sondern betrat die Höhle mit gezücktem Schwert. Nach wenigen Schritten fand er sich einem riesigen grüneschuppten Drachen gegenüber. Der Drache schlief und stieß bei jedem Ausatmen ein merkwürdiges Quietschen hervor, das wie das Jammern der Verdammten klang...“

Was war das? Ertönte da nicht durch das Sausen des Windes und Trommeln des Regens hindurch ein ebensolches Quietschen, ein ebensolches Jammern? Im ersten Schreck klappte er das Buch – mit dem Lesezeichen immer noch an der richtigen Stelle - zu und blickte wild um sich. Nichts Außergewöhnliches war zu entdecken. Sein Sohn schlief, seine Frau las und die beiden gekreuzten Langschwerter seiner Ahnen an der Wand blinkten beruhigend in dem Schein der Punktstrahler.

Er zog die Schultern hoch, beschämt angesichts seiner Ängstlichkeit, öffnete erneut das Buch und las weiter:

„So vorsichtig sich Ethelred auch bewegte, der Drache musste im Schlaf seine Anwesenheit bemerkt haben, denn er öffnete ein gelbes Auge und richtete es mit äußerster Bosheit auf ihn. Er öffnete das zweite Auge und erhob sich langsam von dem Berg aus güldenen Talern, Perlen und Edelsteinen, auf dem er gelegen hatte. Durch diese Bewegung löste sich ein einzelner großer Smaragd und fiel mit einem eigenartigen Klackern vor dem Ritter auf den Boden...“

Himmel und Hölle, dieses Geräusch eben, was war das gewesen? War das nicht ebenfalls ein eigenartiges Klackern gewesen, dort draußen vor der Tür? Er fuhr wieder zusammen, stärker als beim ersten Mal. Sein Herz klopfte wie rasend. Er schalt sich einen Hasenfuß und zwang sich, die Augen abermals auf das Buch zu richten.

„Der Drache hatte sich vor seinem Schatz in voller Größe aufgebaut. Im Vergleich zu ihm wirkte der Ritter winzig. Trotzdem verließ ihn sein Mut nicht. Nun öffnete der Drache sein Maul und stieß einen Feuerstrahl aus, den er direkt auf den Eindringling richtete. Ethelred riss seinen Schild hoch und konnte mit ihm die Flammen abwehren. Dabei wurde jedoch der Schild so heiß, dass ihn der Wackere nicht länger halten konnte, und der Schild fiel zu Boden. Als der Drache dies sah, funkelten seine Augen. Er stieß ein schrilles Triumphgeheul aus...“
Die Klingel an der Haustür gellte los.

Fast hätte Lord Attlin ein ähnlich schrilles Geheul ausgestoßen. Er sprang auf. Das Buch fiel zu Boden. Das Lesezeichen flatterte unter das Sofa. Ächzend presste er die Rechte auf sein Herz. Beide Lider zuckten wie verrückt. Sein Sohn öffnete die Augen einen Spalt und murmelte verschlafen:

„Papa, was ist los?“

Seine Frau fragte lächelnd:

„Möchtest du nicht öffnen und unsere Gäste willkommen heißen, wie es sich für einen noblen Hausherrn geziemt? Lass sie nicht in diesem fürchterlichen Wetter vor der Tür warten!“

Der Schock saß tief. Die Courtoisie saß noch tiefer. Zitternd und mit weichen Knien wankte er zur Haustür. Seine unsichere Hand tastete nach den Riegeln und es bedurfte mehrerer Anläufe, um sie zurückzuschieben und die Tür aufzutun. Sofort fegte der Wind in die Diele, ließ das Deckchen unter dem Kerzenständer auf dem Garderobentisch flattern, jaulte und fauchte. Dicke Regentropfen platschten auf das Schachbrettmuster des Granitfußbodens. Drei Menschen wuchsen empor aus der Dunkelheit, aus dem Chaos. Sie hatten sich unter einem riesigen Schirm zusammengedrängt, aber trotz des breiten Schutzdaches troffen ihre Mäntel, ihre Haare, ihre Haut vor Nässe. In der trüben, kalten Beleuchtung des Eingangsbereichs wirkten ihre Gesichter wie die Gesichter von Wiedergängern.

Lord Attlin würgte ein „Bitte, kommt herein!“ hervor. Prompt erschien ihm seine Aufforderung zu barsch und er fügte hinzu:

„Willkommen hier in unserem Hause! Tretet frei und freiwillig ein!“

Er erstarrte, als hätte ihn sein Willkommensgruß in Stein verwandelt. Die drei Menschen folgten der Einladung. Sie brachten Wasser, Schmutz und Lärm mit, sie polterten und rumpelten, sie schlepten Taschen und Koffer. Als der geplagte Hausherr die Tür zudrücken wollte, meinte einer:

„Die Tür muss noch offen bleiben. Onkel Hagen ist beim Auto und holt das restliche Gepäck aus dem Wagen.“

Er schüttelte sich, so dass das Wasser bis zu den Wänden spritzte, und fügte hinzu:

„Du kannst dir nicht vorstellen, lieber Schwager – du bist doch mein Schwager, ich erkenne dich von der Hochzeitsfeier wieder -, was Onkel Hagen alles mitgebracht hat. Es ist einfach unvorstellbar! Er hat fast seinen gesamten Hausrat hierher geschleppt, samt Feuerlöscher und Strickleiter.“

Der zweite junge Mann verbeugte sich höflich und der dritte, ein dicker, alter Mann, sagte gar nichts, sondern war vollauf mit Pusten und Schnaufen beschäftigt.

Schirm, Mäntel und Stiefel fanden Quartier an der Garderobe. Das Gepäck gesellte sich zu ihnen. Filzpantoffeln wurden verteilt, abermals Begrüßungsformeln ausgetauscht, und schließlich war es so weit, dass Lord Attlin – immer noch aufgelöst, immer noch schreckhaft – mit einer fahrigten Geste und einem gestotterten „Bitte, geht schon voraus.“ den Weg von der Diele zur Halle weisen konnte. Er selbst verkeilte mit ungelenten Bewegungen die Eingangstür, damit der Nachzügler nicht zu klingeln brauchte, die Tür aber auch nicht gegen die Wand krachen oder zuschlagen konnte. Die anderen warteten nicht, sondern folgten seiner Aufforderung und grüßten froh die teure Halle, wo Kunst und Frieden immer nur verweil.

Kira stand direkt unter den gekreuzten Schwertern. Sie hatte den Kopf leicht gesenkt. Unstetes Licht spielte um ihren Scheitel. Wie ein Stier kurz vor dem Angriff den Matador fixiert, so fixierte sie die Neuankömmlinge, die bei ihrem Anblick erschranken und verharnten. Todernt war sie, totenstill war sie und bleich wie der Tod. Selbst ihre weiße Kleidung beschwor Gedanken an die Pathologie, an Obduktionen herauf. Ihre Hände lagen auf den Schultern des vor ihr stehenden Roderick, der zu Boden schaute, überwältigt von Müdigkeit und Schüchternheit. Ihre Stimme zerfetzte das Schweigen:

„Papa, dein Enkel.“

Rabiat stieß sie den Jungen zu dem schnaufenden Dicken hin. Der Kleine stolperte und wäre fast gefallen, hätte der überraschte Großvater nicht unwillkürlich seine Arme ausgebreitet und ihn aufgefangen.

Mit zusammengekniffenen Augen und säuerlich gekräuselten Lippen beobachtete sie, wie der Alte gerührt über den Rotschopf des Knaben strich (das Rot der Burmeisters! sein Rot!), wie

er sich zu ihm niederbeugte und ihm einen wehevollen Kuss auf die Stirn drückte, wie er ihm zärtliche Worte und kleine Fragen zumurmelte, und wie schließlich auch die beiden Brüder das Kind tätschelten und es mit „Na, kleiner Mann!“ und „Du willst schleunigst in die Kiste, stimmt`s?“ begrüßten.

Nachdem Günther seinen ersten sentimentalen Überschwang an dem stummen Enkel abregiert hatte, richtete er ein unsicheres Auge auf seine Tochter. Aber war das wirklich seine Tochter, diese abgemagerte Frau in Weiß mit der strengen Frisur, die ihn fast verächtlich musterte, als wäre er eine arglose Beute, die sich allzu leicht hatte fangen lassen? Für einen winzigen Moment kam ihm der Gedanke, dass sein Bruder mit seinen Warnungen vielleicht nicht Unrecht hatte. Der Gedanke verschwand ebenso rasch, wie er gekommen war, und machte einem vagen Schuldgefühl Platz. Er breitete seine Arme aus und tapste auf sie zu:

„Kiki, meine Kiki.“

Bei jedem einzelnen seiner vier Schritte spürte er eine größere Panik angesichts dieses starren Körpers, der nicht aus Fleisch, sondern aus Eisen zu bestehen schien und die klirrende Kälte einer Januarnacht verströmte. Der Schwung seiner Schritte trug ihn zu diesem Körper hin, obwohl sich sein Wesen dagegen sträubte.

Als er vor ihr stand, geschah etwas, das niemand erwartet hatte, weder er, noch die anderen. Kira ergriff seine Rechte mit ihren beiden Händen, zog sie zu sich und beugte sich herab. Ihre Lippen berührten flüchtig den feisten Handrücken, auf dem sich grau-rote Haare kräuselten.

„Sei herzlich begrüßt, lieber Papa, und verzeih, dass ich mich so lange nicht gemeldet habe.“

Noch in gebückter Haltung bewegte sie ihren Kopf zur Seite, dorthin, wo ihre verblüfften Brüder standen, und lächelte fein.

„Lieber Gabriel, lieber Gerald, ich freue mich so, dass ihr mitgekommen seid. Es wird auch für euch ein unvergesslicher Aufenthalt werden, das verspreche ich. Klage soll nicht im Haus hallen, Trauer nicht eure Gesichter verdüstern.“

Sie umarmte sie nicht, sondern schüttelte ihnen nur die Hand und beide registrierten, wie kühl und zugleich trocken ihre Haut war. Sie schenkte ihnen ein weiteres Lächeln und alle beide bemerkten, dass es aus nichts anderem bestand als einem mechanischen Verziehen der Mundwinkel plus einem bösen Glitzern der Augen. Gabriel hatte eigentlich die Absicht gehabt, ein paar gesetzte Worte von sich zu geben. Er verzichtete darauf und auch Gerald riss nicht wie üblich einen Witz. Sie nahmen still und verblüfft neben ihrem Vater auf dem Sofa Platz.

Kira setzte sich ihnen gegenüber. Ihre Miene erinnerte an einen Waidmann, der am Ende der Jagd mit Stolz und Befriedigung die Reihe der von ihm geschossenen Hasen und Fasane begutachtet. Sie fragte mit zarter Häme:

„Wo ist mein guter Onkel Hagen? Ist er etwa zu Hause geblieben?“

Günther beschäftigte sich mit seinem Enkel und ignorierte – absichtlich oder unabsichtlich, wer konnte es sagen? – die Frage. Gabriel begann zu kontrollieren, ob der Laptop in seiner Tasche trocken geblieben war, und schien ganz in dieser Beschäftigung aufzugehen. Also blieb nur Gerald zur Beantwortung der Frage übrig und er entledigte sich dieser Aufgabe mit einer für ihn untypischen Verlegenheit:

„Er räumt den Kofferraum aus. Hat einen Haufen Zeugs mitgebracht, der alte Kämpe. Seinen halben Hausrat... Deshalb mussten wir das Auto nehmen und es mit dem Zug durch den Eurotunnel bringen.. War teuer, aufwändig und hat `ne Menge Zeit gekostet, aber er hat darauf bestanden. Ist mit den Jahren ein bisschen seltsam geworden, der Onkel...“

Seine Stimme verebbte und für ein, zwei Minuten verharrten alle in Schweigen. Sie zuckten zusammen, als die Haustür zukrachte. Es rumorte und bumste, man hörte ein unterdrücktes Fluchen und schwere Schritte näherten sich. Lord Attlin, der wie im Traum versunken abseits gesessen und offenbar vergessen hatte, dass die Hausangestellten zum Empfang fehlten, sprang hastig auf. Zu spät – Hagen, schwer an einem Koffer und zwei Reisetaschen schleppend, mit schmutzigen Schuhen, der Mantel, das Gesicht und die grauen Haare nass vom Regen, betrat bereits die Halle. Er ließ das Gepäck auf den Boden fallen, beachtete nicht den Begrüßungsfloskeln und Entschuldigungen stammelnden Hausherrn, sondern faltete die Arme vor der Brust und musterte – breitbeinig stehend – die Anwesenden.

Kira hatte ihm im Sitzen den Oberkörper zugewandt. Ihr Gesicht hatte sich radikal verändert. Die Oberlippe war zuckend zurückgewichen, so dass die obere Zahnreihe entblößt war. Die Nasenlöcher waren weit geworden, der Kopf hatte sich abermals wie zum Angriff gesenkt und die Augen, so trüb, dass sie wie mit schwarzen Schlieren durchsetzt schienen, hefteten sich an das kantige Gesicht mit der Adlernase, den grau melierten buschigen Brauen und den durchdringenden dunklen Augen des Mannes, dessen Haltung einer Kampfansage gleichkam. Ihre Stimme war nicht mehr mit Honig, sondern mit Wermut durchtränkt:

„Und wen haben wir hier? Ist das nicht Onkel Hagen, der äußerst ehrenwerte Anwalt, die Stütze und der Beschützer der Familie, der ach so selbstlose Juniorchef der Kanzlei Burmeister?“

Bedächtig erhob sie sich, bedächtig schritt sie auf ihn zu und bedächtig streckte sie ihm ihre Hand entgegen.

„Möchtest du deiner lieben Nichte nicht die Hand reichen und dich vielleicht sogar entschuldigen, du weißt schon, wofür?“

Er warf einen Blick auf ihre kaum merklich zitternden Finger, einen zweiten auf ihr lauerndes Gesicht. Die Arme weiterhin vor der Brust gekreuzt, schüttelte er den Kopf:

„Ich denke nicht daran.“

Ihre Lippen wichen von beiden Zahnreihen zurück und zwischen den Zähnen quoll ein eigenartiges Geräusch hervor, das sich noch am ehesten als giftiges Zischen charakterisieren ließ. Schon hatte sie sich gefangen und zuckte gleichmütig mit den Achseln.

„Wie du meinst.“

Sie kehrte zu ihrem Platz zurück und nahm keine Notiz davon, dass ihr Vater „Aber, Hagen...“ jammerte, dass Gerald spöttisch gluckste und Hagen Lord Attlin, der sein Gepäck wieder in die Diele bringen wollte, mit einem „Weg da!“ verjagte.

Die Uhr tickte und tickte. Alle beobachteten unbehaglich, wie Hagen auch die restlichen drei Taschen von der Diele in die Halle schleppte und sich danach schwer atmend mit schmutzigen Schuhen und triefendem Mantel in einen Sessel fallen ließ. Schließlich erstarrten alle und wurden zu einem lebenden Bild. Der Sturm schien seinen Höhepunkt überschritten zu haben. Die Standuhr tickte.

Das Schweigen wurde von Sekunde zu Sekunde drückender, bis es Lord Attlin nicht mehr ertragen konnte und hastig murmelte:

„Ich bringe Roderick zu Bett. Schaut nur, er ist am Einschlafen.“

Die Lider des Jungen hatten sich geschlossen. Sein Vater nahm ihn mit einer Leichtigkeit hoch, die man ihm bei seiner schwächtigen Statur nicht zugetraut hätte, wenn man außer Acht ließ, dass er als Landwirt das Tragen schwerer Lasten gewohnt war. Er eilte mit ihm die Treppe hinauf, in den ersten Stock, zum Kinderzimmer. Die Tür klappte und bis zum nächsten Morgen ward er nicht mehr gesehen. Dass dies den Gästen gegenüber unhöflich sein könnte, kam ihm an diesem Abend nicht in den Sinn.

Kira erhob sich mit einer Bewegung, die flüssig und geradezu unbeschwert wirkte. Sie bedachte den Kreis mit einem schelmischen Lächeln.

„Ihr Armen müsst erschöpft sein und frieren. Darum habe ich einen heißen Kräutertee vorbereitet. Der wird euch wärmen und eure Abwehrkräfte stärken. Schließlich sollt ihr keine Erkältung bekommen! Und wenn ihr euch aufgewärmt und erholt habt, werde ich euch eure Zimmer zeigen. Ihr müsst entschuldigen, dass heute keiner von unseren Hausangestellten zugegen ist. Es war nicht anders einzurichten, aber habt keine Angst: Morgen früh erscheint Verstärkung. Das Hausmädchen Mary, der Hausknecht Antony und die Köchin werden sich zusammen mit mir um eure Bedürfnisse kümmern. Nun will ich den Tee einschenken...“

Sie holte ein beladenes Tablett von einem Tisch im hinteren Teil der Halle, verteilte das Geschirr mit übertrieben eifertigen Bewegungen, die den Eindruck erweckten, hier solle Servilität parodiert werden, und goss jedem aus der Wärmekanne ein.

„Trinkt, meine Lieben. Das wird euch guttun, das wird euch stärken und in einen sanften Schlummer wiegen.“

Schon hatte Günther Honig in das grünliche Gebräu in seiner Tasse tropfen lassen, schon wollten die Brüder nach dem Henkel greifen, da ließ sich eine Stentorstimme vernehmen:

„Halt!“

Hagen hatte das Geschehen von seinem Sessel aus beobachtet. Jetzt hob er abwehrend die Hand, während die drei Männer in ihren Bewegungen innehielten und ihn erstaunt musterten. Er wandte sich an Kira, die ihn mit hochgezogenen Augenbrauen taxierte:

„Du auch.“

„Was meinst du mit `Du auch`, lieber Onkel?“

„Du musst auch trinken und zwar als erste, sonst rühren wir keinen Tropfen an.“

Sie lächelte breit, offenbar amüsiert.

„Fürchtest du, dass ich euch vergifte?“

Die anderen stöhnten auf. Günther rief flehentlich: „Hagen, ich bitte dich!“, Gabriel runzelte die Stirn und murmelte: „Peinlich!“, während Gerald „Paranoia, Paranoia...“ säuselte. Kira lachte kurz und grell auf.

„Ist schon gut.“

Sie schenkte sich eine Tasse ein, grinste ihren Widersacher an, hob sie an die Lippen und trank sie bis zum letzten Tropfen leer. Der Mund wurde mit einer Serviette abgetupft.

„Bist du zufrieden? Schön, dann könnt ihr euren Tee trinken.“

Hagen trank mit den anderen.

Ein außenstehender Beobachter hätte sich gewundert, warum es bei diesem ungewöhnlichen Wiedersehen nicht zu ein paar Bemerkungen über die Strapazen der Reise, zu einem Austausch von Höflichkeiten kam. Ein Beobachter, der um die Ereignisse wusste, hätte es ganz und gar folgerichtig gefunden, dass das Teetrinken in ungebrochener Stille vor sich ging, dass niemand um eine zweite Tasse bat und dass sich nur der gefräßige Günther ein paar von den bereitgestellten Keksen in den Mund schob. Das Heulen des Windes, das Prasseln des Regens, das gelegentliche Knacken von Holz und das ominöse Ticken der Uhr verstärkten das Unbehagen der Besucher. Etwas später war Günther müde in sich zusammengesunken und seine Söhne hatten glasige Augen – bloß Kira und Hagen schienen hellwach. Sie saßen sich gegenüber und musterten sich mit scharfen Blicken. Die Frau hatte ihren Unterkiefer vorgeschoben und erneut den Kopf wie zum Angriff gesenkt. Der Mann war nicht weniger konzentriert. Er hielt ihr stand – ernst, fest, sicher und fast ein wenig feierlich.

Sie hätten ewig so sitzen können, aber schließlich brach Kira den Bann. Sie erhob sich.

„Papa, du musst entsetzlich müde sein. Da alle ihren Tee ausgetrunken haben, werde ich euch jetzt zu euren Zimmern geleiten. Nehmt nur das Nötigste an Gepäck mit und lasst den Rest stehen. Den wird der Hausdiener morgen in eure Räume schaffen.“

Sie warf einen sarkastischen Seitenblick auf Hagen.

„Ihr braucht keine Angst zu haben, dass etwas gestohlen werden könnte. Niemand wird sich an euer Habe vergreifen.“

Er reagierte nicht. Seine Achtsamkeit und Anspannung blieben unverändert.

Kira betätigte in der Halle einen Schalter und zusätzliches Licht flammte im ersten Stock zu beiden Seiten auf. Es tauchte die Galerie in eine übergroße Helligkeit und brannte gleichmäßig. Kein Zittern, kein Schwächerwerden der Beleuchtung. Sie bemerkte:

„Ihr seht, wir sind mit Elektrizität wohl versorgt. Ich brauche nicht wie die Schlossherrin eines altmodischen Gruselfilms mit einem Kandelaber in der Hand die Treppe zu erklimmen. Kein trüber Kerzenschein, keine bedrohlichen Schatten an den Wänden... Es flackert zwar bei schlechtem Wetter, wie ihr schon feststellen konntet, aber Stromausfälle kommen höchstens alle zwei Jahre einmal vor.“

Zunächst geleitete sie Günther zu einem Gästezimmer, das sich im ersten Stock auf der linken Seite der Galerie befand, und verabschiedete sich mit „Schlaf dich aus, Papa, schlaf, in gutem Frieden und in gastlicher Fürsorge.“ Als die Tür hinter ihm zufiel, wussten alle, dass er es gerade noch schaffen würde, Pyjama und Kulturbeutel aus dem Trolleybag zu kramen und in das angrenzende Badezimmer zu tappern, um kurz darauf in das Bett zu fallen und in einen tiefen Schlummer zu sinken.

Die benachbarten Zimmer von Gabriel und Gerald befanden sich gegenüber auf der rechten Seite der Galerie. Hagen war schwer beladen hinter den übrigen hergestapft. Er prägte sich die Lage der Zimmer genau ein und folgerte für sich: „Es ist von Nachteil, dass die Jungs so weit von ihrem Vater entfernt untergebracht sind, aber wenigstens sind sie nahe beieinander.“ Obwohl er seit vielen Jahren Gewichte stemmte, schmerzten seine Arme. Er versuchte, die Schmerzen zu ignorieren, und überlegte weiter: „Es könnte sich als günstig erweisen, dass dieses Gutshaus nicht allzu groß und recht überschaubar zu sein scheint. Ich erinnere mich, dass der Gang von der Eingangstür an der Garderobe vorbei direkt in die Halle führt. Rechts vom Gang befinden sich zwei Türen, links ebenfalls. Dahinter müssen die Küche und vielleicht Räume für das Hauspersonal sein. Einen Eingang zum Keller muss es auch irgendwo geben. Das werde ich herausfinden. Die Halle reicht bis unter das Dach. Die Zimmer im ersten Stock scheinen größtenteils um die Galerie gruppiert. In einer Ecke habe ich eine schmale Treppe gesehen. Sie dürfte zum zweiten Stock hinaufführen. Auf der gegenüberliegenden Seite sollte es eine ähnliche Treppe geben, ebenfalls ein Zugang zum zweiten Stock – wenn das Haus symmetrisch angelegt ist. Das muss morgen überprüft werden. Es ist wichtig, dass ich auf den Dachboden und in den Keller gelange und beides bis in den letzten Winkel hinein erkunde...“

Als sich die Türen hinter den Brüdern geschlossen hatten, wandte sich Kira an Hagen. Der Sarkasmus in ihrer Stimme war nicht länger verhüllt.

„Und du, geliebter Onkel, bist eine Etage höher untergebracht. Ich darf vorangehen?“
Hagen rührte sich nicht.

„Warum liegen unsere Zimmer so weit auseinander? Und warum ist meines nicht im gleichen Stockwerk wie die Zimmer der anderen?“

Es ließ sich nicht unterscheiden, ob ihr Lächeln von Boshaftigkeit oder einem geheimen Vergnügen herrührte. Wahrscheinlich von beidem.

„Es war leider nicht anders einzurichten. Die Gästezimmer sind im ganzen Haus verteilt; daran kann ich nichts ändern. Aber ich bin sicher, dass ihr euch in euren Zimmern wohlfühlen werdet. Sie sind einfach entzückend...“

„Ich gebe dir Brief und Siegel, dass ich trotzdem auf die anderen aufpassen werde, und wenn es hart auf hart kommt, werde ich auf dem Fußboden in der Galerie kampieren, an einer Stelle, an der ich die Räume meiner Familie im Blick habe.“

„Lass dich nicht davon abhalten.“

Sie drehte sich brüsk um und steuerte auf eine schmale und sehr steile Treppe zu. Diese stieg sie rasch und leichtfüßig hoch, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dass Hagen sein schweres Gepäck nur mit Mühe hochwuchten und dabei ein Japsen nicht unterdrücken konnte.

Sie gelangten in einen engen Korridor, über den eine zweiarmige Wandlampe ein Netz aus Licht und Schatten warf. Vor einer von drei Türen hielt Kira an. Sie kehrte sich so plötzlich zu ihm um, als wolle sie ihn frontal konfrontieren.

„Hier ist dein Zimmer. Das Bad ist gleich nebenan, es gibt innen einen Zugang dazu.“

Laut und schrill erklang es:

„Nun denn – ich wünsche eine erholsame Nacht. Und denk daran: Ein reines Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.“

Ohne eine Reaktion abzuwarten, eilte sie zur Treppe zurück und war gleich darauf verschwunden.

Das nicht allzu geräumige Zimmer war mit zierlichen weißen Möbeln ausgestattet. Überall lagen Häkeldeckchen und auf der dunklen Tapete prangten riesige rosafarbene Blüten. Ein altrosa Samtvorhang verhüllte das einzige Fenster. Hier hatte offenkundig eine ältere Frau gelebt, und Hagen fragte sich, wer sie wohl gewesen sein mochte. Wahrscheinlich irgendeine arme Verwandte, die man in den hintersten Winkel abgeschoben hatte. Obwohl alles sauber war und sich kein Staub auf den Möbeln angesammelt hatte, machte der Raum den Eindruck, als wäre er seit langem nicht benutzt worden. Das Dekor war für einen männlichen Gast denkbar ungeeignet.

Als erstes wurde die Tür überprüft. Viel zu leicht. Pressspan. Ein Tritt, selbst von einem Kind appliziert, und sie war offen. Außerdem fehlte der Schlüssel. Genau so, wie er es sich vorgestellt hatte! Aber was sollte auch ein Schlüssel? Bei dieser Tür nützte Abschließen nicht das Geringste. Wenigstens würde er, falls man ihn hier einsperrte, keine Schwierigkeiten mit dem Ausbrechen haben. Er verkeilte einen Stuhl unter der Klinke, damit sich die Tür von außen nicht öffnen ließ. Morgen würde er hier ein einfaches, aber effektives Alarmsystem installieren. Gut, dass er daran gedacht hatte, alles Nötige mitzubringen und für jede vorstellbare Misslichkeit vorzusorgen. Seine Vorbereitung auf diese Reise war extrem gründlich gewesen. Trotzdem war ihm bewusst, dass er nicht jeden Schritt seiner Feindin im voraus erahnen und sich dafür rüsten konnte. Ein Vorteil für sie.

Hagen war hundemüde. Die lange Reise, auf der er das Auto größtenteils selbst gefahren hatte, steckte ihm in den Knochen. Die Schlepperei hatte ihm den Rest gegeben. Gleichwohl schaute er in jeden Schrank, in jede Schublade und inspizierte das Badezimmer. Nirgends etwas Verdächtiges, nur Leere und inmitten der Leere ein paar harmlose Utensilien. Er nahm sich vor, morgen gründlich nach einer versteckten Abhöranlage oder Videokamera Ausschau zu halten, schob den Vorhang zurück und öffnete das Fenster. Ein Schwall kalter Tropfen traf sein Gesicht und die Gardine begann, wild zu flattern. Es kümmerte ihn nicht. Seine immer noch ohne Brille einwandfrei funktionierenden Augen richteten sich nach unten, mühten sich, die Dunkelheit zu durchdringen. Die Außenbeleuchtung war schwach. Dennoch ließ sich erkennen, dass unten Buckelpflaster war. Halbrunde Steine glänzten nass. Auf der Flucht ein

Sprung aus dem Fenster – unmöglich. Der Sprung würde mit schlimmen Verletzungen oder gar mit dem Tod enden.

Im Bett stellte er fest, dass die Matratze zu weich war und das Bettzeug merkwürdig roch, aber das war das Geringste seiner Probleme. Bei geschlossenen Augen drehte sich der Reigen der Gedanken weiter und weiter. Es ging nicht an, dass er in den nächsten Nächten vor den Zimmern Wache schob, obwohl dies eigentlich erforderlich war. Ja, wenn er sich mit den Jungs abwechseln könnte, aber die hielten ihn für einen armen Irren und würden nie und nimmer mitmachen. Er musste sich wenigstens einigermaßen ausschlafen, um am Tag vor Übermüdung keine Fehler zu begehen. Das war äußerst wichtig... Morgen musste er in Erfahrung bringen, wo dieses Weibsbild schlief. Sie würde nicht lange zögern und morgen, spätestens übermorgen die Krise herbeiführen. Die Katastrophe einleiten. Hatte er nicht gespürt, dass sie ihren Hass kaum zügeln konnte? Vielleicht hatte sie den Tee vergiftet und vorher ein Gegenmittel eingenommen... Nein, das war Unsinn. Sie würde die ihr Verhassten nicht still im Schlaf sterben lassen. Vor allem nicht ihn. Nicht hemmen ließ sich im Herzen ihr Zorn. Ihm würde sie ihre Anklagen ins Gesicht schleudern, um ihn dann mit glühenden Zangen zu zwicken und zu zwacken. Wenn es ihr denn gelang, ihn auszumanövrieren und gefangen zu setzen... Mit welchen Tricks auch immer.

Was für ein Geräusch ertönte da vor seiner Tür? Ein Schlurren und Schleifen... Das hatte nichts mit dem zwar entschieden schwächeren, aber bislang andauernden Sturm zu tun. Kerzengerade saß er im Bett, lauschte - und hörte nichts Ungewöhnliches. Trotzdem stand er geräuschlos auf, schlich zur Tür, lauschte erneut. Nichts. Entweder es war eine Einbildung gewesen, ein auf den Schlaf vorweisender Traumfetzen, oder der Wind hatte einen Zweig gegen das Fenster gepeitscht. Oder des Schattenreichs Wesen kamen geschlichen, gehüllt in Wolken... Verdammt, warum hatte er sich keinen Revolver besorgt? Im eigenen Auto hätte er ihn wohl problemlos mitbringen können, anders, als wenn sie geflogen wären. Aber die Sorge vor dem, was passieren könnte, wenn man ihn, den Rechtsanwalt, mit einer Waffe ohne Waffenschein erwischen würde, hatte die Oberhand gewonnen. Vorsichtig entfernte er den unter der Klinke festgeklemmten Stuhl, öffnete Zentimeter für Zentimeter die Tür, die zum Glück nicht knarrte, und spähte hinaus. Im tristen Licht lag ein leerer Gang. Von unten, von der Halle her, drangen gerade die feierlich dröhnenden Schläge der Uhr zu ihm herauf. Selbst aus dieser Entfernung schallten sie unheimlich-mahnend, todesdüster, todeslüstern und wollten und wollten kein Ende nehmen. Er schloss die Tür und schob den Stuhl unter die Klinke.

Am Fuße der zum zweiten Stockwerk hinaufführenden Treppe stand Kira. Ihre weiße Kleidung leuchtete im Halbdunkel und auch ihre weiße Haut schimmerte. Wie eine Statue verharrte sie, die Augen aufgerissen, die Hände vor der Brust zusammengepresst. Mit nach oben gewandtem Gesicht horchte sie auf jeglichen Ton. Als sich die Tür zu Hagens Zimmer mit einem leisen Klicken geschlossen hatte, gingen ihre Mundwinkel nach oben. Sie zog die Lippen zurück und zwischen den zusammengepressten Zähnen zischte mit dem Atem ein Wort hervor, ein Name, den die Nacht verschluckte. Ihm folgte ein zweiter Name, und erneut wurden beide Namen geflüstert, nun in umgekehrter Reihenfolge. Hagen. Starkad. Starkad. Hagen.

9. Kapitel: Von Giftpflanzen und Rechtssystemen

Kaum waren Hagens Augen geöffnet, irrten sie zu seinem Wecker hin. Es war 11.30. Mit einem Fluch sprang er aus dem Bett. Unfassbar, wie lange er geschlafen hatte! Der Wecker

war ausgeschaltet geblieben, halb unabsichtlich, in einer von der Müdigkeit bewirkten Konfusion, halb vorsätzlich, entschuldigt mit der Begründung, dass sich Körper und Geist ohne ein vorgegebenes Zeitlimit regenerieren, sich stärken mussten für die bevorstehenden Prüfungen, die Wachen bei Nacht und die Observationen am Tag. Doch zehn Stunden versunken in gedanken- und bildloser Tiefe, in einem schwarzen Abgrund, den kein Strahl des Bewusstseins erhellte? Hatte das verflixte Weibsbild etwas in den gestrigen Kräutertee gemischt, ein Schlafmittel, das ihn und die Seinigen schachmatt setzte, sie aber, die zuvor ein Antidot eingenommen hatte, verschonte? Sollten sie alle tief und fest schlafen, damit Kira ungestört ihre Fallen aufbauen, ihre Winkelzüge berechnen, ihre Schlingen in Szene setzen konnte? Falls sein Bruder und seine Neffen gleich ihm überlang geschlafen hatten, wäre alles klar. Zumindest würde es seinen Verdacht erhärten – auch wenn seine Familie dies wieder als Übertreibung, als Hirngespinnst und Ausfluss von Paranoia abtun würde.

Er beschloss, das Waschen, Rasieren und Ankleiden betont langsam vorzunehmen und nicht zu vergessen, ein Springmesser bereitzulegen, das als letztes eingesteckt werden sollte. Das Springmesser war für den Notfall gedacht – obwohl er sich, als er es neben Hemd und Hose deponierte, wie ein Jugendlicher vorkam, der mit einer durch den Testosteron-Überschuss bedingten Aggressivität zu kämpfen hatte. Sei's drum. Er zügelte sich gewaltsam und hämmerte sich ein, dass Hast zu Unachtsamkeiten und Fehlern führen und seiner Feindin in die Hände spielen würde. Also wurde keine der Körperübungen - die Liegestütze, die Arbeit mit Hanteln und Expander - ausgelassen; jede wurde wie im Fitnessstudio gründlich und genau absolviert. Fertig angekleidet, wurde dann das Gästezimmer inspiziert, eine Inspektion, die sich leider als unergiebig erwies. Er stieß auf nichts, was nicht schon gestern bei künstlicher Beleuchtung seine alltägliche Anwesenheit kundgetan hatte. Keine unter den Tisch geklebte Wanze, keine verborgene Kamera. Selbst der Blick aus dem Fenster enthüllte nichts Weltbewegendes, nichts, was man nicht erwartet hätte in der trüben Helle eines Tages, an dem der Himmel fast vollständig hinter einem Vorhang von der Farbe grauen Filzes verschwunden war. Die Spuren des gestrigen Gewitters waren nicht restlos getilgt; hier und da glänzte eine feuchte Stelle auf dem Kopfsteinpflaster, lag ein abgeknickter Ast auf dem vom Haus wegführenden Pfad. Ein Mann in einem grünen Overall – offenbar ein Gärtner – schob unten eine Karre mit Pflanzenresten vorbei. Dumpf rumpelte das Rad über die Steine. In seinen Ohren klang das Geräusch irgendwie bedrohlich.

Als Hagen die Treppe von der Galerie zur Halle hinunterstieg, traf er auf keinen Menschen, obwohl die verschiedensten Geräusche die Anwesenheit emsiger Geister im Haus anzeigten. Aus einem Raum im Erdgeschoss, nahe dem Eingang, klapperte, klirrte, polterte und zeterte es – offenbar die Küche. Aus einem anderen Raum im ersten Stockwerk drang ein schriller Ruf, der gleich darauf verstummte, wie abgeschnitten, und in dem daneben gelegenen Zimmer brummte und summt ein Staubsauger.

In der Halle waren die Vorhänge zurückgezogen und man sah, dass sich vor den Fenstern ein weiter Hof ausbreitete. Drei Sandwege liefen auf ihn zu. Sie kamen von einem größeren Rundweg her, den auf der gegenüberliegenden Seite eine Reihe hoher Eschen begrenzte. Die Eschen standen so dicht nebeneinander, dass sich ihre kahlen schwarzen Zweige miteinander verflochten. Der Hof war leer. Er wirkte einsam und schwermütig – als wüsste er, dass sich die spannenden Dinge anderswo abspielten. Nahe an das Haus hatte man Kübel mit warm eingemummelten Bäumchen gerückt.

Hagen zuckte zusammen, als er hinter sich eine raue Frauenstimme in breitem Dialekt hörte:
 „Good morning, sir, you`ll find your breakfast on the sideboard over there. Would you like Darjeeling, coffee or herb-tea?“

Er fuhr herum wie der Blitz und fand zwei Schritte entfernt das Hausmädchen, mit rosa Schürze und einem passenden gestärkten Häubchen. Sie blinzelte ihn träge an. Seine heftige Bewegung hatte keinerlei Eindruck auf sie gemacht. Ihre Hand wies auf das in einer Ecke aufgebaute Büffet. Die Miene dieser grobknochigen, breithüftigen Frau, die um die Dreißig sein musste und ihre Herkunft aus einem Bauerngeschlecht nicht verleugnen konnte, war geprägt von einer mit Höflichkeit übertünchten Gleichgültigkeit. Der Angesprochene erriet, dass ihre Freundlichkeit eine Maske war, die ihr fortwährend vom Gesicht zu rutschen drohte. Darunter war sie ein dumpfes, mürrisches Geschöpf. Sie kümmerte sich um die Gäste, weil es zu den Aufgaben gehörte, für die sie bezahlt wurde. Ansonsten interessierte sie sich für Seifenopern und Süßigkeiten, aber nicht im Geringsten dafür, wer die Bewohner und Besucher des Hauses waren und was sie taten. Sie ließ die Finger von den Geheimnissen, die es hier wahrscheinlich gab. Für Kira eine ideale Angestellte. Oder interpretierte er zu viel in den ersten Eindruck hinein? Auf jeden Fall war diese Frau hier niemand, den er als Verbündete gewinnen konnte.

Er fragte sie auf Englisch, ob die übrigen Gäste schon gefrühstückt hatten, und bekam zur Antwort, dass dies bereits vor zwei Stunden geschehen war – was bedeutete, dass die anderen nicht extrem lange geschlummert hatten und demnach im Kräutertee kein Schlafmittel gewesen sein konnte. Er war einfach von der Fahrt zu erschöpft gewesen und deswegen nicht eher aufgewacht. Das Hausmädchen versicherte ihm, dass er sich nicht beeilen müsse, da er erst um 14.00 einen Termin hätte: Um 14.00 wollte die „Lady“ ihm und den anderen Gästen ihr Gewächshaus zeigen. Und erneut wurde „Would you like Darjeeling, coffee or herb-tea?“ heruntergeleiert. Er entschied sich für Darjeeling.

Die Angestellte brachte den Tee in einer Wärmekanne zu dem Tisch, an dem sie gestern zusammengesessen hatten und auf dem jetzt ein einziges einsames Gedeck lag. Sie goss ein und informierte ihn, dass sie zum Aufräumen nach oben gehen würde. Die Tür würde offen bleiben: Sollte er also etwas benötigen, bräuchte er bloß recht laut nach Rose zu rufen. Er hob die Hand und sie sah ihn fragend und ein klein wenig genervt an.

„Übernachten Sie in der Regel im Haus?“

„Manchmal ja, manchmal nein. Ich habe ein kleines Zimmer im Haus und wenn viele Gäste da sind, dann bleibe ich hier, um sie früh am Morgen bedienen zu können. Ist bequemer so.“

„Was verstehen Sie unter vielen Gästen?“

„Na, zehn oder mehr.“

„Also bleiben Sie bei vier Besuchern, wie wir es sind, über Nacht nicht im Haus?“

„Nein, da reicht es, wenn ich früh gegen 7 Uhr komme. Abends gehe ich meistens gegen 20 Uhr, es sei denn, ein Dinner ist geplant, bei dem ich servieren muss.“

Er beendete das natürlich in Englisch geführte Verhör und sein Gegenüber entfernte sich schlurfenden Schrittes.

Während des Frühstücks waren seine Gedanken bei allem anderen, nur nicht bei dem, was auf dem Teller lag und in der Tasse war. Nichts Verdächtiges bis jetzt... Es ist üblich, dass diese Rose außerhalb des Hauses übernachtet, aber was ist mit der Gouvernante und der Köchin? Das muss überprüft werden... Sein spätes Aufwachen war ärgerlich, aber nachvollziehbar: Er hatte die meiste Zeit am Steuer des Wagens gesessen, er hatte am schwersten am Gepäck zu schleppen gehabt, er hatte selbst im Bett noch die Ohren gespitzt und deswegen zuerst nicht einschlafen können. Er sah keine konkreten Verdachtsmomente. Das Verschlafen, so sehr es ihn verstimmte, ja geradezu demütigte, hatte körperliche Ursachen... Von nun an durfte seine Wachsamkeit nicht mehr nachlassen. Die wahren Prüfungen würden kommen.

Wachsam bleiben. Das Haus erkunden. Er stellte die leere Tasse entschlossen ab. Seine Augen inspizierten die Halle. Sie schweiften von den gekreuzten Schwertern an den Wänden zu den eindrucksvoll hohen Fenstern. Draußen, in einiger Entfernung, stand Lord Attlin in einem blaugrünen Overall und Gummistiefeln. Er war in ein Gespräch mit einem Gärtner vertieft. Hagens Augen bewegten sich von der Galerie zur Diele, von der wuchtigen Mahagonitafel, die Platz für an die zwanzig Speisende bot und genau so aussah, wie man es in einem Herrenhaus oder Schloss erwartete, zu der Standuhr aus Ebenholz, deren Ticken bei Tage um keinen Deut leiser und hoffnungsfroher klang als in der Nacht.

Er stieg bedächtig die Treppe hoch, um in seinem Zimmer diverse Utensilien zusammenzustellen, die sich bei der Erkundung als hilfreich erweisen könnten. Aus einem direkt an der Galerie gelegenen Raum drang undeutlich die Stimme seines Bruders. Ohne anzuklopfen, öffnete er die Tür und stand im Kinderzimmer. Günther saß in einem niedrigen Sessel und beobachtete verzückt seinen Enkel, der zu seinen Füßen kauerte und sich mit einer Burg aus Legosteinen beschäftigte, die mehr als ein Viertel des Zimmers einnahm. Alles war vorhanden, was man gemeinhin mit einer mittelalterlichen Burg assoziierte; nichts fehlte von den Gebäuden und Einrichtungen. Es gab einen Palas und einen Bergfried, einen Innenhof und einen Brunnen, eine Zugbrücke und einen Graben und davor einen Platz für Turniere. Es mangelte auch nicht an dem nötigen Personal, alles in Form der stilisierten Legofiguren mit dem runden Kopf. Da standen Küchenjungen und Burgfräulein, Pferde und Knappen und viele, viele Ritter. Sie waren dabei, auf die Pferde zu steigen, ihre Lanzen zu schwingen, die Schnallen an ihrer Rüstung zu schließen. Vor allem aber bedrohten sie einander mit ihren winzigen Schwertern. Roderick bewegte sie aufeinander zu und voneinander weg, ließ sie reiten und absteigen und fechten und fallen. Dabei plapperte er aufgeregt vor sich hin, erläuterte die Spielfiguren, ohne den Großvater weiter zu beachten, der dieser Mischung aus Kommentar und Selbstgespräch wie verzaubert lauschte.

„Und diesen roten Ritter hier, den fürchten alle. Der ist über alle Maßen stark und wild und jähzornig und auch grausam. Er trägt eine Zauberrüstung, die ihn vor jeder Verletzung schützt und unbesiegbar macht. Kein Schwert, keine Lanze und kein Dolch kann sie durchdringen. Der rote Ritter fordert immer die anderen Ritter zum Zweikampf heraus und prahlt damit, dass ihn niemand bezwingen kann. Alle fürchten ihn und finden ihn schrecklich. Nun reitet Ritter Volker heran, der hat von ihm gehört und will ihm den Fehdehandschuh vor die Füße werfen. Ritter Volker ist cool. Er zittert vor keinem, er nimmt es mit jedem auf. Er hat sogar Drachen besiegt. Er kämpft von früh bis spät und wenn die Sonne untergegangen ist, dann legt er das Schwert weg, holt seine Fiedel hervor und spielt.“

Inzwischen hatte Günther seinen Bruder bemerkt, der im Türrahmen stand und lauschte. Er rief ihm mit vor Stolz bebender Stimme zu:

„Habe ich nicht einen intelligenten Enkel? Er kann sich so gewählt ausdrücken, man kann sich mit ihm unterhalten wie mit einem Erwachsenen, und dabei ist er so brav und wohlgezogen, dass es eine Freude ist!“

Darauf ging Hagen nicht ein.

„Wo sind die anderen?“

„Gabriel wollte in seinem Zimmer an seiner Diss arbeiten und Gerald streift durchs Gelände. Wir wollen uns alle kurz vor zwei Uhr in der Halle treffen. Die gute Kiki will uns ihr persönliches Gewächshaus zeigen und uns ihre Forschungsergebnisse präsentieren. Wird sicher sehr interessant. Aus meiner Tochter ist eine richtige Naturwissenschaftlerin geworden. Das hätte niemand von uns gedacht, nicht wahr?“

„Wann bist du heute aufgestanden?“

Günther, der die berufsbedingte Neigung seines Bruders zu Kreuzverhören kannte, fügte sich seufzend drein.

„Ich bin um zehn Uhr zum Frühstück gemütlich nach unten gegangen. Diese vermaledeite Standuhr in der Halle hatte gerade geschlagen, daran kann ich mich erinnern. Gabriel und Gerald kamen bald nach mir – nur mein lieber Bruder hat noch geschlummert. Das bin ich gar nicht von dir gewöhnt!“

Sein lieber Bruder ging nicht darauf ein.

„Hast du gut geschlafen?“

„Großartig... Wenn ich mir mein kleines Enkelchen anschau, dann werde ich wieder jung! Es macht richtig Spaß, mit ihm zusammen zu sein. Möchtest du nicht ein bisschen mit uns spielen, bevor uns Kiki abholt?“

„Nein, ich möchte ein paar Worte mit Gabriel wechseln und mir Haus und Umgebung ansehen.“

Hagen lenkte seine resoluten Schritte zu Gabriels Zimmer. Auf sein Klopfen bekam er keine Antwort. Er riskierte trotzdem einen Blick in den Raum. Sein Neffe starrte mit gerunzelter Stirn auf das Display seines Laptops. Die barsche Frage: „Was willst du?“ signalisierte deutlich, wie ungerne er sich bei der Arbeit stören ließ.

„Wie hast du geschlafen und wann bist du heute wach geworden?“

„Was... Wieso...“

Jetzt hob er doch den Kopf und musterte den Eindringling. Dem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, fragte er sich gerade ernsthaft, ob sein Onkel inzwischen den Verstand vollkommen verloren hatte. Er antwortete sanft und beschwichtigend, in genau dem Ton, in dem man mit einem Menschen, der sich in einer psychischen Krise befindet, spricht:

„Ich bin kurz nach 9 Uhr wach geworden. Bis dahin habe ich tief und fest geschlafen. Danke der Nachfrage. Kann ich außerdem etwas für dich tun?“

„Wo befindet sich dein Bruder jetzt?“

„Da habe ich keine Ahnung. Er stöbert wahrscheinlich draußen herum, auf der Suche nach guten Motiven zum Zeichnen... Wenn weiter nichts ist, würde ich gerne bis kurz vor 14 Uhr an meinem Text weiterarbeiten. Ist das okay?“

Mit einem Gefühl der Beschämung zog sich der lästige Fragesteller zurück.

Er spähte kurz in Gerald's Zimmer und fand es wie erwartet leer – sofern man bei einem Zimmer von leer sprechen kann, in dem Pullover, Jeans, Malstifte, Bücher, Skizzenblocks und andere Utensilien und Paraphernalien durcheinandergewirbelt auf dem Boden und dem Bett lagen. Angewidert von einer solchen Schlamperei schloss er schleunigst die Tür. Im gleichen Augenblick tauchte Rose, einen Staubsauger im Schlepptau, aus dem Nachbarzimmer auf. Das brachte ihn auf eine Idee. Er bat sie, ihm den Weg zum Gewächshaus der Lady zu erklären - denn das Haus konnte später durchstöbert werden, wichtiger war es, den Ort, den Kira für ihre Präsentation ausgewählt hatte, im Voraus zu taxieren. Feindliches Terrain zu erkunden. Vielleicht gelang es, einige der Schlingen, der Stricke und Fallgruben, die sie dort bestimmt platziert hatte, aufzuspüren, zu identifizieren und möglicherweise sogar unschädlich zu machen – selbst wenn er rein gar nichts von Pflanzen verstand. Man muss sich in den Feind einfühlen und deshalb nahm er sich vor, die Pflanzen mit den Augen eines Botanikers zu betrachten. Als Strafverteidiger musste er sich ebenfalls in seine delinquente Kundschaft einfühlen! Aber sich die Augen eines Botanikers zulegen? Leichter gesagt als getan.

Das fragliche, ihm von Rose aufgewiesene große Gewächshaus war quadratisch, nicht lang gestreckt wie die anderen. Es stand für sich allein auf einer kleinen Anhöhe. Rundherum verglast, bot es einen ungehinderten Blick auf ein Chaos aus grünen Blättern, Farnwedeln, in die Höhe geschossenen Gräsern und Blüten in allen Farben und Formen. Während in den

Gewächshäusern, an denen Hagen vorbeigestrichen war, Gärtner mit Pflanzen, Erde und Wasser hantierten, war Kiras Reich – jedenfalls von außen betrachtet - menschenleer. Niemand werkelte in dem Gewimmel und Geranke, dem Geschlängel und Gewoge. Vielleicht versteckte sich jemand dort drinnen? Das würde der alles Beargwöhnende gleich überprüfen. Die Tür war nicht abgeschlossen. Warum nicht? Weil das, was sich hier befand, nicht fliehen konnte? Weil es harmlos war – oder bloß harmlos erscheinen sollte?

Drinnen war es warm, aber nicht tropisch heiß. Eine Fülle großer Kübel okkupierte den Boden, jeder in gebührendem Abstand zu seinem Nachbarn, so dass ein jeder genügend Licht bekam und Raum zum Hindurchgehen blieb. Die Kübel enthielten neben Stauden und Sträuchern auch kleinere Bäume. Zu beiden Seiten des Eingangs hatte man Erdhügel aufgeschüttet, welche Farnen, Gräsern und sogar einem größeren Baum eine Heimat boten. Letzterer war weit über zwei Meter hoch. Seine Spitze stieß fast gegen das gläserne Dach. Er hatte einen schmalen, weißgefleckten Stamm und eine überraschend dürftige Krone mit grünlich-grauen Blättern. Im ganzen Gewächshaus roch es würzig und zugleich süßlich, mit einem fauligen Unterton. Beileibe kein angenehmer Geruch. Diverse Apparaturen zur Erwärmung und Luftbefeuchtung brummten, eine Fliege, die wie betrunken von einer Staude zur anderen taumelte, summte. Ansonsten war es still.

Hagen verharrte für einige Zeit an der Tür. Er verstand kaum etwas von Pflanzen und fühlte sich beklommen und unsicher. Trotzdem. Konnte nicht eine genaue, sachliche Inspektion einen Hinweis auf das geben, was mit den Pflanzen hier bezweckt wurde? Konnte nicht auch ein Laie auf Instrumente der Rache stoßen, wenn er nur genau genug hinschaute und die beschrifteten Schildchen, die in den meisten Kübeln steckten, bedächtig las? Konnte er nicht mit der nötigen Sorgfalt den einen oder anderen Pflanzennamen entdecken, der in Verbindung mit einem Giftmord in seinen Akten schon einmal aufgetaucht war?

Hier, dieses Kraut gleich neben der Tür, das trug den Namen *Salvia divinorum*. Ein unspektakuläres Kraut, mit dunkelgrünen Blättern, die am Rand Zähne hatten und wie abgefressen wirkten. Ein Kraut, das nach einem ihm irgendwie bekannt vorkommenden Gewürz roch. Noch einmal schnuppern... Salbei. Aber auch nicht ganz. Wahrscheinlich eine exotische Salbei-Art. An einzelnen Stellen hatte man Blätter abgezupft. Im Auftrag der Köchin, für deren Speisen - oder zu obskureren Zwecken? Und was hieß eigentlich *divinorum*? Sein Latein war eingerostet, aber hieß *divinus* nicht „göttlich“? Womöglich eine göttliche, also die Gerichte besonders köstlich würzende Salbei-Art.

Ein paar Schritte weiter stand ein Kübel, darin ein Kraut, das etwa 30 cm hoch war. *Peganum harmala*. Das sagte ihm überhaupt nichts. Es machte ihn hilflos – und dennoch durfte es nicht übergangen, musste es genauer in Augenschein genommen werden. Die Blätter waren heller als bei der Salbei-Art und äußerst schmal. Struppig sah das Kraut, ach was, das Unkraut aus, und es trug Früchte, kleine grüne Früchte, die an unreife Zieräpfel erinnerten. Sein älterer Bruder hatte ihn, den Fünfjährigen, einmal im großmütterlichen Garten dazu angestiftet, in solch einen Zierapfel zu beißen. Er hatte das Stück gleich wieder ausgespien und konnte nie vergessen, wie bitter es geschmeckt hatte. Selbst jetzt erinnerte er sich daran und wich zurück vor dem Gewächs und wandte sich ab und wollte sich nicht länger damit beschäftigen.

Ein paar Schritte nach rechts, zu einer Stelle hin, an der man in einem abgegrenzten Bereich Erde aufgehäuft hatte. Hier war es merklich kühler, ein Effekt, der anscheinend durch einen unter dem Fenster montierten, laut surrenden Kasten zuwege gebracht wurde - eine Art vorsintflutliche Kühlmaschine. In der lockeren schwarzen Erde steckte ein bescheidener Strauch. Das Schild darunter verkündete: *Ephedra alata*. Äußerlich wirkte das Gewächs, das

grüne, mit winzigen, schuppenartigen Blättern besetzte Triebe hatte, alles andere als bemerkenswert, nur sein Name brachte in ihm etwas zum Klingen. Konnte es sein, dass man aus seinen Blättern, Wurzeln oder Beeren das Ephedrin herstellte, dieses... Medikament?! Gegen welche Beschwerden half Ephedrin? Er musste Gabriel bitten, bei Wikipedia nachzusehen – ein I-Phone besaß er nicht, denn er war im Grunde seines Herzens jeglicher Technik abhold. Ein I-Phone war für ihn neumodischer Kram – obwohl es zugegebenermaßen in diesem Falle besser gewesen wäre, eines zur Hand zu haben. Vielleicht hätte er sogar alle diese Pflanzen fotografieren und sich vom Internet erklären lassen können, um was es sich dabei handelte. So musste Gabriel... Oder lohnte es nicht diesen Aufwand? Zumal ihn der Junge dann endgültig für geisteskrank halten würde. Womit er vielleicht recht hatte. Vermutlich waren das hier alles Heilpflanzen.

Ein frustriertes Knurren drang aus seiner Kehle, ihm selbst unbewusst. Er wechselte abrupt die Richtung und seine Fußspitze stieß an einen Topf, in dem ein ebenfalls unscheinbares Gras wuchs. Er verharrte. *Scirpus atrovirens*. Nie gehört. Die schwarze Erde in dem viel zu großen Topf war so feucht, dass sie Klumpen bildete und wie Morast aussah. Hellgrünes, fast gelbliches Gras mit winzigen Ähren, die in Büscheln standen. Warum man eine solche Petitesse überhaupt in einem Gewächshaus aufbewahrte, war ihm schleierhaft. Er stand kurz davor, das Interesse an dem ganzen grünen Zeug zu verlieren, und hämmerte sich ein: „Bleib aufmerksam. Du kannst nichts anderes tun, als nichts zu übergehen und zu hoffen, dabei auf einen Anhaltspunkt für Kiras Vorgehen zu stoßen, den du richtig interpretieren kannst.“

Wieder zwei Schritte voran. Das hier war wenigstens ein eindrucksvolles Gewächs, an die zwei Meter hoch. *Leonorus sibiricus*. Diesen Namen hatte er wie die vorigen nie zuvor vernommen, konnte ihn sich allerdings trotz seiner eingerosteten Lateinkenntnisse zurechtlegen. *Sibiricus* musste „sibirisch“ heißen, aus Sibirien kam die Pflanze, und in *leonorus* steckte das Wort *leo*, also „Löwe“. Keines seiner sichtbaren Teile erinnerte an einen Löwen, doch vielleicht wirkte es als Medikament kräftigend, verlieh schwachen Kranken Löwenkräfte. Das musste es sein. Das war es. Gerade und hoch war *Leonorus sibiricus* gewachsen und jeder Stängel wuchs für sich allein. Die dunkelgrünen Blätter standen einzeln ab – und rochen sie nicht nach Medizin? In diesem Gewächshaus befanden sich anscheinend alles Heilpflanzen; dafür gab es bis jetzt viele Anzeichen. Nur: Wie passte das zu Kiras Rachsucht? Sollte die ganze Botanik nur ablenken?

Zwei Schritte weiter und er stand vor einem Strauch, der etwas über einen Meter hoch war. *Tabernanthe iboga*. Er sah hübsch aus, nicht so unscheinbar wie die anderen, und war übersät mit winzigen, in Gruppen wachsenden Blüten von weiß-rosa Farbe. Hagen brachte sein Gesicht in die Nähe der Blüten, schnupperte – und zuckte zurück, als ihm ein unangenehm stechender Geruch in die Nase stieg. Er sagte sich, dass bekanntlich die Heilmittel, die am scheußlichsten schmecken, am besten wirken. Warum sollte dieser Grundsatz nicht auch für den Geruch gelten?

Ein hohes Gras im Kübel mit auffallenden graugrünen Halmen. *Phalaris arundinacea*. Abermals ein Name, der ihm nichts sagte, der eine Hieroglyphe darstellte, einen nicht zu entziffernden Code. Alle diese Pflanzen waren für ihn nicht zu entziffernde Codes. Obwohl... Hatte er nicht bereits einen Zipfel ihrer Bedeutung zu packen bekommen? Breite Blätter mit rauen Kanten und die sich verfestigende Überzeugung, dass man aus den Blättern einen Tee gegen allerlei Gebrechen braute. Wollte Kira mit diesen exotischen Heilpflanzen demonstrieren, dass ihr das Wohl kranker Menschen am Herzen lag? Verdammte Heuchlerin.

Ein Schritt nach rechts, zu einem Baum, der nur knapp in einen Kübel passte. Jung sah er aus mit seinem schmalen Stamm und den hellen, gefiederten Blättern. Über einen Meter hoch war er und konnte vielleicht unter den geeigneten Bedingungen fünf Meter hoch und sein Stamm über einen Meter dick werden. Auf dem Schild ein Kauderwelsch, ein sinnentleertes Gemurmel: *Anandenanthera peregrina*. Die Rinde war seltsam – schwärzlich, bedeckt mit kegelförmigen Auswüchsen, aus denen scharfe Spitzen ragten. Nun, höchstwahrscheinlich war es genau diese Rinde, die medizinisch wirksam war, die man erhitze, aus der man ein potentes Pharmazeutikum gewann.

Ein kleines Stück weiter stand ein Gefäß mit einem buschigen Strauch, den man in seiner natürlichen Umgebung gewiss übersehen hätte. Nur sein Name *Tabernaemontana* klang bedeutsam, geradezu pompös. Er selbst war die Unauffälligkeit in Person. So ganz stimmte das allerdings nicht, wie ein zweiter Blick enthüllte. Die spitz zulaufenden Blätter mit ihrer ledrigen Oberfläche und der Stamm, die waren nicht bemerkenswert, aber die drei knallroten Früchte, die an dem Strauch wuchsen, waren es. Ihre markante Farbe reizte, ihre Form provozierte, lockte die Imagination auf schlüpfrige Nebenpfade. Jede Frucht war symmetrisch zweigeteilt und wies in der Mitte eine Einschnürung auf, was unweigerlich an einen Hodensack denken ließ. Ihn schauderte und er hätte sie um nichts in der Welt gegessen. Sie mochten gegen Prostatabeschwerden oder Impotenz helfen... Nun, davon war er glücklicherweise bisher verschont geblieben.

Ah, hier war endlich eine Pflanze, die er bereits in Gärten gesehen hatte, und von der es sogar zwei Exemplare gab. Es waren Engelstropfen. Selbst ihr lateinischer Name *Brugmansia aurea* kam ihm vage bekannt vor. Die schmal herabhängenden, langgestreckten Blüten, unten grünlich, in der Mitte gelb, zum Rand hin lachsrot, prägten sich mit ihrer charakteristischen Form und ihren Farben dem Gedächtnis ein. Engelstropfen waren exotischen Ursprungs, das war ihm bekannt. Er wusste freilich nicht, welche therapeutische Wirkung sie entfalteten – abgesehen davon, dass ihr Anblick die Augen erfreute... Augenkrankheiten. Ja, vielleicht halfen sie gegen mancherlei Augenkrankheiten.

Und die Pflanze in der Nachbarschaft, die sich an einem grünen bogenförmigen Eisengerüst entlang schlängelte, die kannte er ebenfalls und hatte sie schon anderswo gesehen. Es war eine Prunkwinde, *Ipomoea violaceae*, ein prächtiges Gewächs, das von einem Kübel in einen zweiten langte und mit seinen Ranken eine Glastür umrahmte. In diesem Treibhaus prahlte sie selbst jetzt, im November, mit riesigen blauviolettten Blüten. Sie boten dem Betrachter völlig schamlos ihr weißes Inneres dar und mit einem kühnen Gedankensprung folgerte dieser, dass ein aus den Blüten gewonnener Sud gegen Geschlechtskrankheiten eingesetzt wurde.

Die Prunkwinde tat das, was ihr deutscher Name suggerierte: Sie prunkte und sie wand sich. Ein Nebeneffekt war, dass sie dabei eine Glastür dekorierte, die den Zugang zu einer abgegrenzten Kammer inmitten des Gewächshauses bildete. In der etwa 3 m breiten und 2 m langen Kammer befanden sich ein Stuhl, ein Garderobenständer und ein Tisch mit einer Holzplatte und Metallfüßen. Auf dem Tisch standen kleine Töpfe mit Pflanzen, in Reih und Glied, als warteten sie auf ihren Einsatz. Hagen drückte die Klinke herunter. Abgeschlossen. Und warum? Weil in diesen Töpfen nichts Heilsames wuchs, sondern Schädliches, Schändliches, das den finsternen Absichten des Weibsbildes dienen konnte und deshalb nicht näher untersucht werden sollte? Er rüttelte an der Klinke und...

„Der liebe Onkel kann es gar nicht abwarten, alles präsentiert zu bekommen! Sei nicht ungeduldig, gleich wird deine Neugier befriedigt, gleich wirst du dir die Pflanzen genau ansehen können und viel zu ihnen erfahren.“

Höhnisch und hämisch klang ihre Stimme vom Eingang her. Beschämt ließ er von der Klinke ab und kehrte sich um. Sie kam langsam, genießerisch auf ihn zu und bemerkte sehr wohl, dass er die Hände zu Fäusten geballt und den Unterkiefer angespannt hatte. Über den weißen Kittel hatte sie einen schwarzen Wollmantel gezogen. Eigenartigerweise war an ihren weißen Hosen und weißen Schuhen kein einziger Schmutzspritzer.

So nahe wischte sie an ihm vorbei, um den Schlüssel in das Schloss der Glastür zu stecken, dass ihn ihre Hand streifte. Die Berührung war flüchtig – dennoch schoss ihr die Röte ins Gesicht und er schreckte unwillkürlich zurück und biss sich prompt auf die Lippen und ärgerte sich über sich selbst. Sein Bruder und die beiden Neffen betraten vor ihm den geöffneten Raum. Im Vorübergehen warf ihm Günther einen vorwurfsvollen Blick zu, in dem zu lesen war: Konntest du nicht auf uns warten? Musstest du schon vorab schnüffeln gehen und dich wunderlich benehmen und uns hier zum Gespött machen? Das Gesicht Gabriels schwebte vorüber, eine höfliche Maske, hinter der sich Verachtung versteckte. In Gerald's Antlitz irrlichterte es, wie es bei ihm üblich war, und seine Hände strichen fahrig an den Seiten seines Parkas entlang.

Hagen deutete nach rückwärts, hin zu den Gewächsen, die er begutachtet und erwogen hatte.

„Werden die Pflanzen in den Kübeln medizinisch eingesetzt?“

„Ganz recht. Sie heilen – im Gegensatz zu den Kräutlein, die ich euch gleich zeigen werde. Diese Kräutlein, die ihr in den Töpfen auf dem Tisch seht, nutzen nicht der Gesundheit. Sie leisten auf anderem Gebiet gute Dienste... Wartet ab, es wird euch interessieren!“

Nachdem Hagen als letzter der Gäste eingetreten war, schlüpfte sie in den Raum und deutete auf den Garderobenständer in der Ecke.

„Da werden wir unsere Mäntel hinhängen, notfalls übereinander. Es ist ein bisschen eng... Papa, möchtest du lieber sitzen? Hier ist ein Stuhl. Du möchtest lieber stehen wie die anderen? Nun, ich denke, es wird nicht allzu lange dauern. Bloß ein paar erklärende Worte zu meinem Spezialgebiet, veranschaulicht am lebenden Exemplar. Rückt nah an mich heran. Ganz nah... So ist es recht. Ich werde ein Pflänzlein nach dem anderen vorstellen, dann weiterreichen und jeder kann es in Ruhe inspizieren, während ich einige Erläuterungen abgebe... Bevor wir beginnen: Gerald, könntest du bitte die Tür schließen? Das hier drinnen herrschende Mikroklima muss erhalten bleiben.“

Als dies geschehen war, brach fast augenblicklich bei den Anwesenden der Schweiß aus. Nur bei Kira nicht – kein Tropfen prangte auf ihrer marmornen Stirn.

Sie reckte sich, ergriff den rechts außen stehenden Topf, postierte ihn direkt vor sich und betrachtete ihn. Zehn, zwanzig Sekunden vergingen, bevor sie zu sprechen begann, langsam, gleichmäßig, ohne das kleinste Beben, die geringste Erregung in der Stimme. Unbewegt war sie wie das Meer an einem windstillen Tag.

„Ich präsentiere euch mein Steckenpferd, genauer: meine Leidenschaft. Es betrifft das Gebiet innerhalb der Biologie, welches auch für Laien am faszinierendsten ist: das Gebiet der Giftpflanzen. Da gibt es viel zu entdecken, viel zu erforschen und zu experimentieren... Um das Wesentliche kurz zusammenzufassen: Im Grunde ist fast jede Pflanze eine Giftpflanze, denn fast jede Pflanze kann den tierischen und menschlichen Organismus schädigen oder ihn sogar zum Erliegen bringen. Es kommt ausschließlich auf die Dosis an. Sie entscheidet, ob die Flora dem Menschen hilft oder ihn ruiniert. Allerdings gibt es mehr giftige Pflanzen als im Allgemeinen angenommen, die einfach deswegen nicht zu letalen Zwecken eingesetzt werden können, weil man der zu beseitigenden Person so grotesk hohe Dosen davon verabreichen müsste, dass sie sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben würde und ihr Körper sofort mit einem starken Brechreiz reagieren würde. Aber das Reich der Flora enthält genug

Einheimisches und Exotisches, das für abträgliche Zwecke brauchbar und dabei unauffällig ist. Minimale Dosen bestimmter Pflanzen können Herz, Lunge und Leber kräftigen, während schon eine geringfügig erhöhte Dosis davon diese Organe irreparabel schädigt... Und solche Pflanzen können wir direkt vor unserer Haustür finden, am Wegesrand, an den Ufern kleiner Bäche, in Wäldern, in der Nähe von Zäunen, zwischen den verfallenen Mauern von Ruinen. Ein reizendes Blümelein, dessen himmelblaue Blüten aus dem Gras hervorlugen und unser Auge erfreuen, kann Wurzeln besitzen, die, verkocht zu einem Absud, den stärksten Mann fällen. Ein unauffälliges graugrünes Kräutlein, das uns rührt, weil es sich so tapfer zwischen zerbröselnden Steinen hindurchgezwängt hat, kann, zu einem Tee verarbeitet, eine ganze Familie in die Leichenhalle befördern. Es gibt Giftpflanzen mit den prächtigsten Blüten und andere mit Beeren, die so lecker aussehen, dass jeder liebend gern in sie hineinbeißen möchte. Es gibt manche, die schlecht riechen – um nicht zu sagen: stinken –, und wieder andere, die betörende Düfte verströmen. Jede einzelne Giftpflanze besitzt eine eigene Persönlichkeit. Jede einzelne besitzt die Stärke und Macht einer Göttin.“

Sie stockte, ergriff die Pflanze, die vor ihr stand, und betrachtete sie respektvoll, geradezu verehrend. Auf ihren Wangen lag jetzt ein Hauch von Rosa. Ihre Augen erstrahlten in einem klaren Rehbraun. Worte entströmten von neuem ihrem Mund, gleichmäßig und artikuliert:

„Beginnen wir mit diesem jungen Exemplar der *Coronilla varia*, auf Deutsch „Kronenwicke“. Auch wenn hier erst ein halber Stängel aus der Erde lugt, so könnt ihr aus dem Holzstab im Topf schließen, dass die Kronenwicke ein Rankgewächs ist und der Stängel bald im Wachsen einen festen Halt suchen und sich um den Holzstab winden wird. Im Juni, Juli, August und September blüht dieses Rankgewächs auf den Äckern, hinter Zäunen oder inmitten des Gebüschs. Trotz seiner hübschen weißen, rosaroten oder purpurfarbenen Blüten wirkt es schlicht und fällt nicht durch einen unangenehmen Geruch auf. Aber mag es sich noch so schlicht ausnehmen – wenn man es zerhackt und zerreibt, reichen bereits sechs Messerspitzen davon, vielleicht als Würze in eine heiße Brühe getan, um spektakuläre Erstickungsanfälle zu verursachen.“

Sie lächelte liebenswürdig und reichte den Topf zur näheren Begutachtung an Gerald, der ihr am nächsten stand. Ihre Hände griffen nach dem zweiten Topf in der Reihe.

„Dieses Kräutlein mit seinen winzigen schwarzroten Blüten wirkt auf uns ebenfalls unauffällig, vielleicht sogar noch unauffälliger als das erste. Das ist *Veratrum nigrum*, der Germer. Wir haben hier eine Miniaturausgabe davon. Im Wald oder auf Feldern kann der Germer, wenn der Boden trocken ist, so groß wie ein erwachsener Mann werden. Er riecht etwas unangenehm und schmeckt ziemlich scharf. Wenn man ihn jedoch zu Pulver oder einem Saft verarbeitet und in ein mit Chili versetztes Gericht rührt, ist dies genau das Richtige für jemanden, der es gern kräftig gewürzt mag. Bloß ein paar Teelöffel dieses Pulvers oder Saftes, und eines führt zum anderen: Es beginnt mit Husten, geht weiter zu Erbrechen und zu Leibschmerzen, von da zu blutigen Durchfällen, darauf zu Erstickungsanfällen und es endet mit dem Tod.“

Sie nickte dem Germer ernsthaft zu, während ihr Vater laut seufzte, die Hand auf das Herz gelegt, und sich geschwind auf dem Stuhl niederließ, den ihm Gerald geholt hatte. Der Germer wurde zur individuellen Begutachtung freigegeben und die Sprecherin schenkte dem nächsten Topf ihre Aufmerksamkeit. Darin wand sich eine grüne Pflanze um ein winziges Holzgitter. Sie trug weder Blüten noch Früchte.

„Erkennt ihr sie? Ihr müsst sie kennen. Ihr habt sie schon hundert-, nein, tausendmal gesehen, dicht bei Zäunen, nicht weit entfernt von Hecken, in Auwäldern. Ihr Name ist euch geläufig, vielleicht nicht ihr lateinischer, *Bryonia alba*, aber ihr deutscher. Das ist die Zaunrübe. Wie ihr seht, hat sie herzförmige Blätter. Im Frühjahr bekommt sie Blüten, die

winzigen gelben Sternen ähneln, und im Herbst bringt sie schwarze Beeren hervor, die zum Hineinbeißen verlocken. Wirksam sind nicht diese Beeren, wirksam ist der weiße Milchsaft in ihrer Wurzel. Kommt man versehentlich mit ihm in Kontakt, rötet sich sofort die Haut. Rührt man vier Esslöffel von diesem Saft in ein Glas Milch oder mischt es unter Hinzufügung von etwas Obstsaft einem flüssigen Joghurt unter und reicht diesen Drink einem unlieben Menschen, dann hustet er nach einigen Schlucken und schon ist seine Speiseröhre verätzt. Seine Glieder beginnen zu zucken, er führt einen wilden Tanz auf, bis – ja, bis er tot zusammenbricht. Wie man im Französischen sagt: Tant pis.“

Gabriel musterte die Pflanze starr, fast ungläubig, und Kira reichte sie ihm mit einem leichten Schmunzeln. Er hielt sie auf Armlänge von sich und gab sie rasch an Gerald weiter, der sie ausführlich begutachtete. Der nächste Topf wurde ins Zentrum gerückt.

„Diese große Pflanze habt ihr bestimmt schon in der Natur gesehen, aber vielleicht habt ihr sie trotz ihrer Größe nicht richtig wahrgenommen, habt euch nicht für sie interessiert. Es ist *Aconitum napellus*, übersetzt: der Eisenhut. Hier, diese dunkelblauen Blüten sind ihr Markenzeichen. Sie laufen in einen Schnabel zu und besitzen damit eine unverwechselbare Form. Der Eisenhut liebt die Nähe von Holz; er wächst überall, wo es Holz gibt, selbst auf Lichtungen, auf denen von den Bäumen nur Stümpfe übrig geblieben sind. Eisenhutsaft lässt sich vorzüglich für Saucen verwenden, denn er verleiht ihnen eine rettichartige Schärfe. Zwei, drei Esslöffel - oder auch vier, fünf, man soll da nicht geizen – hineingerührt und nach dem Genuss lassen die Schmerzen nicht lange auf sich warten. Krämpfe und Lähmungen folgen und am Ende steht der Tod.“

Gerald kicherte nervös und begann, an seiner Unterlippe zu kauen. Seine Schwester warf ihm einen Seitenblick zu. Ihre Augen funkelten vor Selbstgefälligkeit. Hagen, der die Reaktion jedes Einzelnen genau beobachtete, hätte ihr dafür am liebsten eine Tracht Prügel verpasst. Er ließ sich nichts anmerken und registrierte, wie enthusiastisch ihre Hände den fünften Topf ergriffen.

„Schaut sie euch an! Schaut sie euch genau an. Ist sie nicht reizend mit ihren reizenden gelben Blüten und ihren reizenden herzförmigen Blättern? Obendrein trägt sie einen reizenden deutschen Namen: Osterluzei. Auf Lateinisch: *Aristolochia clematitis*. Ein passender deutscher Name, nicht wahr? Wenn man ihre Blüten sieht, gelb wie ein Eidotter, dann muss man unwillkürlich an Ostern denken, das Fest des wiedererwachenden Lebens. Reizend, nicht wahr? Leider sind ihre anderen deutschen Namen – Ostergift, Luzifer – nicht so reizend. Sie wächst in Weinbergen, am Rand von Feldern, an Zäunen und Hecken. Die vorbildliche Hausfrau weiß die Osterluzei wohl zu verwenden. Geschickt schneidet sie deren Wurzel in Scheiben, emsig zerreibt sie sie und verarbeitet sie zu einem Saft. Ein fröhliches Lied auf den Lippen, gießt sie acht, neun Teelöffel davon in schäumendes Bier – dem Gatten schmeckt`s. Was für ein Schauspiel, wenn sein Herz zu rasen beginnt, wenn es schneller schlägt und immer schneller, wenn es pumpert und pocht, hämmert und trommelt, bis es endlich auf einen Schlag das Schlagen lässt. Bis es zur Ruhe kommt, zur ewigen Ruhe.“

Die Vortragende schielte zu Hagen hin, der, zwei Schritte von den anderen entfernt, in seiner üblichen Haltung mit vor der Brust gekreuzten Armen und steinerner Miene ihren Erläuterungen gelauscht hatte. Nein, sie konnte die anderen Burmeisters mit ihren effekthascherischen Stories in Schrecken versetzen, doch nicht ihn. Sollte sie sich an ihren eigenen Worten und an der Macht, die ihr ihr Wissen gab, berauschen – er blieb ruhig. Er verriet nicht mit einem Wimpernschlag, was in ihm vorging. Sie zuckte leicht mit den Achseln und rückte sich mit Fingern weiß wie Hermelin den nächsten Topf zurecht.

„Von diesem schönen und stolzen Gewächs habt ihr gewiss das eine oder andere gehört. Es ist die Tollkirsche, *Atropa belladonna*. Belladonna, das bedeutet „schöne Frau“. Den Namen

trägt die Pflanze, weil sich früher schöne Frauen den aus ihr gewonnenen Saft, das Atropin, in die Augen geträufelt haben. Atropin bewirkt, dass sich die Pupillen erweitern und die Augen besonders groß und glänzend erscheinen. Die blauen Blüten der Tollkirsche mögen euch in Bergwäldern oder in schattig-feuchten Gegenden aufgefallen sein, denn dort wächst sie mit Vorliebe. Wie ihr sehen könnt, trägt sie zur Zeit keine Frucht. Ich kann euch die Frucht also nur beschreiben. Sie ist eine kirschgroße dunkle Beere auf einem Kelch wie ein Stern. Äußerlich erscheint sie vertrauenserweckend, was sich als Irrtum herausstellt, denn alle Teile der Pflanze sind giftig. Und die Wirkung dieses Giftes ist umwerfend. Warum nennt man sie wohl auf Deutsch Tollkirsche, Tollkraut, Wutkirsche oder sogar Teufelsbeere? Der Name sagt viel... Ihr Genuss führt dazu, dass es dem Unvorsichtigen vor den Augen zu flimmern beginnt. Als nächstes schwillt sein Gesicht an und wird scharlachrot. Auf einmal hört er schwer. Er stammelt, er lallt, er redet irre. Am Ende steht das Delirium, die buchstäbliche Raserei. Der Tod bringt Erlösung.“

Kira hatte sich in Fahrt geredet. Ihre Wangen waren nun deutlich gerötet, ihre Augen sandten Blitze von einem Zuhörer zum anderen, ihre rechte Hand krampfte sich um den nächsten Topf, den sie mit einem Feixen zwischen Selbstgefälligkeit und närrischem Vergnügen inspizierte.

„Was wir hier haben? Fragt nicht, denn ihr kennt es, dieses Hexenkraut, das in keinem schwarzmagischen Trunk fehlen darf, das im Kessel jeder bösen Fee siedet. Darf ich vorstellen? *Hyoscyamus niger*, das Bilsenkraut. Habt keine Angst davor, auch wenn es uns äußerlich nicht zu betören vermag, mit seinen schmutzigrünen Blättern, den schmierigen Zottelhaaren an den Stängeln und den blassen Blüten. Es riecht unangenehm und scheut das Licht. Es gehört zur Nacht, es gehört der Königin der Nacht, der Hekate. Ihr wisst – oder etwa nicht? –, dass diese griechische Göttin die Herrin der Unterirdischen war, die nächtens mit einer Fackel in den Händen Wandelnde, immer begleitet von ihren flammenäugigen bellenden Hunden. Ihren Hunden hatte sie eine unstillbare Wut eingehaucht und sie stürzten sich auf alles Lebende und haben es zerrissen. Eine solche Wut haust ursächlich in ihrem Kraut, dem Bilsenkraut. Verarbeitet man den Wurzelstock oder zehn bis fünfzehn Blätter davon und mengt das Verarbeitete heimlich in die Nahrung, dann wird der Genuss bestraft mit Heiserkeit, Erbrechen und Zuckungen. Wird eine derart versetzte Nahrung verabreicht, kommt es zum Delirium, zu Lähmungen – und bald klopft der Sensenmann an die Tür.“

Günther stieß einen Laut zwischen Seufzen und Ächzen aus und konnte die Augen nicht von dem besprochenen Topf lassen. Mit fahriger Hand wischte er sich Schweißtropfen von der Stirn, die vermutlich nicht allein auf die Wärme der Kammer zurückzuführen waren. Er empfing den Topf von seiner Tochter und glotzte ihn noch lange an, nachdem die nächste Pflanze in den Mittelpunkt gerückt worden war.

„Dies Gewächs liebt ebenfalls die Dunkelheit, ergötzt sich an der sonnenlosen Finsternis, der lichtlosen Höhlung. Es trägt den einfachen Namen „Nachtschatten“, lateinisch *Solanum dulcamara*. Man findet es in hohlen Weidenbäumen, im Umkreis von Ruinen oder dicht bei geborstenen Zäunen, deren Holz feucht geworden ist. Der Nachtschatten ist eine unauffällige Pflanze. Sogar seine roten Beeren erregen im Herbst keine besondere Aufmerksamkeit... Rückt etwas näher, meine Lieben, damit ihr an seinem Stängel schnuppern könnt. Kein besonders lieblicher Geruch, nicht wahr? Aber es gibt ein Rezept für den Nachtschatten und das lautet: Zerhacke ihn äußerst fein, am besten mit dem elektrischen Mixer. Rühre sechs Esslöffel davon unter die Speise und verabreiche sie. Schon bald werden sich Krämpfe einstellen, ein schneller Puls, Erbrechen, Schweißausbrüche, Lähmungen. Am Ende, zur Erleichterung für alle Beteiligten, wird auf das letzte Ausatmen kein neues Einatmen mehr folgen.“

Gabriel lockerte seine Krawatte und musste sich räuspern, was seine Schwester dazu veranlasste, ihm den nächsten Kandidaten in der Reihe unter die Nase zu halten.

„Teurer Bruder, du als angehender Doktor der Juristerei hast bestimmt auch ein immenses Allgemeinwissen. Kannst du uns den Namen dieser Pflanze nennen?“

Er antwortete von oben herab:

„Jedes Kind weiß doch, dass dies der Fingerhut ist.“

Sie stellte den Topf ab, lachte grell und deutete ein Beifallklatschen an.

„Bravo, hochgelahrter Gabriel! Ja, ganz recht, das ist der Fingerhut. *Digitalis purpurea*. Seine wie ein Fingerhut geformten Blüten sind unverkennbar. Im Sommer blüht er in vielen Gärten und ist eine Augenweide. Es ist allgemein bekannt, dass man aus seinem Saft ein potentes Herzmittel herstellt. Nur gilt hier die maßgebliche Regel: Die Dosis macht das Gift. Was in kleinen Mengen heilt, ist in großen Mengen tödlich. Zehn Teelöffel vom Fingerhutsaft in einen Latte macchiato gerührt, ordentlich braunen Zucker darauf getan und das Getränk serviert. Wer es geschlürft hat, dessen Herz mag nicht mehr schlagen.“

Gerald holte seinen Skizzenblock und einen Bleistift aus seiner Umhängetasche. Er legte den Block auf den Tisch, rückte sich energisch den Topf zurecht und begann, einen prächtigen Stängel mit schnellen, dünnen Strichen auf das Papier zu bannen.

„Interessiert dich der Fingerhut so sehr, Bruderherz, oder magst du keine weiteren Informationen über diese niedlichen Kräutlein? Dabei sind bloß noch zwei Pöttchen übrig und das, was in ihnen wächst, liegt mir besonders am Herzen. Schaut, hier ist der Stechapfel, *Datura stramonium*. Den Schönheitssinn der Menschen spricht er meist nicht an mit seinen weißen, fast farblos wirkenden Blüten. Er mag nun einmal kein Licht und er duftet nicht angenehm. Es lässt sich sogar sagen, dass er widerlich stinkt, der Arme. Außerdem hat seine Frucht, eine mit Dornen besetzte grüne Kapsel, die groß wie ein Apfel ist, einen gewöhnungsbedürftigen Geschmack. Nicht süß und lecker liegt sie im Mund, sondern äußerst bitter. Alles wird jedoch aufgewogen von der umwerfenden Wirkung des Stechapfels. Drängt man jemanden, die Pflanze in frischem Zustand zu essen, dann wird man bald Zeuge eines interessanten und qualvollen Todeskampfes.“

Kira tat, als kümmere sie sich nicht um den Effekt ihrer Worte. Sie griff gleich zu dem letzten Objekt, hob es für einen Moment hoch über ihren Kopf und ähnelte dabei einer als Wissenschaftlerin verkleideten Priesterin, welche, die große Göttin anrufend, einen Kelch emporreckt. Danach stellte sie den Topf auf den Tisch zurück und sagte tonlos, fast leiernd:

„Ist er nicht allerliebste, dieser kleine Baum, dieser Minibaum, dieser Babybaum, nein, eigentlich ist das der Embryo eines Baums. Mögen ihn alle Göttinnen im Kosmos beschützen und dafür sorgen, dass er einmal eine große und starke Eibe wird – *Taxus baccata*. Ich liebe Eiben. Im Totenkult vieler Länder spielen sie eine wichtige Rolle. Man findet sie auch hier in England in der Nähe von Friedhöfen und Landkirchen. Sie sind den Totengöttinnen geweiht. Alte Eiben sind oft von Efeu umwuchert – ein malerischer Anblick. Ihre schmucken roten Früchte sind essbar und sogar sehr lecker – oder glaubt ihr mir das nicht? Probiert es aus und überzeugt euch selbst. Die toxischen Teile der Eibe sind die Nadeln. Die Germanen haben aus ihnen das Gift gewonnen, in das sie ihre Pfeile tauchten. Praktikabler ist es, wenn man die Nadeln hackt, dann zu einem Pulver verarbeitet und 150 bis 200 g des Pulvers in ein kräftig schmeckendes Gebräu streut. Der Mensch, der den Trank zu sich nimmt, leidet kurz darauf unter Lähmungen - und stirbt.“

„Warum erzählst du uns das alles? Willst du uns Angst einjagen? Oder willst du uns mit dem Schicksal bekannt machen, das du uns zugedacht hast?“

Kira stellte den Topf mit dem Eibenschössling bedächtig auf den Tisch zurück und wendete sich Hagen zu, der die vor der Brust gefalteten Arme gelöst hatte. Er hatte sich keinen einzigen Topf näher angesehen und ignorierte jetzt starrsinnig die Reaktion der übrigen auf seine provokante Frage: das Kopfschütteln, die nach oben verdrehten Augen, das genervte „Aber, Onkel!“

„Du bist im Irrtum, mein Lieber. Wo bleibt dein Vertrauen? Ich wollte euch bloß mit meinem Forschungsgebiet bekannt machen – ohne Hintergedanken, das musst du mir glauben. Eine Abfolge wissenschaftlich gesicherter Daten, anschaulich und verständlich aufbereitet. Zum Zeitvertreib. Zum Amüsement. Wirklich ganz harmlos.“

„Wissenschaftlich gesicherte Daten zum Zeitvertreib. Das kannst du anderen weismachen. Nicht mir.“

„Glaubst du mir nicht?“

„Ich glaube dir kein Wort und vertraue dir nicht im Geringsten.“

Lächelnd senkte Kira den Kopf und warf ihm zwischen den Wimpern einen spöttischen Blick zu, bevor sie das Wort an die übrigen richtete.

„Und ihr – glaubt ihr mir auch nicht?“

„Aber natürlich glauben wir dir!“

Günther schlang einen Arm um seine Tochter und funkelte seinen Bruder unwillig an.

„Hagen, ich möchte nicht, dass du so mit meiner Tochter umgehst! Kiki gibt sich alle Mühe, erzählt uns solch interessante Sachen und du – du beleidigst sie und damit mich, ihren Vater!“ Der Geschmähte schnaubte verächtlich.

„Ja, gebt mir die Schuld! Ich bin der Spielverderber, ich bin der Böse, der Narr, der Halluzinationen hat und an Paranoia leidet. Wartet nur ab: Am Ende wird sich herausstellen, wer von uns der Narr gewesen ist.“

Gabriel warf beschwichtigend ein:

„Onkel, lass es gut sein. Wir sind hergekommen, um einen Konsens herzustellen, einen Vergleich zu bewerkstelligen, um uns zu versöhnen, und damit das Projekt gelingt, sollten wir alle positiv gestimmt sein und vor allem auf jede kontraproduktive Äußerung verzichten. Dir, liebe Schwester, spreche ich meinen herzlichen Dank für deine Präsentation aus. Sie war außerordentlich aufschlussreich und ich kann wohl behaupten, dass wir alle dank deiner Mühe viel Neues erfahren und gelernt haben.“

Hagen fühlte, dass ihm die Galle hochkam. Unfähig, die gegen ihn gerichtete feindliche Stimmung länger zu ertragen, stürmte er wortlos hinaus. Er gewährte nicht mehr die peinlich berührten Blicke der Zurückgebliebenen, das Schulterzucken und das unbehagliche Schweigen, das schließlich von der Herrin des Gewächshauses durchbrochen wurde.

„Keine Ursache, lieber Gabriel. Ich habe gern zu eurer Unterhaltung und Belehrung beigetragen. Und jetzt entlasse ich euch. Ruht euch aus, erkundet das Gut. Streift ein wenig in der Gegend umher oder macht es euch im Haus gemütlich. Den Weg zurück findet ihr allein, nicht wahr? Wir treffen uns um 20 Uhr wieder in der Halle. Mein Mann und ich werden euch zu Ehren ein Festmahl veranstalten. Unsere Köchin wird ein Essen zubereiten, das euch bestimmt schmecken wird, dazu werden wir einen guten Tropfen aus unserem Weinkeller holen und ihr werdet unseren geschätzten Freund Rüdiger von Berghofen wiedersehen. Auf die Mitwirkung dieser Kräutlein hier“ – ihr Blick umfasste liebevoll die zehn Töpfe, die wie am Anfang in Reih und Glied standen – „wollen wir besser verzichten.“

Von Berghofen besah sich, wie es seiner Gewohnheit und seinem Beruf als Innenarchitekt entsprach, die Halle gründlich, obwohl er sie seit langem kannte. Man hatte sie für das Dinner hergerichtet und ihr ein glanzvolleres Aussehen verliehen. Das elektrische Licht milderten brennende Kerzen, die in im ganzen Raum verteilten silbernen Kandelabern steckten. Die Tafel war zwar nur für sieben Personen gedeckt, doch die Gedecke waren so raumgreifend arrangiert, dass ihre für die Länge der Tafel geringe Anzahl kaum auffiel. Das antik anmutende schwere Besteck war aus Silber, das Geschirr stammte von einer der ältesten englischen Manufakturen, die vor einigen Jahren pleite gegangen war, die Bleikristall-Gläser glichen Pokalen. Decke und Servietten waren aus festlich-weißem Leinen. Dunkelrote Rosen, deren Stiele man bis auf einen Stummel abgeschnitten hatte, überschwemmten die Tafel und verliehen ihr einen dramatischen Touch. Den kleinen, in die Ecke neben das Sideboard gerückten Tisch okkupierte eine riesige kobaltfarbene Vase, in der sich dunkelrote Rosen drängten. Die Halle war bis in den letzten Winkel hinein durchweht von Rosenduft und von Berghofen musste unwillkürlich an die Bankette des römischen Kaisers Heliogabal denken, bei denen Gäste unter herabregnenden Rosenblüten erstickt wurden.

Seine Nase kräuselte sich, Kopfschmerzen drohten und er beschied, dass ihm diese spezielle Ausstattung – die es bei den anderen Festen in der Halle, zu denen man ihn in der Vergangenheit eingeladen hatte, nicht gegeben hatte – missfiel. Zu pompös, zu theatralisch, zu düster. Kein guter Stil. Das hatte sicher nicht die Zustimmung seines Freundes Augustus gefunden. Augustus war zu fein für ein solches Spektakel. Das hatte dieses Weibsbild veranlasst, aber zu welchem Zweck? Jedenfalls nicht, damit sich die Gäste wohlfühlten. Sein Auge fing einen Blitz auf, der von den gekreuzten Schwertern an der Wand kam. Man hatte die Schwerter auf Hochglanz poliert – und vielleicht sogar geschärft? Allein die Ebenholzuhr war jeder Verschlimmbesserung entgangen und tickte ominös wie eh und je.

Er seufzte und überlegte, ob er sich auf das ins Abseits geschobene Sofa setzen sollte. Bis zum Beginn des Essens war noch reichlich Zeit, denn er war bewusst zu früh gekommen, mit der Absicht, vorher ein paar private Worte mit dem lieben Augustus zu wechseln, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, ihn aufzumuntern und zu trösten. Leider hatte sich herausgestellt, dass es Probleme mit einer kalbenden Kuh gab und Augustus noch im Stall bei ihr war. Trotz seines schwächlichen Aussehens konnte er zupacken und dabei ungeahnte Kräfte entwickeln, das Herzchen... Er selbst wollte in Smoking und Lackschuhen begreiflicherweise keinen Stall betreten und musste hier ausharren und darauf hoffen, dass es sich die grässliche Hausfrau nicht in den Kopf setzte, ihm beim Warten Gesellschaft zu leisten.

Eine ferne Tür klappte. Wenig später erklangen energische Schritte auf der Galerie. Er spähte nach oben. Hagen, ebenfalls im Smoking, eilte die Treppe herab.

„Erinnern sie sich an mich, Herr von Berghofen?“

„Selbstverständlich. Mein Gedächtnis hat mich bis jetzt nie im Stich gelassen. Sie sind der Schwager unserer verehrten Hausherrin. Wir haben uns einige Male in Berlin in Ihrer Kanzlei getroffen und bei der Hochzeitsfeier ein paar Worte gewechselt.“

Sie gaben sich die Hand und Hagen dirigierte ihn zu dem Sofa, während er auf dem Sessel Platz nahm. Von Berghofen fiel auf, wie selbstsicher sich der Mann bewegte – als wäre ihm diese Umgebung seit vielen Jahren vertraut.

„Ich freue mich, Sie allein anzutreffen, Herr von Berghofen. So können wir mancherlei Gedanken austauschen, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Weil ich nicht weiß, wie viel Zeit uns bleibt, bevor die anderen eintreffen, werde ich gleich zur Sache kommen und offen und schnörkellos reden, wie es meine Art ist. Heute Nachmittag hat Kira ihren Vater,

ihre Brüder und mich in ihr Gewächshaus eingeladen, um uns einen Vortrag über heimische Giftpflanzen zu halten.“

„Das sieht ihr ähnlich.“

„Ja? Sieht es ihr ähnlich? Erstaunt es Sie nicht, dass uns Kira detailliert berichtet hat, welche Teile der Pflanzen giftig sind und welche Dosis tödlich ist? Dass sie genüsslich geschildert hat, welche Qualen der Vergiftete erleidet, bevor er stirbt?“

„Sie liebt das Morbide.“

„Ist es bei ihr wirklich bloß ein Hang zum Morbiden?“

Hagen beugte sich vor, bis er kaum zehn Zentimeter vom Gesicht seines Gesprächspartners entfernt war. In seinen Augen stand ihm, einer lodernen Flamme gleich, ein unheimliches Licht. Sein Gegenüber wäre gern zurückgewichen und unterdrückte den Impuls mit Mühe. Was wollte dieser fürchterliche Mensch von ihm?

„Und wenn ich Ihnen nun sage, dass sie keinen Hehl daraus macht, wie sehr sie mich hasst? Dass sie ihren Vater und ihre Brüder, vor allem aber mich töten will und uns aus diesem und keinem anderen Grund hierher gelockt hat? Würde es sie überraschen?“

Von Berghofen, der glaubte, Hagen wolle ihn am Revers packen, konnte sich nicht mehr beherrschen und zuckte zurück. Er fühlte sich überwältigt und – wie immer in solchen Fällen – ängstlich. Seine Hände waren eisig und er wusste, dass er, wenn er jetzt antworten musste, bloß ein Gestammel zuwege bringen würde. Zu seinem Glück sprach Hagen weiter.

„Ich will Ihnen nicht verhehlen, dass mein Bruder und meine Neffen meine Meinung nicht teilen und mich für übertrieben misstrauisch halten. Es stimmt, es gibt keine stichhaltigen Beweise für diesen Verdacht. Vor Gericht wäre mein Ruf ruiniert, wenn ich etwas Ähnliches laut äußern würde. Trotzdem bin ich felsenfest überzeugt, dass Kira den Tod ihres ersten Mannes an den Burmeisters rächen will. Wir hatten in den letzten Jahren mit ihr wenig Kontakt – ich gar keinen –, aber Sie haben sie gesehen, haben sie kennen gelernt, wissen, wie sie sich seit ihrer Ankunft in England entwickelt hat. Deshalb die Frage: Halten Sie Kira einer kompromisslosen, jedes Gesetz missachtenden Rache für fähig?“

Er lehnte sich zurück und von Berghofen, der sich einigermaßen gefangen hatte, wollte ein paar Beschwichtigungen, ein paar Unverbindlichkeiten murmeln. Auf einmal kam ihm ein grauenhafter Gedanke und er platzte heraus:

„Glauben Sie, dass sie bei ihrem Rachefeldzug auch Augustus töten will? Um einen Mitwisser zu beseitigen?“

Hagen nickte grimmig.

„Ich traue ihr ohne Weiteres zu, dass sie am Ende ihren Mann tötet und vielleicht sogar ihren Sohn.“

„Das ist entsetzlich.“ Von Berghofen sackte in sich zusammen. „Der arme Augustus. Er ist so hilflos, fast wie ein Kind. Er hat keine Hoffnung mehr, dass sich die Situation bessern könnte und wird sich nicht verteidigen. Man muss ihn beschützen.“

„Man beschützt ihn am besten, wenn man die Augen offen hält und Kiras Tun und Treiben überwacht. Mit viel Glück kann es gelingen, ihre Anschläge zu vereiteln. Ich habe mich schon mit dem ganzen Haus vertraut gemacht, habe das Terrain sondiert. Ich habe dieses Gebäude hier durchstöbert, vom Dachboden bis zum Keller, habe nach abgelegenen Kammern gesucht, nach getarnten Verbindungstüren, privaten Laboren, Verschlagen mit verdächtigen Gerätschaften, was weiß ich. Leider war nichts Auffälliges zu entdecken, auch nicht im Weinkeller, in dem so viele Flaschen Amontillado lagern. Nichts. Aber ich suche weiter und halte Augen und Ohren offen. Sie können etwas anderes machen: Kramen Sie in Ihrem Gedächtnis, versuchen Sie, sich zu erinnern, ob Kira nicht irgendwann eine Bemerkung fallen ließ, die auf das hindeutet, was sie vorhat. Etwas, das Ihnen damals harmlos vorkam und das nun in einem neuen Licht erscheint. Wenden Sie sich außerdem an Ihren Freund Augustus

und versuchen Sie, ihn behutsam zu befragen, ob er etwas in Zusammenhang mit seiner Frau suspekt findet. Es sollte möglichst handfest sein. Keine bloße Mutmaßung oder Befürchtung.“

Doch sein Gesprächspartner hörte nicht mehr zu, sondern jammerte:

„Augustus in Gefahr! Wie können wir ihn retten?“

Hagen seufzte.

„Um ihn zu retten, müssen wir mehr wissen. Wollen Sie dabei helfen, mehr in Erfahrung zu bringen? Wollen Sie versuchen, sich an alles zu erinnern, was wichtig sein könnte, und dahingehend auch Ihren Freund befragen?“

„Ich werde alles machen, um Augustus zu retten. Ich werde nachdenken, werde mich erinnern und zur Stelle sein. Soll ich schwören?“

„Nein. Das Versprechen eines Ehrenmannes reicht mir.“

In diesem Moment polterte ein strahlender Günther die Treppe herab.

„Hagen, du wirst es nicht glauben, wie gut ich mich mit meinem Enkelchen verstehe! Blut ist eben dicker als Wasser... Ah, Herr von Berghofen! Habe Sie gleich erkannt. Wie geht es Ihnen?“

Nach dem Austausch höflicher Floskeln setzte er sich zu den beiden und begann, die Intelligenz seines Enkels zu rühmen. Die Giftpflanzen, die seine Tochter im Gewächshaus vorgestellt hatte, waren offenbar seinem Gedächtnis entfallen oder zumindest vom Enthusiasmus in den hintersten Winkel seines Geistes gedrängt worden. Kurz darauf schlenderten Gabriel und Gerald die Treppe herab und keine Minute später erschien Lord Attlin im Smoking, aber mit wirren Haaren. Er begrüßte die Anwesenden flüsternd und bedachte seinen Freund mit einem solch geisterhaften Lächeln, dass dieser erschrak.

Ein Impuls ließ Hagen zur Treppe blicken und deshalb war er der erste, der sah, wie Kira die Stufen zur Halle hinunterschritt. Einer Königin glich sie, eine Königin war sie in ihrer Robe aus dunkelrotem Samt, die vorn wie ein Mieder geschnitten war und hinten in einer kleinen Schleppe auslief. An dem tiefen Dekolleté, das einen beträchtlichen Teil ihrer weißen Brüste enthüllte, war eine silberne Rose befestigt. Eine weitere steckte in ihrem Haar, das ihr offen auf die Schultern fiel. Hagen dachte schauernd: „Sie ist schön wie Schneewittchens Stiefmutter.“ Er starrte ihr auf die dunkelrot geschminkten Lippen, die einer aufgebrochenen Wunde glichen, und in die trüben, mit Kajal hervorgehobenen Augen. Sie starrte zurück, aufrecht, würdevoll, entschlossen. Er konnte den Blick nicht mehr von ihr nehmen und ein festes, finsternes Band umschlang Onkel und Nichte. Die Gespräche der anderen verstummten. Nun beobachteten alle ihren Auftritt und in die entstandene Stille fielen die dröhnenden, ächzenden Schläge der Standuhr.

Als Kira unmittelbar vor dem immer noch sitzenden Hagen anhielt, schenkte sie ihm ein feines Lächeln.

„Du hast dir das Herrenhaus gründlich angesehen?“

„Man muss das Terrain erkunden. Muss auf alles vorbereitet sein.“

Er erhob sich. An dem Augenkontakt änderte sich nichts.

„Hast du vielleicht etwas Verdächtiges gefunden?“

„Wäre es so, wärest du die Letzte, die davon erfährt.“

Ihre Stimme war wie ein helles, grelles Glöcklein:

„Der liebe Onkel. Unverblümt wie eh und je. Es nimmt nicht wunder, wenn du Feinde hast.“

Abrupt wandte sie sich ab und sagte zu den anderen mit normaler Stimme:

„Ich bitte zu Tisch. Es gibt Platzkarten zu eurer Bequemlichkeit. Mit dem Einverständnis meines edlen Mannes werde ich heute am Ende der Tafel sitzen, um das Servieren besser

überwachen zu können. Links von mir wird Augustus Platz nehmen und rechts der gute Papa. Den kleinen Roderick werdet ihr sicher entschuldigen. Er ist bereits zu Bett gegangen.“

Auf ein Läuten der Hausfrau hin tischten die Köchin und das Zimmermädchen den ersten Gang auf. Zu den Forellenfilets auf Salat wurde – was recht ungewöhnlich war – ein schwerer Rotwein eingeschenkt. Kira hob ihr Glas.

„Eingedenk der gestrigen Szene beim Teetrinken werde ich zu eurer Beruhigung zuerst von dem Wein kosten. Niemand soll insgeheim fürchten, dass dieser köstliche Burgunder mit *Hyoscyamus niger* oder *Digitalis purpurea* versetzt ist... So. Schmeckt großartig und, wie ihr beobachten könnt, es geht mir danach gut. Ich habe weder Krampfanfälle bekommen, noch bin ich tot umgefallen. Heben wir also gemeinsam das Glas – und damit mein teurer Mann zu Ehren kommt, schlage ich als Toast das Motto vor, welches seit Jahrhunderten das Wappen seiner Familie ziert: NEMO ME IMPUNE LACESSIT.“

Die Hände krampften sich um die Gläser, die Arme hoben sich widerwillig. Der Wein war vorzüglich, aber nach ihren Worten mundete er niemandem. Das folgende Essen war ebenfalls ausgezeichnet und Günther ließ seine Bedenken und Hemmungen rasch fallen und griff mit Appetit zu. Bald taten es ihm Gerald und Gabriel nach. Von Berghofen aß nur aus Höflichkeit von jeder Speise etwas und blickte in einem fort zu seinem Freund hinüber, der wie ein Vöglein von seinem Teller einen Bissen hier, einen Bissen dort pickte und zunehmend bleicher und elender aussah. Hagen schaufelte die Kost unwirsch in sich hinein. Er teilte seine Konzentration zwischen dem Essen und der Tischgesellschaft auf und beteiligte sich nicht an der spärlich fließenden Konversation. Die Hausherrin wiederum tat, als wären die Gerichte ganz nach ihrem Geschmack und als würde sie sich großartig amüsieren. Sie übertrieb so maßlos, dass alle erkannten – und erkennen sollten –, dass es sich um eine reine Schmierenkomödie handelte.

Das Dessert wurde schließlich in anhaltendem Schweigen eingenommen. Hätte ein Maler diese Gesellschaft porträtiert, dann hätte er seine Freude an den unterschiedlichen Temperamenten und den auf den Gesichtern erscheinenden Affekten der Versammelten gehabt. Vermutlich hätte er sie zu einer Parodie von da Vincis „Abendmahl“ umgruppiert. Rechts und links außen saßen bei ihm die jungen Apostel Gabriel und Gerald, der eine ernst, in Gedanken versunken und ein wenig hochmütig, der andere ein Schalk, der sich langweilte und dem man ansah, dass er an jedem anderen Ort lieber gewesen wäre als hier. Von Berghofen – ganz vornehmer Patrizier, ganz besorgter Freund –, der vom Betrachter aus links neben Gabriel sitzen würde, hätte auffällig-unauffällig zum rechts neben Gerald platzierten Lord Attlin gespäht, dem Schmerzensmann, der verfallen war dem wehvollen Erbe, dessen Herz erstarrt war, zernagt von der schrecklichen Wunde. In der Mitte, angestrahlt von einem von oben einfallenden Licht, würde Kira thronen, souverän, verzückt, den Kopf hoheitsvoll erhoben, den Betrachter mit klaren Augen durchforschend. Auf der anderen Seite des Tisches, etwas abgerückt, aber auf einer Sichtlinie mit der Person in der Mitte, würde Hagen stehen, ein dunkler, düsterer Gesell, dem die Rachsucht im Gesicht eingeschrieben war.

Als die Käseplatten und das Brot auf dem Tisch standen und ein Weißwein in den Gläsern funkelte, durchbrach Kira die in der Zwischenzeit drückend gewordene Stille.

„Ich glaube, es ist an der Zeit, für etwas Kurzweil zu sorgen, für ein gewisses Amusement, aber auf niveauvolle Weise. Ich schlage ein heiteres Gespräch in der Halle vor: ein Streitgespräch, damit unsere grauen Zellen wieder in Gang kommen. Einverstanden? Keine Angst, ich will keine Thematik aus der Botanik zur Diskussion stellen, sondern eine aus einem Gebiet, mit dem die meisten Gäste hier vertraut sind. Es ist ein juristisches Thema, zu dem ich ein paar Fragen hätte, die ihr mir bestimmt mit Freuden beantworten werdet.“

Sie warf einen Seitenblick auf Attilin, der mit seinen Fingern spielte.

„Augustus ist daran ebenfalls brennend interessiert und für unseren geschätzten Freund Rüdiger von Berghofen, ebenso wie für dich, Gerald, dürfte die Materie unterhaltsam und vielleicht sogar spannend sein. Also... ich frage mich...“

Sie zögerte, schaute nach unten, auf ihren Schoß, in dem die gefalteten Hände züchtig lagen, hob dann rasch den Kopf und lächelte engelssüß und offen und – was alle Anwesenden in Erstaunen versetzte – ohne die geringste Beimischung von Ironie.

„Ich frage mich, wann sich in der westlichen Zivilisation die Meinung durchgesetzt hat, man müsse die private Rache für ein begangenes Unrecht für unzulässig erklären. Wann hat der Staat damit begonnen, die Bestrafung an sich zu reißen?“

„Oh., da kann ich dir helfen.“ Gabriel wurde lebhaft und setzte sich kerzengerade hin. „Die Überstellung der Bestrafung an eine staatliche Institution hängt mit der verfassungsrechtlichen Gewaltenteilung in Exekutive, Legislative und Judikative zusammen. Ich kenne mich besonders mit Frankreich aus, denn ich bearbeite dieses Thema am Beispiel Frankreichs im Rahmen meiner Dissertation, und deswegen weiß ich, dass der Gedanke der Überstellung der Bestrafung in Frankreich erst zur Zeit Montesquieus aufkam. In der Folge einigte man sich darauf, dass Rechtsstreitereien einer höheren Instanz unterliegen sollten, die über den Einzelpersonen, den Gegnern oder den Parteien stand. Von dem Zeitpunkt an müssen sich die Individuen einer äußeren Autorität beugen, die ihnen als richterliche Gewalt und als politische Macht entgegentritt.“

„Und ab diesem Moment gab es ein modernes Rechtssystem, eine moderne Strafgesetzgebung mit Richtern, Beisitzern, Staatsanwälten und Verteidigern?“

„Nein, so schnell ging es nicht. Betrachten wir wieder Frankreich. Dort finden wir eine Zwischenstufe, welche mit dem Amt des Prokurators des Königs in Verbindung stand. Der Prokurator des Königs stellte sich auf die Seite des Opfers und verkündete, auf den Täter weisend: „Wenn dieser Mensch jemandem Unrecht angetan hat, dann erkläre ich als Vertreter des Herrschers, dass er damit auch gegen das Recht des Herrschers, gegen dessen Macht, gegen die von ihm geschaffene Ordnung und die von ihm erlassenen Gesetze verstoßen hat.“ Damit stellen sich der Herrscher und die politische Macht neben das Opfer. Im weiteren Verlauf der Geschichte verdrängen sie es allmählich.“

„Und in ihrer stellvertretenden Funktion üben der Herrscher durch seinen Prokurator und die politische Macht für das Opfer Vergeltung?“

„Nein, das trifft nicht zu. Nach der Überarbeitung des Strafsystems durch Beccaria, Bentham, Brissot und auch Rousseau wurde das Verbrechen auf eine neue Art verstanden. Es galt nun nicht mehr als eine Sünde, ein Verstoß gegen ein göttliches Gesetz, gegen ein Naturgesetz oder ein Sittengesetz. Statt dessen bedeutete es eine Schädigung der Gesellschaft. Die Konsequenz davon war, dass das Strafrecht nicht auf eine Vergeltung ausgerichtet wurde, sondern lediglich die Wiedergutmachung des Schadens verlangte, den der Straftäter der Gesellschaft zugefügt hatte. Doch auch das änderte sich im Laufe der Zeit. Ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts zielte die Strafgesetzgebung nicht mehr auf das gesellschaftlich Nützliche, sondern konzentrierte sich statt dessen auf die Kontrolle und Disziplinierung des Straftäters. Und diese Tendenz schreibt sich bis in die Gegenwart fort. Es geht nun primär, wenn nicht sogar ausschließlich, um die psychologische oder ethische Umbildung des Straftäters.“

Gabriel lehnte sich zufrieden mit sich selbst zurück, aber Kira ließ ihm keine Ruhe. Sie beugte sich vor und fragte eifrig wie ein Schulmädchen:

„Wie lief es eigentlich vor dieser Zeit ab, bevor dieser Umwandlungsprozess in Gang kam – sagen wir, im germanischen Recht?“

Der Befragte straffte sich und wollte gerade mit professoraler Miene zu einer Antwort ansetzen, als sich sein Vater einmischte.

„Meine liebe Kiki, mit dem germanischen Recht kenne ich mich aus, damit habe ich mich in meiner Examensarbeit auseinandergesetzt und später den einen oder anderen Vortrag zu dem Thema gehalten. Kann sein, dass ich im Laufe der Zeit ein paar Einzelheiten vergessen habe, aber insgesamt ist mir die Materie geläufig. Also... Im alten germanischen Recht wurden Rechtsstreitigkeiten zwischen zwei Personen durch eine sogenannte Probe entschieden. Sie ähnelte einem Duell. Wenn ein Mensch erklärte, er wäre das Opfer eines Unrechts geworden, und von dem, der nach seiner Überzeugung das Unrecht begangen hatte, die Wiedergutmachung verlangte, entspann sich so etwas wie ein Zweikampf zwischen den beiden Kontrahenten. Das strafrechtliche Verfahren war lediglich die Ritualisierung dieses Zweikampfes.“

„Galt dies gleichfalls, wenn es sich um einen Mord handelte? Oder änderten sich dann die Bedingungen des ritualisierten Zweikampfes?“

„In dem Fall konnte ein naher Angehöriger der getöteten Person das Recht auf Rache ausüben, und das hieß, dass es ihm gestattet war, den Mörder seinerseits zu töten. Allerdings mussten dabei bestimmte Regeln und Formen beachtet werden. Die Ausübung der Rache war, wie schon gesagt, ritualisiert. Die Ritualisierung zeigte an, dass die Vergeltung im Bereich des Rechts stattfand. Des Weiteren gab es die Möglichkeit eines Vergleichs. Sowohl der Geschädigte wie auch der Schädiger bedienten sich, wenn ein Vergleich angestrebt wurde, eines Schiedsrichters. Dieser legte mit Zustimmung beider Parteien eine Geldsumme fest, mit der sich der Schädiger freikaufen konnte – aber nicht von seiner Schuld, denn eine Kategorie wie die der Schuld gab es im alten germanischen Recht nicht. Er kaufte sich von der Rache frei, von der Rache als Folge seiner Tat. Nach dem Freikauf hatte er das Recht, künftig in Frieden zu leben...“

„Warum erzählst du ihr das alles?“

Hagen schlug mit solcher Wucht auf den Tisch, dass Teller tanzten, Gläser klirrten und der darin verbliebene Wein bis fast zum Rand schwappte. Alle zuckten zusammen, bloß die Hausherrin nicht. Sie lehnte sich aufatmend zurück.

„Begreift ihr nicht, woraus sie hinaus will? Ihr geht es nicht um die Überstellung der Bestrafung oder um einen Freikauf. Ihr geht es allein um Rache. Um IHRE Rache.“

Anklagend wies er mit dem Finger auf sie.

„Darum geht es dir, nicht wahr? Um das alttestamentarische Prinzip Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wozu sich nach früheren Rechtsgepflogenheiten erkundigen?“

„Du irrst dich.“

Kiras Mundwinkel zogen sich nach oben und es erschien ein Grübchen.

„Es interessiert mich wirklich zu erfahren, wie man vor vielen Jahrhunderten mit Mördern umgegangen ist und ob es jemals in der Geschichte um etwas wie Gerechtigkeit ging. Ob es je darum ging, den gleichen Stoff, aus dem das Unrecht geformt worden war, im gleichen Maß, aufs Gramm abgestimmt, dem Täter zurückzugeben.“

Ihre Stimme wurde hart.

„Antworte du mir: Gab es jemals eine Zeit, in der die Würde des Opfers wiederhergestellt wurde, in der das vergossene Blut mit vergossenem Blut vermischt und der Mörder in das Meer des Leidens und der Tränen versenkt wurde, in das er diejenigen, die dem Opfer nahe standen, getaucht hatte?“

„Vermische nicht Recht mit Rache!“

„Mir geht es nicht um Rache, sondern um Gerechtigkeit, und wenn der Staat einem unschuldig der Freude seines Lebens beraubten Menschen nicht zu einem gerechten Ausgleich verhelfen kann oder will, was bleibt dann anderes übrig als Selbstjustiz?“

„Selbstjustiz.“ Hagen schlug erneut auf den Tisch. „Darum ist es dir zu tun und um nichts weiter. Du willst mich, willst uns alle töten und meinst, auf diese Weise den Tod Starkads vergelten zu können. Ihm einen Sinn zu geben. In deiner Selbstherrlichkeit fühlst du dich uneingeschränkt im Recht und klammerst dich dennoch an Illusionen. Wach auf und begreife, dass dein Starkad keineswegs ein strahlender Held gewesen war, sondern ein Alkoholiker, der kurz davor stand, die Kanzlei zu ruinieren.“

„Jetzt reicht es.“

Abrupt sprang Günther auf. Eine Zornesader schwoll an seiner Stirn.

„Ich lasse nicht zu, dass du meine Tochter beleidigst! Du wirst dich sofort bei ihr entschuldigen, du Wahnsinniger, oder ich werfe dich aus der Kanzlei!“

Hagen wurde blass. Er setzte zu einer Antwort an, überlegte es sich anders, stand auf und machte sich rasch und erhobenen Hauptes auf den Weg zu seinem Zimmer. Günther sank erschöpft auf seinen Stuhl zurück und tastete nach der Hand seiner Tochter. Sie überließ sie ihm, legte zusätzlich ihre andere darüber, räusperte sich, brachte ein zitterndes Lächeln zu Stande und bat leise:

„Wir wollen diese unschöne Szene ganz schnell vergessen, ja?“

10. Kapitel: Carne vale

Nicht bloß die Knie schlotterten – sein ganzer Körper bebte. Trotzdem stieg Lord Atlin in äußerster Eile die zur Galerie führende Treppe hoch. Getrieben von Furcht und Argwohn, zog es ihn in das Zimmer des Sohnes. Seine Frau hatte dem Personal, das gestern bis in die Nacht hinein mit dem Festmahl beschäftigt gewesen war, frei gegeben, und dies bedeutete, dass zwar für die hungrigen Gäste in der Halle ein Brunch bereitstand, dass aber im Augenblick diese Gäste und wahrscheinlich auch der kleine Roderick sich selbst überlassen waren. Was die Burmeisters betraf, so machte er sich keine Sorgen: Ihr rüpelhaftes, poltriges Wesen stieß ihn ab und er sagte sich, dass sie gut auf sich allein aufpassen konnten. Gerade verkündete die Standuhr dröhnend, dass es 16 Uhr war, und bis jetzt hatte er an diesem Tag von keinem der Gäste etwas gehört oder gesehen. Schiefen sie alle noch? Selbst dieser Hagen war wie vom Erdboden verschluckt. Das war ihm nur recht: Seit dem gestrigen Eklat hielt er ihn für einen äußerst unangenehmen, einen geradezu Furcht einflößenden Zeitgenossen. Es war gut, dass er den grimmigen Kämpfen nicht sehen musste, aber sein Sohn, was war mit seinem Sohn? War sein Kind wirklich ganz allein? Die Gouvernante würde erst morgen zurückkehren und seine Frau hatte zwar versprochen, auf Roderick aufzupassen, doch ihr traute er schon längst nicht mehr. Er gab nichts auf ihr Wort.

Am Vormittag hatte er in den Ställen zu tun gehabt. Zwischendurch hatte man ihn immer wieder in die Gewächshäuser gerufen. Als Folge der ersten Grippewelle des Jahres hatten sich einige der Angestellten krank gemeldet, so dass für die anstehenden Arbeiten viel zu wenig Leute zur Verfügung standen. Deswegen war es ausgeschlossen, ganz und gar unmöglich, dass er einen von ihnen zur Bewachung seines Sohnes abstellte. Überdies hätte ein solches Ansinnen bei den Gärtnern, Stallburschen und Käsern einen merkwürdigen Eindruck hinterlassen – als könne er Haus und Familie nicht managen. Sein guter Ruf war ihm viel wert, und so schuftete er lieber außerhalb des Hauses ununterbrochen bis in den Nachmittag hinein und bangte dabei schweigend. Erst jetzt war es ihm gelungen, eine Minute abzuknapsen, in der er, das Bewusstsein bis zum Rand mit Bildern von allen möglichen und

unmöglichen Katastrophen gefüllt, in Rodericks Zimmer hasten konnte. Würde der Junge wohl auf sein? Würde er weinen oder lachen?

An der Tür zum Kinderzimmer angelangt, hielt er an, um Atem zu schöpfen. Aus dem Inneren drang ein unaufgeregtes Gemurmel, das ihn automatisch beruhigte und seinen Sorgen die Spitze nahm. Sacht drückte er die Klinke herunter und spähte durch den Türspalt. Eine Welle der Erleichterung und Zärtlichkeit spülte über ihn hinweg. Sie nahm alle Furcht, alle Unruhe mit sich. Die Szene, die sich ihm bot, war das Idyll schlechthin. Opa Burmeister saß in einem Lehnstuhl, den man zu seiner Bequemlichkeit mit einer blauen, mit winzigen feuerspeienden Drachen geschmückten Plüschdecke ausgekleidet hatte. Auf den Knien hielt er seinen Enkel und las ihm aus einem großen Buch vor. Roderick hatte sich an ihn gekuschelt. Er nuckelte an seinem Daumen – eine Angewohnheit, die ihm die Gouvernante trotz aller Bemühungen nicht abgewöhnen konnte –, und hörte so andächtig zu, dass er die Anwesenheit seines Vaters gar nicht bemerkte. Sanft und gütig und liebevoll-ernst klang die Stimme des Großvaters:

„Als der tapfere, treffliche Held hörte, wie erzürnt der rote Ritter war, da riss er sogleich sein Schild hoch. Wie schnell sprang der rote Ritter von der Treppe herab und ihm entgegen! Sein herrliches Schwert klang hell auf Volkers Rüstung. Da wusste Volker genau, dass der rote Ritter, dieser kühne Mann, von grimmigem Groll erfüllt war, und er schirmte sich gegen die gefährlichen Schwertschläge ab, denn er kannte seinen Gegner nur zu gut. Dann und wann schlug er mit kluger Berechnung zurück, bis er den roten Ritter doch noch im Kampf überwand. Er brachte ihm mit seinem Schwert eine Wunde bei, und die Wunde war tief und lang. Da dachte Herr Volker: „Du bist erschöpft durch den langen Kampf. Ich habe davon wenig Ehre, wenn du tot vor mir liegst. Ich will schauen, ob ich dich nicht ohne Kampf zwingen kann, meine Geisel zu werden.“ Und Volker war sich der Gefährlichkeit seines Tuns bewusst. Den Schild, den ließ er fallen. Seine Stärke, die war groß. Er umschloss den roten Ritter mit seinen Armen, und so überwältigte er den mutigen Recken. Dann fesselte ihn Herr Volker, führte ihn vor die edle Königin und lieferte ihr den tapfersten Helden aus, der jemals ein Schwert getragen hatte. Die Königin verneigte sich vor Herrn Volker und sprach: „Möge dir dein Herz und auch dein Leib immer von Glück erfüllt sein. Du hast mir Genugtuung geleistet für all meine Not. Dafür werde ich mich allezeit erkenntlich erzeigen, es sei denn, der Tod hindert mich daran.“ Da sagte der Herr...“

Lord Atlin schloss leise die Tür und kehrte zur Halle zurück. Er war beruhigt. Der Großvater kümmerte sich um Roderick. Er behütete ihn wie seinen Augapfel und sorgte dafür, dass ihm nicht langweilig wurde. Es war offensichtlich, dass er seinen Enkel über alles liebte. Er würde ihn beschützen vor jeder Gefahr. Er würde ihn verteidigen und sein eigenes Leben für ihn hingeben. Wobei... Diese Rittergeschichten, die er ihm vorlas, waren für einen kleinen Jungen ziemlich blutig und gewalttätig. Roderick würde noch mehr Alpträume davon bekommen. Andererseits liebte er sie über alles, trotz seiner Alpträume, und da war es verständlich, wenn er seinen Großvater bat, sie ihm vorzulesen, und wenn dieser gutmütig nachgab.

Beim Gang durch die Halle fiel Atlins Blick auf die Wand, an der die gekreuzten Schwerter hingen. Sie blinkten in der sich verdichtenden Dämmerung unheilvoll. So hatten sie sonst nicht geblinkt. Abrupt blieb der Gehetzte stehen und überlegte, ob man sie zu Ehren der Gäste poliert hatte. Oder sogar geschärft? Gleich darauf zuckte er mit den Schultern und eilte weiter. Er hatte weder die Zeit noch die Nerven, um sich mit dieser Frage zu beschäftigen. Sie war läppisch. Eine Banalität, über die nachzudenken sich nicht lohnte. Das Blinken der Schwerter war nicht von Belang. Im Moment zählte nur Eines: dass Roderick bei seinem Großvater gut aufgehoben war. Lord Atlin verließ das Haus.

*

Hagens Augen richteten sich auf den Wecker. 16.30. Er starrte ungläubig auf die LED-Anzeige. Träumte er noch oder ging die Uhr falsch? Ein Griff zur Armbanduhr brachte das gleiche Ergebnis. Im Zimmer war es dämmrig, was bedeutete, dass der Tag entweder begann oder sich seinem Ende zuneigte. Der Alarmknopf am Wecker war ausgeschaltet, und Hagen konnte sich nicht mehr erinnern, ob er ihn vor dem Schlafengehen eingeschaltet hatte. Seine Intuition sagte ihm, dass es wirklich schon Abend war – und das hieß, dass er über siebzehn Stunden geschlummert hatte. Langsam ging ihm die Wahrheit auf: Er hatte zwar vorgehabt, in der Nacht auf dem Flur zu wachen, war aber nach dem unseligen Streit mit Kira voller Zorn in sein Zimmer gestürmt und dort innerhalb kürzester Zeit von einer solch starken Müdigkeit überwältigt worden, dass er sich in einem Nebel halber Bewusstlosigkeit rasch auszog, wusch – und kaum, dass sein Kopf das Kissen berührte, in einen totenähnlichen Schlaf verfiel. In einen siebzehnständigen Schlaf. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein!

Er setzte sich im Bett auf und das Zimmer begann zu schwanken, zu taumeln, sich um ihn zu drehen. Das ließ nur eine Schlussfolgerung zu: Kira, dieses verfluchte Miststück, hatte ihn narkotisiert, ihn vergiftet. Er stellte die nackten Füße auf den Boden und erhob sich äußerst langsam. Das veranlasste das Zimmer, sich stärker zu drehen. Der Schweiß brach ihm am ganzen Körper aus und ein Gefühl von Übelkeit machte sich im Magen breit. Das Innere seines Mundes war eine trockene Wüste. Mit schlotternden Knien lief er drei, vier Schritte und musste sich an der Wand abstützen. Dieses vermaledeite Weibsbild! Sein Hinterkopf schmerzte, ein Gefühl von Krankheit und Schwäche machte sich in allen Gliedern bemerkbar und vor den Augen lag ein Schleier, der sich durch Zwinkern und Reiben nicht entfernen ließ. Er biss die Zähne zusammen – auch das Zahnfleisch schmerzte – und wankte ins Badezimmer. Kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt half minimal. Zum Duschen fehlte die Kraft. Der Versuch, mit Hilfe der weit in den Rachen geschobenen Finger einen Brechreiz auszulösen und die wahrscheinlich beim Bankett eingenommene vergiftete Speise hinaus zu befördern, schlug fehl. Nichts als Schleim und Galle kamen hoch. Die Übelkeit nahm nicht ab, sondern zu.

Mühsam zog er sich an, registrierte kaum die fast vollständige Schwärze, die an das Fenster herangekrochen war. Trotz eingeschalteter Deckenbeleuchtung plus Nachttischlampe blieb es trüb vor den Augen. Seine Glieder schmerzten, als wäre eine Grippe im Anzug. Ein ununterbrochenes hohes Pfeifen quälte sein Gehör und der Gedanke ging ihm durch den Kopf: „Wozu sich Sorgen machen? Spätestens morgen können wir endgültig ausruhen.“ Dem Gedanken folgte ein gelindes Entsetzen über den eigenen Defätismus, sowie der Entschluss, sich nicht entmutigen zu lassen, nicht die Kontrolle zu verlieren, komme, was da wolle. Er musste sich um die anderen Burmeisters kümmern und sehen, wie es ihnen ergangen war. Das ränkevolle Weib durfte nicht gewinnen! Bis zum letzten Atemzug musste er widerstehen, musste die Familie schützen mit aller verbleibenden Kraft. Er holte das Springmesser aus dem Nachttisch und steckte es in die Hosentasche. Das Handy. Er musste sein Handy mitnehmen, wenn er das Zimmer verließ. Wo hatte er es gelassen? Er schaute sich suchend um. Gleich darauf hatte er das Handy vergessen und bewegte sich mit Beinen aus Gummi zur Tür.

Der Weg über die Stiege war äußerst strapaziös. Die von dem schwachen Licht unzureichend erhellten Stufen verschwammen, die Füße tasteten unsicher, immer in Gefahr, ins Leere zu treten. Schweißtropfen liefen an seinen Schläfen herab und zugleich zitterte er vor Kälte und seine Zähne schlugen klappernd aufeinander. Als der ebene Boden der Galerie erreicht war, musste er sich gegen die Wand lehnen, die Augen schließen und warten, bis die sich wild

drehende Welt ihre Karussellfahrt beendet hatte. Danach setzte er bedächtig einen Fuß vor den anderen und konnte doch nicht verhindern, dass er wie ein Betrunkener ständig von rechts nach links schwankte. Zuerst war ihm nicht klar, zu wem er wollte. Es galt, irgend jemanden von den Burmeisters, egal wen, zu finden und mit ihm zu sprechen, und danach mit den übrigen. Es galt, sich zu vergewissern, dass niemand zu Schaden gekommen war... Wie schwer das Denken fiel. Wie dunkel und still es hier war, als wäre es mitten in der Nacht und alle würden schlafen. Vielleicht war es mitten in der Nacht. Sein Zeitgefühl war verloren gegangen, trotz des penetranten Tickens der Standuhr, das aus der Halle zu hören war.

Da. Die nächste Tür, die musste in das Zimmer des kleinen Roderick führen. Vielleicht war sein Großvater bei ihm. Hagen neigte sich zur Tür hin und vernahm durch das Rauschen und Fiepen in seinen Ohren hindurch ein Gemurmel. Bestimmt war Günther bei dem Kleinen. Aber die Richtigkeit der Überzeugung musste überprüft und so bestätigt werden, dass es einen gültigen Beweis gab... Wie wirr seine Gedanken waren. Die Erinnerung an den gestrigen Streit bahnte sich einen Weg durch die Trübnis und das Chaos, das in seinem Kopf herrschte. Hatte Günther nicht gedroht, ihn aus der Kanzlei zu werfen? Besser, er blickte möglichst unauffällig in das Zimmer, damit ihn sein Bruder, falls er dort war, gar nicht erst bemerkte. Besser, er weckte keine schlafenden Hunde. Besser, er provozierte keinen neuen Streit. Zum Glück quietschte die Tür nicht beim langsamen Öffnen.

Im Zimmer waren sämtliche Lampen und zusätzlich die Deckenbeleuchtung eingeschaltet und deswegen hätte ihn sein Bruder unweigerlich erblickt, wenn man den mit einer blauen Decke ausgekleideten Lehnstuhl nicht mit dem Rücken zur Tür hingestellt hätte – eine sehr ungewöhnliche Position, aber günstig für Hagen, der von Günther nur die Halbkugel des Hinterkopfes sah mit den Überresten der Haare, die grau waren mit ein wenig Rot-Gelb dazwischen. Von dem kleinen Jungen war bloß ein Bein zu erkennen, das an Günthers Seite herabbaumelte.

„Da dachte Herr Volker: „Du bist erschöpft durch den langen Kampf. Ich habe davon wenig Ehre, wenn du tot vor mir liegst. Ich will schauen, ob ich dich nicht ohne Kampf...“
Günthers Stimme klang so kräftig und froh wie schon lange nicht mehr. Beruhigt schloss Hagen die Tür. Besser den Bruder nicht stören, besser keine schlafenden Hunde wecken.

Wohin jetzt? Wohin die Schritte lenken? Vielleicht zu Gabriel. Der reagierte meist überlegt. Der ließ sich vielleicht, wenn er ihn in diesem jämmerlichen Zustand sah, dazu herab, ihm Glauben zu schenken. Der Erschöpfte bewegte sich weiter, mehr taumelnd als gehend, müde trotz des langen Schlafens, mit trübem Geist und trübem Blick. War dies das Zimmer von Gabriel? Abgeschlossen. Oder das da? Auch abgeschlossen. Aber das, das musste es sein. Jetzt erinnerte er sich und wankte darauf zu. Die Welt drehte sich nicht mehr vor seinen Augen, sondern zitterte und bebte im Einklang mit seinem Herzschlag.

Er klopfte nicht an, sondern öffnete – ohne den Grund dafür zu kennen – die Tür ähnlich behutsam wie die Tür zum Kinderzimmer. Doch dieses Mal wurde er gleich bemerkt. Gabriel schaute beim ersten Geräusch von seinem Laptop hoch, mit einem merkwürdigen Ausdruck von Unrast im Gesicht. Rote Flecken glühten auf seinen Wangen. Er sprach fahrig, fast hysterisch:

„Da bist du endlich, Onkel Hagen! Gerald lässt dir ausrichten, du möchtest sofort in den Keller kommen. In dem Raum neben dem Weinkeller ist er auf etwas gestoßen, etwas Ungewöhnliches, Sonderbares, das er dir unbedingt zeigen will. Was es ist, hat er mir nicht gesagt, nur, dass es sehr... eigenartig ist. Ja, eigenartig. Du musst dich beeilen. Es ist äußerst dringend. Er wartet dort auf dich. Los... los...“

Hagen nickte müde, wollte die Tür schon schließen, zögerte.

„Geht es dir gut?“

Die Antwort fiel umgänglich aus, heiter und aufgeregt zugleich:

„Prächtig, wirklich prächtig. Jetzt aber husch, husch!“

Der so Gedrängte fühlte sich zu krank, um etwas zu erwidern oder auch nur länger über das Verhalten des Neffen nachzudenken. Er schloss die Tür und schleppte sich davon.

Gabriel wartete eine Weile, bis er ganz sicher war, dass sich sein Onkel auf dem Weg in den Keller befand. Dann ergriff er sein neben dem Laptop liegendes Handy, gab eine Nummer ein, sagte:

„Er müsste gleich unten sein.“

Er stellte das Handy aus, legte es zurück auf den Tisch, scrollte noch einmal durch die Seiten des Dokuments, an dem er in den letzten Wochen gearbeitet hatte, markierte alles und drückte auf „Löschen“. Er vergaß auch nicht, den virtuellen Papierkorb zu leeren, fuhr den Laptop herunter und schloss ihn. Fertig. Das war erledigt. Jetzt blieb bloß noch eine Sache zu tun. Auf seinem Gesicht erschien ein für ihn völlig uncharakteristischer Ausdruck abgrundtiefer Traurigkeit, der ein, zwei Minuten anhielt, bevor er sich verzerrte, bevor sich die Lippen zur linken Seite hin verzogen und sich das linke Auge schloss. Er ging zu einem alten Mahagonischrank gegenüber dem Bett, der so hoch und wuchtig war, dass er den gesamten Raum dominierte, um daraus den Gegenstand zu holen, den er dort auf dem Boden entdeckt hatte. Beim Gehen zog er das linke Bein nach.

*

Hagens Kopfschmerzen verschlimmerten sich. Er fühlte sich, als wären an seinen Gliedern Zentnergewichte befestigt. Wenigstens hatte sich das Schwindelgefühl verringert und die Schritte waren sicherer geworden. Was ihm Gerald... Gerald... wohl zeigen wollte? Was... Nein, besser, sich auf den Weg in den Keller zu konzentrieren. Mutmaßungen gehörten nicht zur Sache. Ihm fiel auf, dass ihm niemand begegnete, dass das Haus menschenleer, geradezu tot schien. Verblichen. Entseelt. Verendet. Abgesehen von dem eindringlichen Ticken der Uhr war es vollkommen still. Und dunkel war es, so dunkel, wie es an einem spätherbstlichen Abend in einem spärlich beleuchteten großen Gebäude mit zahlreichen Ecken und Winkeln nur sein konnte. Man musste aufpassen, dass man auf der Treppe keine Stufe verfehlte, oder dass man nicht gegen eine vorstehende Kante stieß – vor allem, weil der Körper dem Willen nur bedingt gehorchte. Schwarze Schatten krallten sich in den Ecken fest, hockten unter den Möbeln. Er kontrollierte, ob das Springmesser nicht verloren gegangen war. Alles in Ordnung. Die Küche. Leer. Sauber und aufgeräumt. Das Neonlicht an der Decke war eingeschaltet. Sein überheller Schein stach ihm in die Augen wie ein Dolch. Die Spüle glänzte, die aufgereihten Gläser flimmerten, die an der Wand hängenden Kupferkasserollen schillerten. Einzig eine Schublade stand offen: die Schublade mit den vielen Messern. Gedankenlos schob er sie zu. Der Schwindel meldete sich erneut und er musste sich ein paar keuchende Atemzüge lang an einem Tisch festkrallen. Im Kopf dröhnte es, als befände sich darin ein Amboss, auf den ein wahnsinniger Schmied fortgesetzt mit einem Hammer schlug. Da – die Treppe. Bloß vorsichtig beim Hinuntersteigen, bloß achtsam einen Fuß vor den anderen setzen, bloß nicht fallen. Unten herrschte schummrige Dämmerung. Er wollte schlucken, aber sein Mund war so ausgetrocknet, dass Schlucken unmöglich schien. Links befand sich der Weinkeller und rechts... Ja, das musste der Ort des Treffens sein. Nur: wo war Gerald?

Der Raum, in dem er schwankend stand, wurde wie die Küche von einer an der Decke angebrachten Neonröhre grell erhellt. Das Mauerwerk bedeckten Regale mit Einmachgläsern,

mit Fässchen, Kistchen, Konserven. Er war auf seiner Erkundungstour hier vorbeigekommen und hatte nichts Bemerkenswertes entdecken können. Ein einfacher großer Holzschrank hatte an einer der Wände gestanden, jetzt aber... jetzt aber war er beiseite gerückt und so verschoben worden, dass sich seine Türen in einem rechten Winkel zu dem Teil der Wand befanden, den er ursprünglich verdeckt hatte. Und an diesem Teil der Wand war eine eiserne, halb offen stehende Tür sichtbar geworden. Die hatte ihm der Junge also zeigen wollen! Er taumelte auf diese Tür zu und spähte hinein in die vollkommene Schwärze.

Hagen, krank an Leib und Geist, musste sich an der Klinke festhalten, als er sich vorbeugte und mit tremolierender Stimme rief:

„Gerald? Bist du da drinnen?“

Gleich darauf schrien die Angeln der Schranktür rechts von ihm schrill, jemand trat heraus und versetzte ihm von hinten einen solch gewaltigen Stoß, dass er in die Dunkelheit förmlich hineinkatapultiert wurde. Sein Leib schlug mehrmals gegen Ecken und Kanten, bevor er auf dem Steinboden aufkam. Krachend fiel die Eisentür hinter ihm ins Schloss, der Schlüssel wurde umgedreht und er lag allein im Lichtlosen.

Für unbestimmte Zeit rührte er sich nicht, sondern horchte auf die Signale, die sein geschundener Körper aussandte. Schmerzen im Rücken, Schmerzen an der rechten Schulter, Schmerzen im linken Knie. Schwere in allen Gliedern. Das Hämmern im Kopf hatte nachgelassen, aber eine Stelle am Hinterkopf tat kund, dass er dort böse aufgeprallt war. Vielleicht blutete sie sogar, nur war er zu erschöpft, um es mit tastender Hand zu überprüfen. Zuerst belebten Lichtpünktchen die Nacht vor seinen Augen, dann hörte auch das auf. Blinde, erstickende Finsternis umschloss ihn. Unter ihm war die Kälte und Härte von Stein.

Bald lastete die Finsternis unerträglich auf ihm und er richtete sich auf, zuerst in sitzende Stellung, dann in kniende und schließlich stand er. Seine Beine ließen sich, wenn auch mühselig, bewegen, und das hieß, dass wenigstens nichts gebrochen war. Allerdings waren die Kopfschmerzen auf einen Schlag unerträglich stark geworden. Hinter beiden Schläfen dröhnte es und knatterte und donnerte. Er stöhnte auf (ein Laut, den die Nacht sofort verschluckte), griff sich mit beiden Händen an den Schädel, hätte den Kopf am liebsten abgerissen, bloß damit die Schmerzen aufhörten. Es half nichts: Einerseits wurde es durch die Berührung der Hände nicht besser, andererseits funktionierten Verstand und Überlebenswille noch und sagten ihm, dass er etwas tun musste. Ein Gedanke wand sich durch die Qualen, durch den inneren Tumult: Er musste den Raum erkunden, musste nach möglichen Ausgängen suchen.

Er streckte die Arme in die Richtung, in der sich möglicherweise die Tür befand, und setzte sich mit äußerster Vorsicht in Bewegung, wobei der vorgestreckte Fuß immer erst versuchsweise über den Boden tastete. Wer konnte wissen, ob sich im Boden nicht unvermutet ein Loch auftat, das ihn verschlucken wollte? Schließlich stießen Fuß- und Fingerspitzen gegen eine Fläche, die sich glatt und äußerst hart anfühlte. Das musste die Tür sein. Die Finger strichen darüber hinweg, bis sie die Klinke fanden. Sie ließ sich zwar herunterdrücken, aber die Tür rührte sich nicht, war verschlossen. Das ging zweifellos auf das Konto von Gerald. Was für ein dummer Junge! Warum hatte er das getan? Warum war er auf Kiras Seite gewechselt und zu ihrem Helfershelfer geworden? Und Gabriel? Steckte er ebenfalls mit Kira unter einer Decke? Hagen stöhnte laut auf. Die Kopfschmerzen brachten ihn fast um. Er drückte die Stirn gegen die eiserne Tür, in der Hoffnung, dass das Metall sie kühlte. Es wurde nicht besser. Sollte er mit den Fäusten gegen die Tür hämmern und rufen und schreien? Nein, das wäre eine unnütze Vergeudung der wenigen Kräfte, die ihm blieben.

Er raffte sich auf, entschlossen, nicht aufzugeben, irgendetwas zu tun, um freizukommen. Schließlich ging es um die Familie! Das Einzige, was in dieser Finsternis möglich schien, war, den Raum zu erkunden, festzustellen, welche Größe er in etwa hatte, wie er belüftet wurde, ob es irgendwo Fenster gab, ob sich Möbel in ihm befanden. Nur nicht resignieren, nur nicht entkräftet zu Boden sinken und sich der Schwärze, dem Nichts ergeben! Er ging langsam an der Wand entlang, bis zu einer Ecke, zählte dabei die Schritte und versuchte, mit den Fingerspitzen einen Lichtschalter zu erspüren. Es ergaben sich sieben mittelgroße Schritte und kein Lichtschalter. Nun zur zweiten Wand und weiter zur nächsten. Am Ende zeigte sich, dass der Raum höchstwahrscheinlich quadratisch und nicht allzu weitläufig war. Fenster ließen sich nicht ertasten und einen Lichtschalter hatte er trotz allen Suchens nicht gefunden. Er wollte eigentlich darauf achten, ob irgendwo ein Luftzug auf seine Hand traf, was ein Hinweis auf eine Form von Belüftung oder ein Fenster sein konnte, aber seine Kopfschmerzen waren so stark geworden, dass ihm selbst das Zählen der Schritte schwer gefallen war. Wenigstens ließ sich eine minimale Vorsicht aufrechterhalten: Er vergaß nicht, immer erst mit den Fußspitzen über den Boden zu streichen, bevor er einen festen Schritt wagte – denn was wäre, wenn im Boden wirklich eine Öffnung klaffte? Dann würde er hinabstürzen, viele Meter hinab in die Tiefe, in einen Abgrund. Sein Körper würde am Boden eines Schachts aufschlagen und er würde dort verrotten, umgeben von Skeletten, die darauf hindeuteten, dass bereits andere das gleiche Schicksal erlitten hatten... Nein, das war romantischer Blödsinn, mit dem man einen schmerzenden Kopf nicht zusätzlich belasten sollte!

Und so tappte er durch den Raum, erst an den Wänden entlang, dann mit ausgestreckten Armen quer hindurch, und kein Loch tat sich im Boden auf und kein Möbelstück stellte sich ihm in den Weg und kein Lichtschalter unterbrach die Glätte der Wände. Mit ziemlicher Sicherheit war der Raum leer und völlig unspektakulär, abgesehen davon, dass er sich nicht elektrisch erhellen ließ, und um sich eine letzte Gewissheit zu verschaffen, tappte er noch einmal los. Wieder stieß er auf kein Hindernis. Nach dem zweiten Gang wusste er überhaupt nicht mehr, wo vorn und hinten war, hatte aber noch so viel Geistesgegenwart, dass er losging, bis er auf eine Wand stieß, und sich anschließend an ihr entlang schob, über zwei Ecken, bis seine Hände von neuem die Klinke der eisernen Tür ergriffen. Erst dann überkamen ihn Entmutigung und Schwäche, seine Knie gaben nach und er sank zu Boden und barg die Stirn in den Händen.

Erstaunlich rasch ließen die Kopfschmerzen nach, wurden zu einem dumpfen Pochen, das nicht gar so unerträglich war. Dafür verstärkte sich ebenso rasch die Übelkeit und zugleich verdoppelte sich der Schwindel. In der absoluten Finsternis führte das zu einer merkwürdigen Empfindung, zu dem Gefühl eines weit ausgreifenden Hin- und Herschwingens, als hätte sich sein Körper in eine Jahrmarktsschaukel in voller Aktion verwandelt. Saß er? Lag er? Unmöglich, das festzustellen. Vielleicht war er auch blind geworden, doch wohl nicht taub, denn es pfiß und rauschte so laut in den Ohren, dass etwaige Geräusche, die von der Außenwelt eindringen, in Gefahr waren, unterzugehen. Und in dem Moment wurde es ihm klar: In diesem Raum, in diesem Verließ konnte man vielleicht nicht durch ein Loch im Boden in einen Abgrund stürzen, aber trotzdem war er am Boden eines Abgrunds angelangt. Es blieb ihm nichts anderes mehr zu tun, als in vollkommener Hilflosigkeit auszuharren und zu ertragen – die Dunkelheit, die Schmerzen, die Verwirrung, die Ohnmacht, die Erschöpfung, die Resignation, das Gefühl, versagt zu haben, nicht fähig gewesen zu sein, den Bruder und die Neffen zu schützen. Kira hatte gesiegt, das war nicht länger zu leugnen.

Lord Attilin hatte es so eilig, dass er beim Betreten des Hauses vergaß, die Haustür hinter sich zu schließen. Eigentlich hätte er noch mit dem Tierarzt sprechen müssen, nachdem sich dieser einen Zuchteber, der seit zwei Tagen nicht gefressen hatte, angesehen hatte. Seine Sorgen und Ängste hatten ihn überwältigt. Er musste erneut nach seinem Kind sehen, musste sich abermals vergewissern, dass es ihm gut ging und dass ihn der Opa behütete. Bei der Arbeit waren seine Gedanken wieder und wieder zu dem Jungen gewandert und konnten sich kaum von ihm losreißen. Vage Befürchtungen hatten ihn gequält. Ein Mahr saß auf seiner Brust, drückte ihm die Kehle zu. Eine unerklärliche Unruhe hatte jeden Nervenstrang in seinem Körper gepackt und bis zum Zerreißen gespannt. Schließlich hatte er es nicht mehr ausgehalten, hatte alles stehen und liegen lassen und war ins Haus gestürzt, in das heute so verwaiste, so finstere Haus, um sich zu vergewissern, dass seinem Kind nichts Böses geschehen war, noch nichts Böses geschehen war.

Er sah nicht nach rechts oder nach links, sondern stürzte gleich zu der Treppe, die zur Galerie führte, und eilte hoch, immer zwei Schritte auf einmal nehmend. Aus den Augenwinkeln bemerkte er eine Bewegung, einen Schatten an einer gewissen Stelle zwischen Halle und Treppe, der dort nicht hingehörte, aber das kümmerte ihn nicht, das war unwichtig. Das Herz schlug ihm bis zum Hals und zugleich fror er. Auch das war unwichtig. Jetzt ging es einzig und allein um seinen Sohn, um Roderick! Seine Angst grenzte an Panik und ohne es zu merken, presste er beim Laufen die linke Hand auf sein Herz.

Am Kinderzimmer verharnte er kurz, versuchte krampfhaft, zu Atem zu kommen – und hörte durch die geschlossene Tür die ruhige, sonore Stimme des Großvaters. Eine Welle der Erleichterung flutete über ihn hinweg und er entspannte sich. Der liebe Opa las wieder einmal seinem Enkel eine Geschichte vor. Da wollte er nicht stören – nur ein einziger Blick. Leise, ganz leise drückte er die Klinke herunter; behutsam schob er die Tür auf. Das Zimmer war hell, alle Lampen brannten, selbst die an der Decke. Der Lehnstuhl war verrückt worden und stand nun – was seltsam war – mit der Rückseite direkt vor der Tür, kaum zwei Schritte von ihr entfernt, so dass von dem darin sitzenden Großvater bloß die Halbkugel des Hinterkopfes mit den Überresten der Haare zu sehen war. Er musste Roderick auf den Knien halten, denn von dem Jungen erblickte man nichts weiter als ein an der Seite herabbaumelndes Bein. Volltönend und voller Begeisterung erklang die Baritonstimme, gütig und voller Liebe:

„Wie schnell sprang der rote Ritter von der Treppe herab und ihm entgegen! Sein herrliches Schwert klang hell auf Volkers Rüstung. Da wusste Volker genau, dass der rote Ritter, dieser kühne Mann, von grimmigem Groll erfüllt war, und er schirmte sich gegen die gefährlichen Schwertschläge ab, denn er kannte seinen Gegner nur zu gut. Dann und wann...“

Ein Lächeln kräuselte Attilins Lippen und sein Herzschlag beruhigte sich. Gerade wollte er die Tür schließen, da verharnte seine Hand auf der Klinke, da erstarb sein Lächeln. Was störte ihn plötzlich? Was nagte an ihm, was beunruhigte ihn? Es war etwas mit dem Text, den der Großvater vorlas... Warum war ihm dieser Text seltsam vertraut?... Natürlich! Er hatte den gleichen Text, die identischen Worte vor Stunden schon einmal gehört! Der Großvater hatte seinem Enkel diese Passage bereits vorgelesen. Warum also die Wiederholung? Warum nur? Lord Attilin schwankte unter dem Ansturm eines Schreckens, der alles hinwegriss, Logik, Vernunft, Zurückhaltung. Mit einem Ruck öffnete er weit die Tür, mit einem Sprung umrundete er den Sessel. Der Anblick, der sich ihm bot, durchfuhr ihn wie ein Schlag.

Er sah einen Großvater, der nicht mehr aus dem großen Buch vorlas (das Buch war ihm längst entglitten, war auf den Boden gefallen und lag jetzt mitten in einer Blutlache), sondern den Text auswendig rezitierte, mit sonorer, ruhiger, gütiger Stimme deklamierte, der die gleichen sechs, sieben Sätze wiederholte und wiederholte, mit einem idiotischen Grinsen im

Gesicht, mit stumpfen, ins Leere starrenden Augen, während seine rechte Hand den schlaffen Körper des Kindes an sich gepresst hielt und seine linke Hand mit einem der scharfen Messer aus der Küche in dessen zerfleischter Brust bohrte und bohrte und bohrte...

Ein leises Ächzen entschlüpfte Lord Attlin, entflatterte seinem Mund gleich einem Fähnlein aus zartestem Stoff, während er immer noch versuchte, den Anblick zu begreifen.

„Da dachte Herr Volker: „Du bist erschöpft durch den langen Kampf. Ich habe davon wenig Ehre, wenn du tot vor mir liegst...“

Unvermittelt überkam den Betrachter die Erkenntnis: Das, was ich hier sehe, ist wahr. Das ist kein Alptraum, keine Halluzination. Es ist die Wirklichkeit. Er schrie gellend auf, riss das am Fleisch seines Sohnes arbeitende Messer an sich, riss den Wahnsinnigen hoch, während der leblose Körper der unversehens schlaffen Hand des Mörders entglitt, auf den Boden glitt, und das im Tode zu einer Grimasse erstarrte Kindergesicht auf dem durchtränkten Buch zu liegen kam. Attlin stieß zu, versenkte das Messer in der Brust seines Schwiegervaters, der sich mit keiner Bewegung verteidigte, sondern in einem fort den Text rezitierte. Die Waffe wurde herausgezogen und in die Brust gestoßen, herausgezogen und gestoßen, bis die Worte abbrachen, bis Günther zusammenbrach, bis er hinstürzte und auf dem Körper seines Enkels zu liegen kam. Da kreischte der Vater auf, warf sich auf die Knie, grub den Kinderleib hervor. Mit einem lang gezogenen, wolfsartigen Geheul wiegte er ihn in den Armen, küsste seine Stirn, seine Haare, seine Hände, seine Wunde, bis die küssenden Lippen purpurrot waren. Ohne die Augen von dem im Grauen des Todes verzogenen und erstarrten Antlitz des Kleinen zu nehmen, tastete er umher, bis seine Finger das entglittene Messer fanden und sich darum schlossen. Er ließ das Kind los und rampte sich die Klinge mit beiden Händen tief in den Leib, genau an die Stelle, an der das Herz schlug. Im Fallen riss er Roderick an sich. Er starb auf der Seite liegend und sein Todeszucken war so stark, dass der bis zuletzt umklammerte Körper des Kindes ebenfalls zuckte.

*

Hagen war zuckend zu Boden gesunken, überwältigt von Erschöpfung und Hoffnungslosigkeit. In seinem Kopf pochte es abermals wie verrückt; er fühlte, dass Schweißtropfen über sein Gesicht rannen, die in den Augen brannten, und dass Fieber sein Blut zum Kochen brachte. Seine Beine zitterten unkontrolliert, während das Sirren und Rauschen in seinen Ohren an Lautstärke zunahm. Er raffte sich auf und lehnte sich im Sitzen gegen die Wand neben der Tür, barg die Stirn in den Händen, elend an Geist und Körper. In der Schwärze hinter den schützenden Handflächen tanzten erneut Lichtpunkte und er war sich nicht sicher, ob sie nicht auch in der Dunkelheit außerhalb der Handflächen ihr Spiel trieben. In der Stille hörte er sein Herz schlagen – zu hastig, zu unregelmäßig. Versagt, das hatte er. Auf der ganzen Linie versagt. Von einem Weibsbild vergiftet wie ein Tölpel, eingesperrt wie ein wehrloses Kind und schlapp, schlapp... Allmählich versank er in einen Halbschlaf, in einen Zustand nahe der Bewusstlosigkeit, in dem das augenblickliche Elend eine gewisse Erleichterung fand und Zeit und Raum verloren gingen.

„Klack.“

Er schreckte hoch. War das nicht eben ein Schlüssel gewesen, den man im Türschloss umgedreht hatte? Er kannte das Geräusch! War die Tür nun offen? Er machte eine Bewegung, um aufzuspringen, die Tür aufzureißen, zu schauen, wer sich an ihr zu schaffen gemacht hatte. Kira, die Furie, musste gestellt werden! Doch die Beine zitterten so sehr, als wären sie aus Kautschuk, und das Aufstehen erwies sich als mühsam, als äußerst mühsam. Der Rücken schmerzte, die Muskeln hatten sich verkrampft und im Kopf bohrte und hämmerte es mal stärker, mal schwächer. Der Mund war ausgetrocknet und fühlte sich an, als hätte man ihn mit

Schmirgelpapier bearbeitet, und erneut tanzten die Lichtpunkte vor seinen Augen. Er war so schwach, dass es seine Hand kaum schaffte, die Klinke herunterzudrücken, und als er endlich aus dem Raum taumelte und in den trüben Lichtschein blinzelte, war – wie sollte es anders sein? – von der Person, die aufgeschlossen hatte, weit und breit nichts mehr zu sehen.

Wohin sich wenden? Wen suchen? Es dauerte, bis für ihn feststand, dass seine Sorge zuerst dem Bruder zu gelten hatte. Er musste ihn warnen, musste ihm erzählen, wie ihn Gabriel in den Keller, in die Falle gelockt hatte, und davon überzeugen, dass dies wirklich passiert und keine Wahnvorstellung war. Nun, wenn er ihn in seinem ganzen Elend sah, würde er ihm wohl glauben. Aber ob es Günther nach wie vor gut ging? Und seinem Enkel? Das Kind war am unschuldigsten... Wenn er Glück hatte, waren die beiden noch im Kinderzimmer zusammen.

Verbissen schwankte er die Treppe hoch, durch die Halle, sah stur vor sich hin, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und quälte sich dann die Stufen zur Galerie hoch. Dabei musste er zweimal anhalten, um Atem zu schöpfen. Oben tastete er nach dem Springmesser. Gut, es war nicht verloren gegangen. Ihm kam der Gedanke, dass es am besten wäre, die mörderische Hexe zu erstechen, sobald er ihrer ansichtig würde. Auf der Stelle töten, das dürfte seine einzige Chance sein – denn bei seinem augenblicklichen körperlichen Zustand würde sie ihn, wenn nicht das Überraschungsmoment auf seiner Seite war, mit Leichtigkeit im Zweikampf besiegen, obwohl sie eine Frau war. Es war erniedrigend. Er wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht und fühlte sich wie nach der Besteigung eines 8000er-Gipfels. In ihm brannten und glühten alle Organe und es wurde immer schwerer, Atem zu holen. Trotzdem musste es weitergehen. Erst nach dem Bruder schauen – und dem Kind. Danach sich um die Neffen kümmern. So musste es sein. Das war die richtige Reihenfolge. Da vorne war das Zimmer des kleinen Jungen. Die Tür war halb geöffnet. Wie schwer jeder Schritt fiel. Dieser Schwindel, diese Kopfschmerzen – das Werk des Miststücks. Nun, eine Sache nach der anderen.

Er schob die Tür weit auf. Zwei Schritte in den Raum und ein Zittern überlief ihn. Ein dritter Schritt und die ganze Tragödie entfaltete sich vor seinen Augen. Stumm und starr betrachtete er die Szenerie, das Ende des Dramas, das Finale des Schauerstücks – aber die Mitspieler würden sich nicht erheben, wenn der Vorhang gefallen war, und sie würden sich nicht vor dem Publikum verbeugen. Günther, Lord Attlin, Roderick – tot in einem Meer von Blut. Hagen verstand nicht, wie es zu der Katastrophe gekommen war, wer wen erstochen hatte und vor allem warum, aber das war auch unwichtig. Er wusste nur: Hinter dem Gemetzel steckte diese Hexe, dieses denaturierte Weibsbild, das, besessen von Rachsucht, darangegangen war, eine ganze Familie auszulöschen – bis jetzt mit Erfolg. Er stöhnte auf. Blutgeruch stieg ihm in die Nase. Auf einmal war sein Mund erfüllt von dem Geschmack von Blut und abrupt wandte er sich ab. Er kämpfte mit der Übelkeit und sagte sich, dass es sinnlos war, sich länger in diesem Zimmer aufzuhalten. Den drei Menschen, die zwischen umgestürzten Burgteilen und Plastikrittern hingestreckt lagen, konnte nicht mehr geholfen werden. Er musste seine Neffen suchen, musste sehen, ob sie noch am Leben waren – und falls es ihnen einigermaßen gut ging, dann konnten sie zu Dritt auf die Jagd nach dem Drachen gehen.

Die Füße wollten sich kaum vom Boden heben, bei jedem Atemzug stach es in der Brust und Fieberschauer marterten seinen Körper. Trotzdem musste er weiterlaufen, musste sich zu Gabriels Zimmer schleppen. Gabriel war immer der Vernünftigste gewesen. Mit ihm ließ sich reden... obwohl... War es nicht Gabriel gewesen, der ihn in den Keller geschickt hatte?... Nicht darüber nachdenken, sondern sich ganz darauf konzentrieren, das Zimmer des ältesten Neffen zu erreichen. Dort angekommen, gab es eine Enttäuschung: Das Zimmer war leer. Der Laptop ruhte geschlossen auf dem Tisch. Ordentlich sah es hier aus, aufgeräumt, als wäre der

Raum seit Wochen nicht benutzt worden. Der Junge war schon immer gewissenhaft gewesen. Er würde ein guter, ein ausgezeichnete Jurist sein... Wo er nur steckte? War er vielleicht in den Keller gegangen?

Hagen fragte sich gerade, welche Richtung nun einzuschlagen war, als er durch die geöffnete Tür von der Galerie her Gerald's Stimme hörte:

„Hallo, Onkel! Suchst du mein Brüderchen? Soll ich ihn dir zeigen?“

„Ja... ja...“

Er schlingerte aus dem Raum und entdeckte Gerald, der auf der anderen Seite der Galerie stand. Sein Gesicht war in den Schatten verschwunden, aber seine Stimme hallte überdeutlich wider:

„Dann schau einmal nach unten in die Halle... hihhi... Beug dich über das Geländer und du wirst ihn entdecken... hihhi... Fall nur nicht herunter... hihhi...“

Hagen war viel zu erschöpft, um nachzufragen. Ihm kam nichts anderes in den Sinn, als zum Geländer zu tappen, sich mit beiden Händen aufzustützen, vorsichtig vorzubeugen, wobei ihm sofort schwindlig wurde, und nach unten zu spähen. In der schummrigen, stillen Halle ließ sich kein Gabriel ausfindig machen. Da waren bloß die Standuhr, deren Ticken die Qualität der Nacht besaß, die beiden Tische, die Stühle, deren Lehnen aus der Schwärze wie aus einem nächtigen Meer ragten. Bewegte sich dort etwas neben dem Fenster? Nein, da war nichts Lebendiges, oder er konnte es bloß nicht wahrnehmen: Seine Augen ließen ihn im Stich. Ein Schleier hatte sich von neuem über sie gelegt und kein Blinzeln half. Er beugte sich ein Stück weiter über das Geländer – und jäh wich alle Luft aus ihm, als hätte ihn jemand in die Magengrube geboxt.

Auf der gegenüberliegenden Seite hing Gabriel von der Galerie bis fast zum Boden der Halle. Offenbar hatte er sich einen Strick um den Hals gebunden, hatte dessen freies Ende um einen Pfosten des Geländers geschlungen und festgeknotet, war auf die Brüstung geklettert und hinuntergesprungen. Das Geländer hatte gehalten, der Pfosten hatte gehalten, und so hing sein Körper schlaff herab und schaukelte sacht in dem leichten Luftzug, der von der offen stehenden Eingangstür her wehte. Hagen taumelte zurück. Also hatte die Hexe auch ihren Bruder getötet, denn dass er sich nicht aus eigenem Antrieb, ohne ihr Zutun umgebracht hatte, lag auf der Hand. Sie hatte ihm – vielleicht bei dem gestrigen Festmahl – einen mit irgendeinem verfluchten Kraut versetzten Trank verabreicht, und dieser Trank hatte ihn in die tiefste Depression gestürzt, in Wahnvorstellungen, bis der arme Junge keinen anderen Ausweg gewusst hatte, als zum Strick zu greifen. Es konnte nicht anders gewesen sein. Wieder einer, den die Hexe von ihrer Liste abhaken konnte! Er ballte die Hände zu Fäusten. Ihn sollte sie nicht so leicht erledigen. Er würde ihr die Stirn bieten, trotz seines Fiebers und der Erschöpfung.

„Piiiiks!“

Zuerst verspürte er lediglich einen dumpfen Schmerz an seiner Hüfte. Er blickte erstaunt zu der Stelle hin und dann zur Gerald, der, ein blutiges Küchenmesser in der Hand, bereits davongestürmt war und mit sich überschlagener Stimme kreischte:

„Erwischt! Erwischt! Erwischt!“

Hagen drückte die Hand gegen die Hüfte, dorthin, wo es allmählich immer stärker brannte und stach. Er zog sie blutig wieder zurück.

„Junge, was hast du gemacht?“

„Hoppi, hoppi, hoppi, der Frosch, der beißt den Poppi...“

Gerald, der erneut ein Stück näher gerückt war, gluckste vor Vergnügen. Schaumbläschen flogen von seinen Lippen auf. Er warf das Messer von der einen Hand in die andere und tänzelte hin und her.

„Fang mich doch! Fang mich doch!“

Während er sich in einer unaufhörlichen, zuckenden Bewegung befand, die ihn auf der Galerie mal näher, mal weiter weg führte, blieben seine Augen starr. Sie waren so weit aufgerissen, dass sie geradezu hervorzuquellen schienen, was ihm das Aussehen einer Comicfigur gab. Seine Nasenflügel bebten pausenlos und seine Mundwinkel waren zu einem breiten Grinsen verzogen, das nichts von Fröhlichkeit an sich hatte, sondern das Gesicht in eine äffische Maske verwandelte. Selbst in dem trüben Licht war zu erkennen, dass er totenbleich war. Hagen schoss es durch den Kopf: „Vergiftet.“

„Hoppi, hoppi, hoppi...“

Wie ein Gummiball hüpfte er auf ihn zu. Da er Linkshänder war, war es seine linke Hand, die mit der Waffe nach vorn ruckte. Der Angegriffene konnte den Stich mit seiner Rechten abwehren. Er zog sich dabei einen langen Schnitt an der Handseite zu. Sein Blut begann, auf den Boden zu tropfen. Er taumelte ein paar Schritte in Richtung des Wahnsinnigen, der aber sprang flink wie ein Schimpanse außer Reichweite und johlte vor Vergnügen.

„Fang mich doch!“

Dem Verletzten war nun endgültig klar, dass kein beruhigendes Zureden, kein donnerndes Machtwort helfen würde. Gerald war unwiederbringlich verloren – verloren, wie es sein Bruder und sein Vater waren. Allein sein Onkel war noch nicht ganz preisgegeben, das allerdings nur, solange es ihm gelang, die Attacken dieses irrlichternden Kobolds abzuwehren. Wie lange würde er durchhalten können? Im Augenblick fühlte er das Brennen der zwei Wunden, aber weder Schwäche noch Kopfschmerzen. Wahrscheinlich wurde das durch das Adrenalin in seinem Körper bewirkt.

Hagen konzentrierte sich ganz darauf, seinen wahnsinnigen Neffen nicht aus den Augen zu verlieren, und sagte sich, dass es ihm bei dessen nächstem Angriff gelingen musste, ihn zu packen und ihm mit der verletzten Hand die Waffe zu entwenden. Flüchtig kam ihm in den Sinn, dass in seiner Hosentasche ein Springmesser steckte und er sich damit verteidigen konnte. Alles in ihm sträubte sich dagegen. Ein Familienmitglied, das seinen Verstand schuldlos verloren hatte, würde er nicht verletzen oder gar umbringen. Lieber selbst draufgehen.

„Hoppi, hoppi, hoppi, der Frosch, der beißt den Poppi...“

Wie ein außer Kontrolle geratenes Springteufelchen hüpfte Gerald auf ihn zu, mit erhobenem Messer, und wollte sich ausschütten vor Lachen. Bevor er in Reichweite gekommen war, sauste er zurück – und die Hände des Wartenden, deren eine an der Seite wie mit rotem Lack überzogen war, griffen ins Leere. Hagen schwankte, seine Sicht trübte sich und er musste sich mit der Linken am Geländer festklammern, um nicht ohnmächtig zu werden. Sein Atem ging stoßweise.

Noch zweimal entschlüpfte ihm der Angreifer. Beim zweiten Mal schlitzte die scharfe Klinge seinen Unterarm auf und er fühlte, wie es an dieser Stelle warm wurde und zu stechen begann. Erst beim dritten Mal gelang es ihm, mit einem entschlossenen Sprung den Neffen mit beiden Händen zu packen und nicht mehr fortzulassen, auch nicht, als das Messer in der Gegend des

Solarplexus in ihn fuhr. Er hielt den Zappelnden fest und ließ zu, dass es sich immer tiefer in ihn bohrte. „Nicht das Herz,“ dachte er konfus, „bitte, nicht das Herz.“

Die vielen Stunden, die er im Sportstudio beim Bodybuilding verbracht hatte, zahlten sich aus. Seine muskulösen Arme ließen den Fang nicht aus der Umklammerung. Die beiden schwankten hin und her. Der Festgehaltene schrie gellend. Er strampelte und zerrte. Umsonst – es gelang ihm nicht zu entschlüpfen. Aus nächster Nähe konnte Hagen nun mit äußerster Deutlichkeit erkennen, wie vollständig der Junge in den Wahnsinn abgeglitten war. Seine Augäpfel waren vorgequollen. Schaum hing an seinen Lippen und er roch nach fauligen Äpfeln. Hagens Griff lockerte sich nicht.

Am Ende wollte Gerald entkommen, indem er abtauchte, nach unten tauchte, aber der Eisengriff verhinderte auch das. Aus seinem Kreischen wurde ein ohrenbetäubendes Brüllen. Er sammelte alle Kraft zu einem gewaltigen Ruck nach hinten, der ihn befreien sollte, doch Hagen, in dessen Oberkörper das Messer fast bis zum Heft steckte, gab nicht nach. Er folgte dem Ruck, der direkt in die hölzerne Balustrade der Galerie führte. Krachend gab sie nach. Die beiden Körper stürzten nach unten.

Als Gerald auf dem steinernen Boden der Halle aufschlug, ertönte ein lautes Knacken. Sein Onkel kam auf ihm zu liegen. Er verlor nicht das Bewusstsein und verspürte wegen des Schocks auch keine Schmerzen, sondern konnte sich von dem Liegenden herunterrollen und halb aufrichten. Er spähte in das Gesicht des Jungen. Dessen vorgequollene Augen blickten ins Leere. Die Gesichtsmuskeln zuckten nicht mehr und die Lippen waren in einer Grimasse erstarrt. Kein Laut, kein Atem mehr. Offenbar hatte er sich das Genick gebrochen und lag tot keine zwei Meter von seinem erhängten Bruder entfernt. Hagen dachte bitter: „Es ist soweit. Ich bin der Einzige, der noch am Leben ist – und bestimmt nicht mehr lange.“ Die Schmerzen kehrten zurück.

Er hustete und bemerkte das Blut, das aus seinem Mund tropfte. In seiner Brust stach es. Das Atmen fiel zunehmend schwerer. Er fühlte sich so krank wie nie zuvor in seinem Leben. Erneut begann sich alles vor seinen Augen zu drehen. Aufstehen schien ihm im Moment völlig ausgeschlossen. Auf einmal fiel ihm das Springmesser ein. Seine Finger tasteten in der Hosentasche umher – vergeblich. Es musste ihm beim Sturz entglitten sein. Blinzeln blickte er sich um.

„Suchst du das kleine Ding hier?“

Nicht mehr als drei, vier Meter von ihm entfernt stand Kira. Das immer noch geschlossene Springmesser war unter ihrem Fuß, der es jetzt verächtlich wegschleuderte. Sie war viel wirkungsvoller bewaffnet: Mit beiden Händen hielt sie eine Pistole, die auf ihn gerichtet war. Ein metallisches Klicken erklang, als sie entschert wurde. Kira war in die Robe gekleidet, die sie beim Festmahl getragen hatte. Zusätzlich hatte sie sich einen Kranz dunkelroter Rosen in die Stirn gedrückt – ein pathetischer Anblick. Trotz der spärlichen Beleuchtung war der Triumph zu erkennen, der in ihren klaren rehbraunen Augen eingeschrieben stand. Ein Lächeln zwischen Genugtuung und Verzückung verschönte und verjüngte sie.

„Habe ich dich endlich, du Mörder!“

Das Gefühl eines unausweichlichen Verhängnisses wirkte auf Hagen wie ein Tonikum. Es konnte zwar nicht mehr seinen Körper stärken, jedoch seinen Mut. Nun, da er wusste, dass er nichts mehr zu verlieren hatte außer seiner Standhaftigkeit und seiner Ehre, erwiderte er gurgelnd und Blut spuckend, aber stolz:

„Ich bin wenigstens... kein Massenmörder... wie du...“

„Nein, ich habe nicht gemordet, sondern Starkad und der Gerechtigkeit zum Sieg verholfen. Ich habe den Tod meines Mannes gerächt: Tod um Tod um Tod. Aber ich bin noch darüber hinausgegangen und habe all denen, die in diesen angeblich milden, fortschrittlichen Zeiten zum Opfer geworden sind, den Weg zur Genugtuung gewiesen. Das will eure dumme Justiz nicht! Sie will, dass die Opfer Opfer bleiben, und schickt die Täter höchstens für ein paar Jahre ins Gefängnis, wenn überhaupt. Die armen Opfer werden allein gelassen mit ihrem Leid und ihrem Ruf nach Gerechtigkeit. Sie fordern vergeblich eine Bestrafung, die dieses Wort verdient – eine Bestrafung, bei der im Sinne der Gerechtigkeit, des Ausgleichs Leid mit Leid, Tod mit Tod vergolten wird. Schlag gegen Schlag, Hass gegen Hass! Ihr seid keine richtigen Anwälte, nur lächerliche Handlanger einer Justiz, die diesen Namen nicht verdient. Ich bin die wirkliche Anwältin aller Opfer, ich zeige ihnen die einzig funktionierende Vorgehensweise, damit das Chaos ein Ende hat.“

Hagen wollte antworten, doch Blut füllte seinen Mund und er musste spucken und husten, bis er sich zusammenkrümmte und den Oberkörper nur mit Mühe einigermaßen aufrecht halten konnte. Kira lächelte und nickte:

„Ich muss mich selbst beglückwünschen. Großartig, wie ich es geschafft habe, dich auf mein Wissensfeld zu locken und dort zu schlagen. In der Sphäre der Natur haben dir all deine juristischen Kenntnisse, deine Kniffe, deine Tücke, deine Kraft nichts genutzt. Du Dummkopf! Ja, für euch gab es gestern beim Bankett bestimmte Pflanzenextrakte in den Speisen, aber sie sollten nur den Prozess in Gang setzen, der schon längst eingeleitet war. Jedem von euch habe ich ein ganz spezielles Gift auf sein Kopfkissen gesprüht – und dieses Gift war entscheidend für eure Vernichtung. Die Pflanzen, die ich euch als hochgiftig beschrieben habe, die dienten der Tarnung. Für meine Tinkturen habe ich mich bei den Pflanzen bedingt, die im nicht abgeschlossenen Teil meines Gewächshauses stehen. Diese Pflanzen, die du Idiot vorher so genau betrachtet hast, sind nicht zum Heilen gedacht. Sie sind halluzinogen und in hohen Dosen tödlich. Ihre Blätter, Blüten oder Wurzeln können verschiedenste Arten von äußerst unangenehmen Rauschzuständen und Wahnvorstellungen hervorrufen. Ich musste sie miteinander kombinieren, immer wieder neu kombinieren, jahrelang geduldig testen, bis sich endlich die gewünschten Ergebnisse zeigten. Du kannst dir vorstellen, dass dabei das eine oder andere Versuchstier draufgegangen ist und unauffällig beseitigt werden musste. Endlich war es geschafft, waren vier besondere Tinkturen kreiert. Die eine Tinktur führt zu einer mit unerträglichen Ängsten verbundenen, aus heiterem Himmel auftretenden, für einige Minuten verschwindenden und erneut auftretenden, also intermittierenden Depression. Wer sie zu sich nimmt, begeht am Ende unweigerlich Selbstmord – in unserem Fall war das Gabriel. Bei der zweiten Tinktur werden die Denkprozesse in eine Endlosschleife gezwungen und zugleich gewinnt der Aggressionstrieb die Oberhand – wie bei Papa, der es nicht besser verdient hat, denn er hat zugelassen, dass sein Schwiegersohn in den Tod getrieben wurde. Die dritte Tinktur führt dazu, dass es im Hirn eine Art Kurzschluss gibt. Daraus resultiert der äußerste, der mörderischste Wahnsinn – wie bei Gerald. Du aber hast eine Tinktur erhalten, die nur körperlich wirkt. Sie schädigt das Kreislaufsystem und die anderen Organe, aber den Geist beeinflusst sie nicht. Du Mörder sollst bei Verstand sein und den Tod der anderen mit klarem Geist erleben und danach bei vollem Bewusstsein sterben.“

Abwechselnd hustete er und spuckte Blut, und es dauerte lange, bis er sich verständlich machen konnte:

„Also... töte mich... endlich... du... Monster.“

Ihr Lachen klang heiter und unbefangen, voll schrankenloser Freude.

„Ich werde dich töten, wenn es mir gefällt. Zuvor sollst du noch ein wenig leiden. Du bist in meiner Gewalt, ob es dir passt oder nicht. Also übe dich in Geduld.“

Abrupt schlug ihre Stimmung um. Ihr Ton wurde weinerlich.

„Du hast den reinsten, den klügsten und liebenswertesten Helden mit Lügen, mit einer Intrige in den Tod getrieben. Licht war sein Antlitz, sein Leib weiß wie Schnee. Die Sonne, sie beschien noch nie ein trefflicheres Herz. Du bist das Monster, du, der durch Freveltat Friedlose... Nein, ich ertrage es nicht mehr, dich atmend zu sehen! Du hast des vergänglichen Lebens Grenzen erreicht! Sterben sollst du...“

Hagen versuchte aufzustehen und dabei durchfuhr ihn ein Schmerz, der so stark war, dass er ihm fast die Tränen in die Augen trieb. Wahrscheinlich war seine Hüfte gebrochen. Es war unmöglich, sich zu erheben. Sie beobachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen, sah, was mit ihm los war, und lächelte. Trotz der zunehmenden Mühe beim Atmen, trotz des aus seinem Mund fließenden Blutes richtete sich Hagen in der sitzenden Haltung kerzengerade auf und richtete seine ehernen Augen auf sie. Für zehn, zwanzig Sekunden erwiderte Kira seinen Blick, lachte dann grell auf und warf die Pistole weit von sich. Mit einem Griff hatte sie das hinter ihr auf einem herangerückten Stuhl bereitliegende Schwert an sich gebracht. Die aufblitzende Schneide beschrieb einen weiten Bogen – und mit einem geschickten, lange Übung verratenden Hieb schlug sie Hagen den Kopf ab.

Das Schwert fiel mit einem Klirren zu Boden. Nein, die Frau lachte nicht hysterisch, nein, sie tanzte nicht wie Elektra, nein, sie bedeckte nicht das Haupt des Gerichteten mit Küssen wie Salome. Statt dessen setzte sie sich auf den Boden, packte den Kopf an beiden Ohren, nahm ihn auf den Schoß und versenkte sich in seinen Anblick. Als wäre es ein Andachtsbild, so meditierte sie schweigend über die gebrochenen Augen, den blutüberströmten Mund, die Querfalte zwischen den Brauen, die sich im Tod vertieft zu haben schien, die grauen Haare an den Schläfen...

Das rotleckige Schwert schwang von neuem hoch, beschrieb von neuem einen Halbkreis und durchschnitt ihren Hals. Ihr Kopf kam nicht weit von Hagens Kopf zur Ruhe. Rüdiger von Berghofen senkte die Hand, die das Schwert umklammert hatte. Er ließ es zu Boden fallen, ging, den beiden Körpern ausweichend, zur Treppe und stieg langsam, fast im Zeitlupentempo zur Galerie hoch, auf der Suche nach seinem Freund Augustus. Wozu sich noch beeilen? Augustus, davon war er überzeugt, würde – wie sein Sohn, wie die übrigen Burmeisters – nicht mehr am Leben sein.

Literaturhinweise und Danksagung

Für die Diskussion über die Fragen von Rechtssystemen beziehe ich mich auf meinen „Lieblingsphilosophen“ Michel Foucault und seine in dem Buch Die Wahrheit und die juristischen Formen (Suhrkamp. 2003) wiedergegebene Vortragsreihe.

Die Informationen zu den Giftpflanzen gehen auf das herrlich ironische Buch von Helmut Eisendle Tod und Flora (Jung und Jung. 2009), sowie auf Pflanzen der Götter. Die magischen Kräfte der bewusstseinsweiternden Gewächse von Richard Evans Schultes, Albert Hofmann und Christian Rätsch (AT Verlag 1998) zurück.

Meinen vorliegenden Roman widme ich zwei Personen: Dr. Helmut Rumpf und Dr. Peter Gäng, die mich beide immer in vielfältiger Hinsicht unterstützt haben – gerade in Hinsicht auf das buddhistische Mitgefühl, das bei mir immer noch recht mangelhaft ausgebildet ist. Mit dem Sujet dieses Romans, der Rache, habt ihr beide wahrhaftig nichts zu tun!